This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

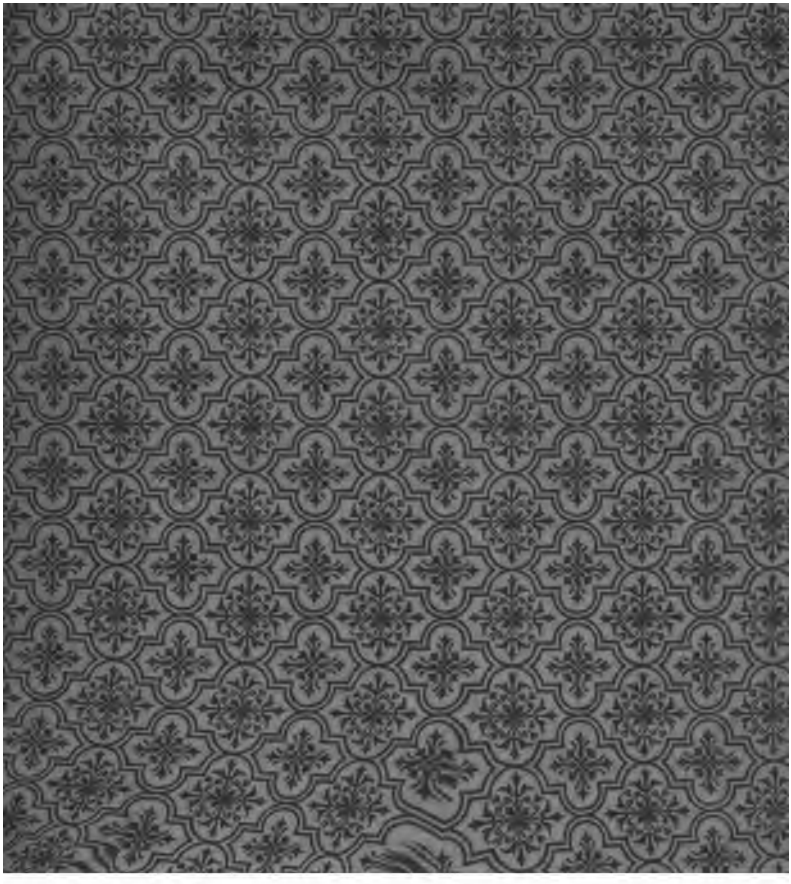
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

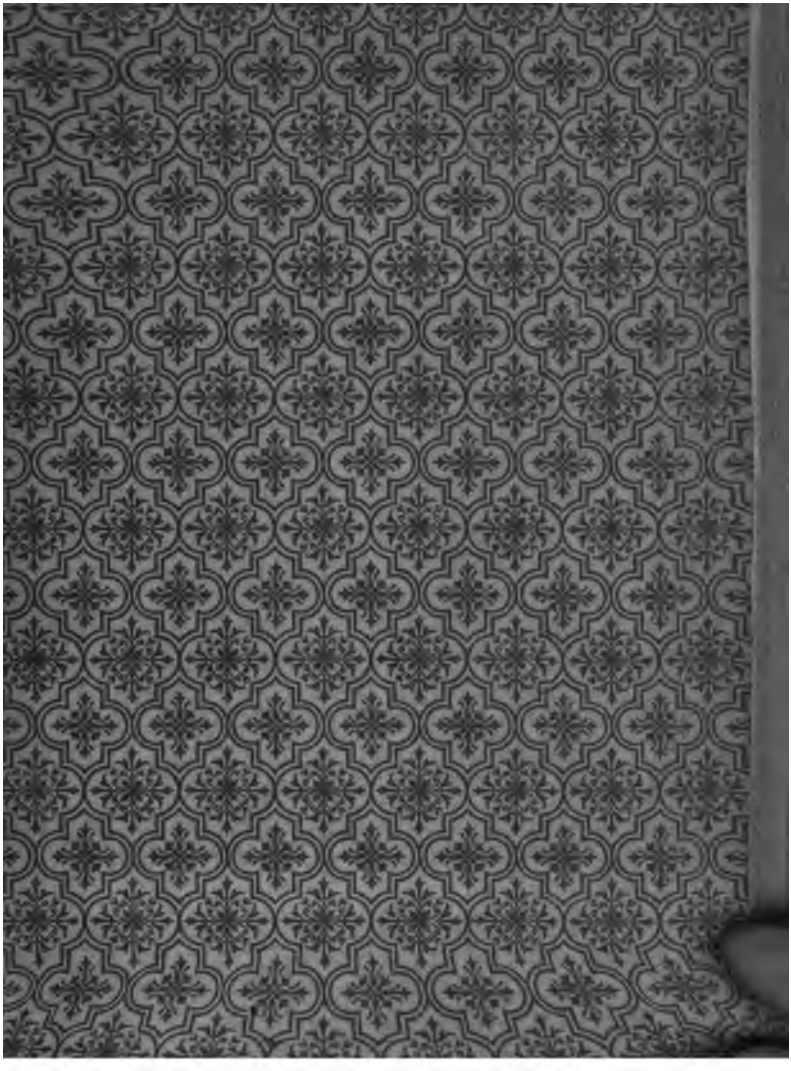
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 028 600

LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University





850
1927

Goethe - Wilhelm Meisters Wanderjahr

Goethe - Wahlverwandtschaften

Goethe - Götz von Berlichingen.

Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

9.

IV. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Leipzig,

Verlag von Ed. Wartig.

1876.

Wilhelm Meisters Wanderjahre

von

Goethe.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1876.

LIBRARY
OF THE
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY.

Darauf kommt es an, daß der Menſch etwas ganz entſchieden verſtehe, vorzüglich letzte.

A 4727.

Entstehung.

Liegt den Lehrjahren der das Jahrhundert der Aufklärung beherrschende Trieb nach freier, schönmenschlicher Entwicklung, Bewährung und Darstellung reiner Menschheit zu Grunde, so stellen sich die Wanderjahre auf den unserm Jahrhundert angehörenden staatsbürgerlichen, gesellschaftlichen Standpunkt, indem sie von der auf der Menge schwer lastenden Noth ausgehen, deren Hebung sie in der tüchtigen Ausbildung zu wahrer Ehrfurcht und zu vollkommener Fertigkeit in dem einem jeden von der Natur zugewiesenen Fache hoffnungsvoll erschauen. Schon vor dem Abschluß der Lehrjahre hatte Goethe, zunächst durch Schiller veranlaßt, eine Fortsetzung ins Auge gefaßt, worin dieselben Personen noch einmal auftreten sollten, und zu diesem Zwecke wurden ein paar Verzahnungen angebracht, so daß wir vom Plane eines sich über die ganze Welt ausbreitenden Bundes hören, zu dessen Ausführung sich Jarno nach Nordamerika, der Abbé nach Rußland begeben soll (VIII, 7), und am Schlusse wird eine Reise Wilhelms nach Italien in Aussicht gestellt. So sollten sich denn die Wanderjahre an die Lehrjahre anschließen; indessen ließ

der Dichter diese beabsichtigte Fortsetzung bald fallen oder einstweilen auf sich beruhen. Dagegen beschäftigte ihn der Gedanke an eine Reihe von kleinern Erzählungen, welche durch denselben Faden, den er in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten so glücklich gefunden hatte, mit einander verbunden werden sollten. So schrieb er denn bereits am 3. Februar 1798 an Schiller, er habe ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen bearbeiten wolle. Zu diesen gehörten ohne Zweifel die neue Melusine und die pilgernde Thörin. Die erstere will Goethe bereits seiner geliebten Friederike in der Laube zu Sesenheim erzählt und kurz darnach aufgeschrieben haben (am Ende des zehnten Buches von Wahrheit und Dichtung), was indessen eine bloße Ausschmückung seiner Darstellung des sesenheimer Liebeslebens zu sein scheint. Nach dem glücklichen Gelingen des Märchens in den Unterhaltungen lachte ihn manchmal die neue Melusine an oder, wie er selbst sie damals nennt, „das Weibchen im Kasten", „das undenische Pygmäenweibchen", welches er auf seiner Schweizerreise im Herbst 1797 zusammenzuschreiben hoffte, wozu er aber nicht gelangen konnte. Die pilgernde Thörin wollte er nach einem kleinen französischen Roman: La folle en pélérinage, erzählen, aus welchem er bereits vorher die Romanze der Müllerin Verrath (Ballade 19) geschöpft hatte; jener Roman war im Jahr 1789, wo er in den Cahiers de lecture (II) erschien, zu Weimar an der Tagesordnung gewesen. Vielleicht schwebten ihm auch schon St. Joseph der zweite, der Mann von funfzig Jahren und andere Erzählungen vor, die später in die Wanderjahre aufgenommen wurden. In Bezug auf die erstgenannte ist die Anfrage bemerkenswerth, welche Goethe unter dem 10. März 1799 an seinen Freund den Maler

Heinrich Meyer richtete: „Sagen Sie mir doch, was ist die gewöhnliche Suite von Gemälden, wenn die Geschichte des heiligen Josephs des Pflegevaters vorgestellt wird?“ Diese Folge findet sich bei Goethe wirklich (I, 2). Zu dem Manne von funfzig Jahren dürfte Kotzebues im Jahre 1795 erschienenes, nach dem Französischen bearbeitetes einaktiges Lustspiel der Mann von vierzig Jahren den Dichter veranlaßt haben. Dort verliebt sich die schöne siebenzehnjährige Mündel in ihren Vormund, der, obgleich er schon „die vierzig Jahre passirt ist“, sich durch gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit so wohl erhalten hat, daß er für einen Dreißiger gilt, ja sie gibt ihm vor jungen, tolldreisten Kammerjunkern den Vorzug. Genauer durchdacht ward der Plan zu dieser Erzählung erst am 5. Oktober 1803.

Im Jahre 1807 entschloß sich der Dichter, die ihm vorschwebenden kleinen Erzählungen durch die Person des wandernden Wilhelm Meister mit einander in Verbindung zu setzen. Am 17. Mai, dem ersten Pfingsttag, um halb sieben Uhr Morgens diktirte er das erste Kapitel (die Flucht nach Aegypten), die drei folgenden an den nächsten drei Tagen. Noch vor seiner am 25. Mai begonnenen karlsbader Reise scheint der Anfang der neuen Melusine entstanden zu sein, die in Karlsbad vollendet wurde, wo er noch manche Züge zu seiner Darstellung gefunden haben dürfte. An Frau von Stein schreibt er den 10. August von Karlsbad aus: „Seit zehn Wochen und darüber habe ich in meinem stillen Leben schon mehrere Epochen gehabt. Erst diktirte ich kleine romantische Erzählungen, dann ward gezeichnet, dann kam das Stein- und Gebirgsreich an die Reihe, und nun bin ich wieder zur freien Phantasie zurückgekehrt, eine Region, in der wir uns zuletzt immer noch am besten finden.“ Er hatte kurz vorher den Mann von funfzig Jahren, wohl bis zu dem von

Sohne veranlaßten Morgenbesuch bei der schönen Wittwe (II, 3) diktirt *), dann aber auch die Briefe zwischen Lenardo, der Tante und den Nichten, welche die Geschichte vom nußbraunen Mädchen einleiten (I, 6); denn unter dem 4. August ist in Goethes Tagebuch angemerkt: „Der Mann von funfzig Jahren bis zu einer gewissen Epoche. Einleitung der Geschichte der Inen (vgl. daselbst die „Nachschrift um Nachschrift") in Briefform." Die Uebersetzung der pilgernden Thörin ward während des Aufenthalts zu Karlsbad vorgenommen. In den beiden folgenden Jahren beschäftigten den Dichter die Wahlverwandtschaften, die anfänglich auch für die Wanderjahre bestimmt waren. Die nochmals durchgesehene pilgernde Thörin erschien bereits im Jahre 1808 im Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809, ohne Hindeutung auf die Wanderjahre. Im Mai 1809 sah Goethe die Erzählung St. Joseph der zweite durch und sandte sie an Cotta, in dessen Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810 sie als Anfang des ersten Buches von Wilhelm Meisters Wanderjahren erschien. Nach dem ersten Kapitel findet sich die Bemerkung: „Hier folgt im Original (?) ein Brief an Natalien, wodurch die Wanderjahre eingeleitet und an die Lehrjahre angeknüpft werden." Erst 1810 kehrte Goethe zu den Wanderjahren zurück; er begann das nußbraune Mädchen, wozu er die Einleitung schon vor drei Jahren entworfen hatte. Doch blieb der Roman gleich darauf volle zehn Jahre lang liegen, da ganz andere Arbeiten eine größere Anziehungskraft auf den Dichter übten. Das nußbraune Mädchen bis zur Trennung Wilhelms von Lenardo, der Mann von funfzig

*) Die Fortsetzung beginnt mit den Worten „Frauenzimmerliche Arbeiten".

Jahren bis zum Morgenbesuch bei der schönen Wittwe und die neue Melusine erschienen in den Jahrgängen 1816—1819 des genannten cottaschen Taschenbuches. Die letztere Erzählung hat mit dem nußbraunen Mädchen des englischen Dichters Chaucer (1328—1400), das schon Goethes Schwager Schlosser übersetzt hatte, nur den Namen gemein. *) Fassen wir die verschiedenen damals für die Wanderjahre bestimmten Erzählungen zusammen, so sollte Wilhelm nach der ursprünglichen Absicht des Dichters von manchen Geschichten Kunde erhalten, welche die Nothwendigkeit der Bezähmung der Leidenschaft und gefaßte Entsagung lehren, und er selbst zur Entwirrung solcher leidenschaftlichen Verwicklungen mitwirken. Gerade am Anfange tritt diesem in St. Joseph dem zweiten fromme Beschränkung in einem wunderlieblichen Bilde vor die Seele. Kaum dürfte dem Dichter bereits damals ein genauer Plan des Ganzen und dessen eigentliche Entwicklung klar vorgeschwebt haben. An Frau von Stein verräth er im Jahre 1810, als er eben mit dem nußbraunen Mädchen beschäftigt ist, nichts weiter, als sein Wilhelm werde vermuthlich unterwegs einigen schönen Kindern begegnen, die er hie und da im Verborgenen aufziehe. Daß er aber schon um diese Zeit eine Schilderung der armen Spinner und Weber in den Gebirgen beabsichtigte, wo das nußbraune Mädchen von Wilhelm aufgefunden werden sollte, ja daß er zu diesem Zwecke sich mit der Bearbeitung der Baumwolle näher bekannt machte, ergibt sich aus dem Briefe an Meyer vom 3. Mai 1810. „Ich habe diese Tage nach Ihrer Anleitung die Baumwolle gut studirt", schreibt er diesem von Jena aus, „und suche nun einen hinlänglichen realen Zettel zu einem poetischen Einschlag vorzubereiten.

*) Vgl. die Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 309.

Entsagung weiter ausgeführt und dem Ganzen eine staatsbürgerliche Idee zu Grunde gelegt, indem er die Ansicht hervorkehrte, daß jeder Einzelne durch geregelte, seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Ganzen das Seinige beitragen müsse. Von diesem Standpunkt aus ist auch die pädagogische Provinz und der damit in Verbindung stehende Wanderbund entworfen; denn gegen die nach den Befreiungskriegen immer mehr überhandnehmende Auswanderungssucht tritt der Dichter hier entschieden auf. „Das Auswandern geschieht in betrüglicher Hoffnung eines bessern Zustandes", erklärt Friedrich hier, „doch sie wird beim erfolgenden Einwandern gar oft enttäuscht, weil man sich, wohin man auch gelange, immer wieder in einer bedingten Welt befindet, und wenn man auch nicht zu einer abermaligen Auswanderung genöthigt wird, dennoch den Wunsch darnach im Stillen zu hegen geneigt ist. Wir haben uns daher verbündet, auf alles Auswandern Verzicht zu thun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man hofft, auch auf dem größten Umwege, wieder dahin zu gelangen, reicher, verständiger, geschickter, besser, und was aus einem solchen Lebenswandel Vortheilhaftes hervorgehn mag." Was die Handlung selbst betrifft, so ist zwischen St. Joseph und dem nußbraunen Mädchen das Zusammentreffen mit Montan (Jarno) und das Auffinden des Kästchens eingefügt, weiter, ehe der Mann von funfzig Jahren mitgetheilt wird, Wilhelms Besuch des alten Freundes von Lenardo und die Uebergabe von Felix an die Vorsteher der pädagogischen Provinz. Auf wunderliche Weise wird Wilhelm angewiesen, nach Mignons Geburtsort zu reisen, wo er die mit dem Mann von funfzig Jahren bekannten, jetzt auch in den Orden der Entsagenden aufgenommenen beiden Frauenzimmer antrifft;

die pädagogische Provinz betritt er erst nach dem Verlauf eines Jahres wieder. Darauf wird eine Zusammenkunft mit Lothario und dem Abbé angedeutet, woran sich eine wundersame Erscheinung Nataliens anschließt, die der Dichter selbst als höchst unwahrscheinlich bezeichnet und mit jenen Märchen vergleicht, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhalte, bis man zuletzt erkläre, es sei nur von einem Traum die Rede gewesen. Endlich kommt Wilhelm mit dem Wanderbunde zusammen, als dessen Häupter er Friedrich und Lenardo findet. Lenardo hat das nußbraune Mädchen entdeckt, dessen Zustand Wilhelm nicht richtig beurtheilt hatte. Von einer der Nichten, von Hersilien, vernimmt Wilhelm, daß das Schlüsselchen zu seinem Kästchen gefunden ist. Nicht besonders geschickt werden bald vor dem Ende des Bandes die neue Melusine, die pilgernde Thörin und Wo stickt der Verräther? kurz hintereinander eingeschoben. Mit der Entlassung der Wandernden, nicht Auswandernden, durch Lenardo schließt der Band. Der Zweck des Bundes wird hier noch einmal bestimmt hervorgehoben. „Niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnten, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wiederhergestellt finden werde.“ Lenardo's Tagebuch, die Rückkehr von Felix aus der pädagogischen Provinz und die Wanderung der verbündeten Freunde nach Amerika sollten ohne Zweifel den Inhalt des zweiten Bandes bilden, wobei auch die Eröffnung des Kästchens von Bedeutung gewesen sein würde. Besonders durch Briefe Wilhelms an Natalien hat Goethe die Verbindung mit den Lehrjahren versucht, was ihm aber um so weniger gelang, als dieser Roman ihm bereits fremd

geworden war. Auch die Verknüpfung der einzelnen Stücke unter sich ist meist mißrathen; durch Zwischenreden sind die Lücken nicht ausgefüllt, sondern nur noch auffallender gemacht.

Bei allen von Goethe im Roman selbst eingestandenen Schwächen dieser Redaktion der alten Papiere, deren Lücken auszufüllen ihm größtentheils ungenügend gelang oder so bedenklich schien, daß er sie gar nicht versuchen wollte, fand diese besonders als Fortsetzung der Lehrjahre wunderliche Erscheinung, deren anziehendsten Theile dazu längst bekannt waren, besonders bei den Verehrern des Dichters freundliche Aufnahme. Boisserée erklärte sich durch die große Mannigfaltigkeit wie durch die frische, anmuthige, wunderbare und natürliche, heitere und ernste Darstellung erfreut und erbaut. „Die allerliebsten, zum Theil neckischen Geschichten, die neuen, oft ganz abweichenden und fremdartigen Ansichten, die das Buch enthält, werden die deutsche Welt sehr in Bewegung setzen, das Urtheil auf das verschiedenste in Anspruch nehmen." Besonders angesprochen habe ihn die Ausführung des Gedankens, daß die Leidensgeschichte in besondern Räumen dargestellt werden solle. Auch über die Ausübung der Kunst habe er viel Treffliches und Weises gefunden, das für eigene Erfahrung und Ueberzeugung das rechte Wort biete; nur habe er bedauert, daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer sehr zu kurz abgekommen, da diesen, welche das reichste und schwierigste Fach hätten, doch vorzugsweise Belohnung und Ermunterung zu wünschen gewesen. Der Dichter, der über eine solche Anerkennung sehr erfreut war, erwiederte, das Ganze sei, wenn auch nicht aus einem Stücke, doch gewiß in einem Sinne geschrieben; der Freund werde im zweiten Bande den Maler, wenn auch nicht in so großer Gesellschaft wieder finden. Er wollte damals wohl noch den Maler sich dem Kreise der Verbündeten anschließen lassen. Als Goethe's junger Freund

Karl Ernst Schubarth diesem seine ungeduldige Erwartung andeutete, wie er aus dem Unzusammenhängenden des ersten Bandes sich herauswinden werde, erwiederte dieser: Zusammenhang, Ziel und Zweck liege innerhalb des Büchleins selbst, dessen Aufgabe sei, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend entgegenzubringen; der zweite Theil werde nicht mehr befriedigen als der erste, doch hoffe er demjenigen Leser genug zu thun, der diesen wohl gefaßt habe. Ganz auf dieselbe Weise sprach er sich gegen den Chorherrn Zauper in Pilsen aus.

Varnhagen von Ense in Berlin gab im Gesellschafter Briefe über den Roman, die, wenn sie auch von einer gewissen Ueberschwänglichkeit sich nicht frei hielten, doch dem Dichter wohlthun mußten, da sie seinen Absichten sinnig nachspürten. So erfreute ihn auch der Versuch des Gymnasialdirectors Kayßler in Breslau, in einem Schulprogramme seine in der Beschreibung der pädagogischen Provinz ausgesprochenen Ansichten mit denen Platos in der Republik zusammenzustellen. Freilich waren fast gleichzeitig mit den goetheschen Wanderjahren die falschen des protestantischen Pfarrers Fr. W. Pustkuchen-Glanzow zu Lieme bei Lemgo erschienen, in welchen diese fromme Seele in einer sich als Fortsetzung der Lehrjahre ankündigenden salbaderischen Dichtung nicht bloß über diese, sondern über alle Schöpfungen seines Dichtergeistes den Bann aussprach. Die breitspurige zu einem dicken Buche angeschwollene Schrift des schreibseligen jüngern Prof. Schütz in Halle: Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser (1823) konnte Goethe um so weniger befriedigen, als dieser, wenn er sich auch gegen den eben so einseitigen und schiefen als leidenschaftlichen Angriff auf Goethe erklärte, doch die pustkuchenschen Wanderjahre für ein durch eigenthümlichen dichterischen und

philosophischen Geist bedeutendes Werk erklärte. Dagegen hatte er große Freude, als Tieck in demselben Jahre mit einem guten Worte gegen den vor einem Betruge sich nicht scheuenden pietistischen Pfarrer in seiner Novelle die Verlobten auftrat. Gleichzeitig schrieb Immermann, damals Referendar in Magdeburg, gegen Pustkuchen das Fastnachtsspiel: Ein ganz neues Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten und einen Brief über die falschen Wanderjahre.

Die in Aussicht genommene Vollendung des Romans hatt unterdessen nach dieser ersten, etwas rasch hingeworfenen Anordnung nicht gelingen wollen. Der Dichter fühlte zu wohl, daß er bei der bisherigen Verknüpfung die Dichtung zu keinem glücklichen Abschluß bringen könne; außer den vielen Lücken, manchen schroffen Uebergängen, der Ueberladung des Schlusses mit eingelegten Erzählungen und andern Mängeln drängte sich ihm die Nothwendigkeit einer weiteren Ausführung des das Ganze mannigfach durchziehenden Grundgedankens auf; sein Genius sagte ihm, daß die Entwicklung von Wilhelm selbst, von welcher bis dahin keine Spur sich zeigt, schon frühe angedeutet, Felix inniger in die Handlung verwoben und das Ganze zu einer lebendigern Einheit zusammengeschlossen werden müsse.

Manche andere Arbeiten der verschiedensten Art nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, unter ihnen Faust und die neue Ausgabe seiner Werke. Die Chronologie der Entstehung goethescher Schriften hinter den Werken läßt Goethe freilich schon im Jahre 1825 die Geschichte des nußbraunen Mädchens fortsetzen und die neue Bearbeitung der Wanderjahre beginnen, doch erst nach der in den ersten Monaten des folgenden Jahres gelungenen Vollendung der Helena ging er an die Wanderjahre. In diesem Sommer äußerte er eines Tages gegen Ecker-

mann, er habe den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden; er lasse das Gedruckte ganz abschreiben und merke die Stellen an, wo er Neues auszuführen habe; komme der Schreiber an ein solches Zeichen, so diktire er weiter. Dies gelang freilich nicht; denn ein andermal bemerkte er Eckermann, die Wanderjahre seien nun ganz abgeschrieben; die Stellen die er neu zu machen habe, seien mit blauem Papier ausgefüllt, so daß er, was noch zu thun sei, sinnlich vor Augen habe. So wie er vorrücke, verschwänden die blauen Stellen immer mehr, und er habe seine Freude daran. Aber noch am 26. Juli meldete er Boisserée, er gedenke sich bald auf die Wanderjahre zu werfen, bei denen er sich offenes Feld lasse, und wolle nicht voraus wissen, was es werden solle, selbst auf die Gefahr hin, ins Humoristische zu gerathen. Am Ende des Jahres begann er die ihm seit fast dreißig Jahren im Sinne liegende „Tiger- und Löwengeschichte" als Erzählung für die Wanderjahre zu bearbeiten; er beendete die jetzt als Novelle in den Werken stehende Geschichte am Anfang des folgenden Jahres. Den 30. Dezember meldet er Boisserée, er werde im nächsten Vierteljahre nach Beseitigung desjenigen, was noch für die erste Lieferung seiner Werke zu thun sei, an einer zwar angenehmen, doch bedenklichen Arbeit fortfahren, an der Sonderung, Rekonstruktion, Ausarbeitung und Abrundung der Wanderjahre, die nach den seltsamen Schicksalen, die sie erduldet hätten, ein wunderliches Opus geben müßten. Den 17. Februar äußerte er, diese rückten auch zu, und er begreife jetzt, daß diese nicht früher hätten zu Stande kommen können. Ende Mai war er in der Ausarbeitung so weit fortgeschritten daß er meinte, es bedürfe nur noch weniger Binsen, um den Straußkranz völlig zusammenzuflechten, was am Ende, meinte er, auch jeder gute Geist thäte,

das einzelne auf- und anfassend, und vielleicht besser. Allein der Dichter, der sich daran stumpf gearbeitet hatte, täuschte sich selbst darüber; denn in dem jetzt auf drei Bände berechneten Roman war noch gar viel zu thun, da es überall mehr oder weniger bedeutende Lücken gab. „Hier fehlt etwas in der Exposition", schreibt Eckermann, dem Goethe im Frühjahr 1828 die Handschrift vorlegte, „hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutnng, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen." Eckermann suchte Goethe zu dem Entschluß zu bestimmen, den ganzen Sommer allein der Vollendung dieses bedeutenden Werkes zu widmen. Allein die Ausführung dieser Absicht wurde durch die Erschütterung gehemmt, in welche sich des Dichters ganzes Wesen durch die am 15. Juni anlangende Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden seines langjährigen Fürsten und Freundes, des Großherzogs Karl August, versetzt fühlte. Um sich den trüben Eindrücken zu entziehen und im frisch belebenden Hauche der freien Natur sich zu neuer Thätigkeit möglichst herzustellen, zog er sich nach dem großherzoglichen Schlosse Dornburg zurück. Erst am 11. September traf er in Weimar wieder ein, wo seine nächste, schwer lastende Sorge auf die Vollendung der Wanderjahre gerichtet war, da die Handschrift um Weihnachten zum Druck abgesandt werden mußte. Goethe hielt sich so angestrengt an die Arbeit, daß die beiden ersten Bände noch zeitig genug an die cottasche Buchhandlung abgehn konnten, doch ergab sich beim Drucke, daß man sich durch die weitläufige Schrift des Abschreibers hatte täuschen lassen, so daß besonders der zweite Band zu klein ausfallen würde. Von diesem Uebelstand

benachrichtigt, wußte der damals mit dem dritten Bande vollauf beschäftigte Dichter sich nur dadurch zu helfen, daß er Eckermann beauftragte, aus zwei starken Stößen handschriftlicher Bemerkungen einige Druckbogen zusammenzustellen, welche zur Ausfüllung des Raumes dem zweiten und dritten Bande hinzugefügt werden sollten. So traten denn an den Schluß dieser Bände die Betrachtungen im Sinne der Wanderer und die Bemerkungen unter der Ueberschrift: Aus Makariens Archiv*); jeder Abtheilung wurde ein bedeutendes Gedicht hinzugefügt. In ähnlicher Weise hatte Goethe seinen Wahlverwandtschaften Betrachtungen aus Ottiliens Tagebuch eingefügt, die aber zu dem Roman selbst in näherer Beziehung standen. Noch vor Mitte des Februar war der dritte Band völlig abgeschlossen; das Ganze erschien erst am Anfange des Juni.

„Als nun aber die Wanderjahre erschienen", erzählt Eckermann, „wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte (Vermächtniß und bei Betrachtung von Schillers Schädel, beide hier ohne Ueberschrift, letzteres mit der Bemerkung: „Ist fortzusetzen") so wenig verstanden, als es geahnet werden konnte, wie sie nur möchten an solche Stellen gekommen sein. Goethe lachte dazu

*) Makariens Archiv wird bereits I, 10 erwähnt und zugleich versprochen, man werde die nächste sich darbietende Gelegenheit benutzen, dasjenige, was Wilhelm hier gefunden, mit Auswahl darzubringen. Der Roman enthält mehrere solcher nicht gehaltenen Versprechen.

Es ist nun einmal geschehen, sagte er heute (am 15. Mai 1831), und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen, wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Ort vertheilt stehen, und die Wanderjahre sodann, ohne die Einzelnheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war." Und so bilden denn jene früher den Wanderjahren zugegebenen Sprüche jetzt die erste und sechste Abtheilung der Maximen und Reflexionen und die vierte der Betrachtungen über Naturwissenschaft.

Goethe freute sich, als „das neue Geschling der Wanderjahre", wozu er, „aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlassung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, sein Bestes habe thun müssen", endlich vollendet vorlag. Boisserée sprach ihm für dieses „höchst anziehende und gehaltreiche Buch" seinen wärmsten Dank aus, das ihm den „seltsam angenehmsten Eindruck" gemacht und ihn so angemuthet habe, daß er bei Darstellung der Sitten und Verhältnisse unserer Zeit einen Ariost in ungebundener Rede zu lesen geglaubt, ein Genuß, den er bei der ersten Bearbeitung nicht gefühlt habe, wonach dieser eine Folge der neuen vollkommen gelungenen Komposition sein müsse. Goethe erwiederte: dem einsichtigen Leser bleibe der Ernst und die Sorgfalt nicht verborgen, womit er diesen zweiten Versuch, so disparate Elemente zu vereinigen, aufgefaßt und durchgeführt; freilich hätte er das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch behandelte Sätze ausführlicher hervorheben können, allein man müsse zu endigen wissen; auch habe der Setzer zum Abschluß genöthigt, vielleicht zum Vortheil des Ganzen, das sonst leicht hätte lästig werden können, anstatt daß jetzt, wenn er dem Zeugnisse des Freundes trauen

deſſen, einſtimmig oder im Gegenſatz, weiter bei ſich auszuführen geneigt geweſen. Das Büchlein verleugnet ſeinen kollektiven Urſprung nicht, erlaubt und fordert mehr als jedes andere die Theilnahme an hervortretenden Einzelnheiten. Dadurch kommt der Autor erſt zur Gewißheit, daß es ihm gelungen ſei Gefühl und Nachdenken in den verſchiedenſten Geiſtern aufzuregen. Hierüber habe ich in Briefen die anmuthigſten Aeußerungen, und wie ſelbſt junge und weibliche Seelen von ganz gelinden, aber gründlichen Zügen ergriffen werden. Wollen auch Sie auf dieſe Weiſe mir wohlthätig ſein, ſo erkenne es mit verbindlichſtem Dank. Nicht leicht unterhält man ſich über dergleichen mündlich, eine gewiſſe Scheu hält uns ab; dagegen iſt man im Schreiben freier, und man vertraut ſein Innerſtes gern in die Ferne.“ Gegen den Kanzler Müller ſprach er am 18. Februar 1830 ſeinen Aerger aus, daß Rochlitz beſtimmte einzelne Mittheilungen der durch dieſen Roman empfangenen Eindrücke verweigert, ſtatt deſſen die alberne Idee gefaßt, das Ganze, das nur ein Aggregat ſei, ſyſtematiſch konſtruiren und analyſiren zu wollen.

Den Dichter hatte es doch gefreut, als der berliner Profeſſor der Philoſophie H. G. Hotho in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, deren Mitarbeiter er ſelbſt war, eine erläuternde Ueberſicht und Würdigung des Romans gab, und ſo auf die Bedeutung dieſes Werkes ſeines Alters hinwies, aber eine allgemeine Anerkennung ſollte der Roman bei ſeinen Lebzeiten nicht finden. Die große Leſewelt, am meiſten die empfindſame, wußte nicht, was ſie aus dem Ganzen machen ſolle, das man für ein völlig mißlungenes Erzeugniß des grillenhaften Alters hielt. Varnhagen von Enſe wies gleich nach dem Tode des Dichters in dem bedeutenden Aufſatze Im Sinne der Wanderer, der auch ſeine Werke ſchmückt, im letzten Heft der goetheſchen

Zeitschrift Kunst und Alterthum auf die hohe Bedeutung des Romans für die große gesellschaftliche Aufgabe der Gegenwart und auf seine Verwandtschaft mit den auf die Neugründung der Gesellschaft gerichteten Bestrebungen der Franzosen hin. In ähnlicher Weise wie Varnhagen sprach sich Rosenkranz sechs Jahre später über die Wichtigkeit der Wanderjahre für die Frage nach der Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse aus *), und wetteifernd haben darauf Karl Grün (1842), Ferdinand Gregorovius (1849) und Alexander Jung (1854), die beiden letztern in besonderen Schriften, der erste in dem Buche über Goethe vom menschlichen Standpunkte, diese Bedeutung des Romans weiter zu entfalten gesucht, freilich nicht ohne dem Dichter manches unterzuschieben, was seiner Absicht fern lag. Selbst von der herrlich begabten Marquise Dudevant (George Sand) war eine Schrift über die Wanderjahre in Aussicht gestellt, und sie hatte Bettinen von Arnim zu einer solchen aufgefordert; auf ihren eigenen Roman Le compagnon du tour de France (1843) scheint der goethesche nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Ist es unserm von der Zeit gedrängten Dichter auch nicht gelungen, den ganzen Roman in künstlerischer Hinsicht vollendet abzurunden, alle störenden Ungleichheiten zu tilgen, alle Lücken auszufüllen und die zu Grunde liegende Zwiespältigkeit zu reinstem Einklang zu stimmen, so müssen wir es doch für ein besonderes Glück halten, daß ihm die Ausführung der Wanderjahre nicht allein manche höchst anziehende Schilderungen und Erzählungen entlockte, sondern ihn auch veranlaßte, über die wichtigsten Fragen der bürgerlichen Gesellschaft seine

*) Später auch in der Schrift Goethe und seine Werke (1847).

gereiften Anſichten nicht in trockenem Lehrtone, ſondern in freier Darſtellung auszuſprechen, über welche der ahnungsvolle Geiſt des eben ſo ſinnigen als tief ſchauenden Dichters waltend ſchwebt.

II. Entwicklung und Würdigung.

Wollen wir einen richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der Wanderjahre gewinnen, so müssen wir im einzelnen und ganzen durchaus von den Lehrjahren absehen. Dem Dichter selbst schwebte, als er sie unternahm, nur ein sehr abgeblaßtes Bild seiner Lehrjahre vor, aber hätte er sich derselben auch viel deutlicher in allen Einzelnheiten erinnert, seinem vorschwebenden Zwecke gemäß mußte er in bedeutenden Punkten von der dortigen Darstellung abweichen. Freilich ist der mit Wilhelm zusammentreffende Maler mit den in den Lehrjahren erzählten Schicksalen Mignons, welche er doch nur aus diesem Roman kennen gelernt haben kann, ganz vertraut, er ist durch den daran genommenen Antheil zu seiner Reise bewogen worden, selbst die Lieder aus den Lehrjahren sind ihm und den auf dem See umherkreuzenden Damen bekannt. Außer Wilhelm treten manche Perrsonen der Lehrjahre hier auf, aber Goethe irrte sogar in den Namen, indem er Theresen Julien und Lydien Lucien nannte, so daß erst nach seinem Tode die richtigen Namen an den betreffenden Stellen hergestellt wurden. Daß schon in den Lehrjahren (VIII, 7) Jarno Lydien seine Hand anbietet, hat der Dichter in den Wanderjahren vergeß-

sen, da er hier (III, 14) die Verwunderung der Leser durch die Mittheilung zu erregen glaubt, Jarno habe das leidenschaftliche Mädchen sich als Gattin zugeeignet, und was an der letztern Stelle von Jarnos Jugendliebe zu Lydien und Lotharios Entführung erzählt wird, steht im geraden Widerspruch mit mehrern Aeußerungen von VIII, 6. Vor allem aber stimmen der Entsagungsbund, die Unselbständigkeit Wilhelms und der Plan Lotharios und seiner Freunde, vereint nach Amerika auszuwandern, gar nicht mit der Darstellung der Lehrjahre überein. Ein Grund zur Entsagung ist bei Natalien, Wilhelm, Lothario und den übrigen gar nicht vorhanden; alle haben die ihnen gemäße Lebensbestimmung und (mit Ausnahme des Abbés, des katholischen Geistlichen, des Menschenerziehers, dessen ganzes Leben in der Förderung reiner Menschheit aufgeht) die ihnen ganz zugebildete Frauenseele gefunden. Bedurfte es auch bei Wilhelm eines harten Kampfes, ehe bei ihm Verstand und Gefühl ins Gleichgewicht traten, so hat er sich doch keine Verirrungen zu Schulden kommen lassen, die ihn zu zeitweiliger Entsagung nöthigten. Sehen wir am Schlusse auf eine Reise Wilhelms nach Italien hingedeutet (wie wenig diese Reise dort an der Stelle sei, haben wir bei der Betrachtung der Lehrjahre (S. 93 f.) bemerkt), so ist hier doch am wenigsten an eine mit allerlei Beschränkungen verbundene Entsagungsreise zu denken, er soll sich bloß augenblicklich entfernen, um dem Gerede zu entgehn und die Welt zu sehn, ja von einer Trennung von Natalien ist ausdrücklich hier gar nicht die Rede. Auch ist Wilhelm am Schlusse des Romans zu wahrer Selbständigkeit und zu einer ruhigen Sicherheit gelangt, welche mit der haltlosen Schwäche in Widerspruch steht, in welcher uns die Wanderjahre den alten Freund vorführen. Wenn wir in den letztern Jarno gleichfalls auf der Wanderschaft finden

und ganz dem Bergbau ergeben, so wollte er in den Lehrjahren (VIII, 7) nach Amerika gehn, um dort für die gegenseitige Versicherung der Freunde zu sorgen, im Falle eine Staatsumwälzung den einen oder den andern seiner Besitzungen berauben würde. In gleicher Absicht sollte der Abbé nach dem noch so große Strecken dem Anbau bietenden Rußland sich wenden, Lothario dagegen in Deutschland auf seinen Besitzungen bleiben, wo er sein Amerika gefunden (VII, 3), während in den Wanderjahren sich beide der Auswanderung angeschlossen haben, der sie sich so eifrig widmen, daß sie darüber sich sogar den hohen Seelengenuß versagen, vor ihrer Einschiffung Makarien zu besuchen. Sonach stehen die Wanderjahre auf einem ganz andern Boden als die Lehrjahre, wenn auch die allgemeinen Umrisse der letztern vorschweben, besonders die Hauptgestalten und ihre Beziehung zueinander als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Freunde, welche wir am Ende der Lehrjahre in glücklichen, ihrem Geiste und Herzen ganz entsprechenden Verhältnissen verließen, treten in unserm Roman als Entsagende auf. Jarno selbst bemerkt im Gespräche mit Wilhelm: „Wir mußten uns resigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit", und Juliette weiß, daß Wilhelm zu dem Orden der Entsagenden gehört. Der Sitz dieses Vereins ist Lotharios Schloß, und wir haben den Abbé als die Seele des Ganzen zu denken, wenn auch Natalie dabei von bedeutendem Einfluß sein wird; Lothario und Therese treten ganz zurück, ja sie werden erst sehr spät erwähnt, als sie bereits auf der Auswanderung begriffen sind. Weshalb Jarno entsagen muß, sehen wir nicht: er ist noch immer ein bitterer Beurtheiler der Menschen, [1]) und die jetzt eifrigst aufgenom-

1) Im März 1828 scherzte Goethe gegen den Kanzler Müller: „Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin; ich schreibe jetzt eben an den Wanderjahren

mene Beſchäftigung mit Steinen, Felſen und Bergwerken iſt wenig geeignet, ihn jenen näher zu bringen. Wilhelm klagt ſich ſelbſt an, daß ſeine Fehler ſich früher wie Gebirgswaſſer einer über den andern geſtürzt, und er fühlt, wie nothwendig ihm die Entſagung ſei, damit er, von ſeiner wild hinreißenden Leidenſchaft befreit, zu ruhiger, milder Beſonnenheit gelange. Zu ſeiner Entſagung iſt ihm die Wanderſchaft aufgelegt, auf welcher er zu feſter Selbſtändigkeit gedeihe und einem beſtimmten Berufe zugetrieben werde, damit er als nützliches Glied in die Geſellſchaft eintrete. Daß er bereits in den Lehrjahren ſeinen wahren Wirkungskreis gefunden, müſſen wir hierbei ganz vergeſſen. Der Verein der Entſagenden hat ihm beſtimmte, gerade auf ſeinen Charakter berechnete Bedingungen vorgeſchrieben. Vor allem hat er Natalien verſprochen, ſein Schickſal nicht zu beklagen, ſondern ruhig die Entbehrung des an ihrer Seite ihm winkenden Glückes zu dulden, wie auch dieſe die gleiche Verpflichtung übernommen hat. Und ſo nimmt er ſich denn auch ernſtlich vor, der Geliebten nur das zu berichten, was ihm auf ſeiner Wanderſchaft begegne. „Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben", ſchreibt er ſelbſt, „und ganz eigene Prüfungen zu beſtehn. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb!" Von dieſen Bedingungen werden wir nicht genauer unterrichtet, doch geſteht Wilhelm, daß ihre Befolgung ihm ſchwer falle, was ſehr natürlich iſt, da ſie gerade gegen ſeine Schwächen gerichtet waren. Am leichteſten kommt er den äußern Verpflichtungen nach, die ihm am Anfange die wunderlichſten geſchienen. Nicht über drei Tage ſoll er unter einem Dache bleiben und keine Herberge

an der Rolle des Jarno; da ſpiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort."

verlassen, ohne sich wenigstens eine Meile von ihr zu entfernen. „Diese Gebote sind wahrhaft geeignet", schreibt er, „meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde." Jarno spricht den Grund, weshalb man gerade Wilhelm diese Bedingungen auferlegt habe, deutlich aus. „Du bist von der Menschenart", sagt er ihm, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstete Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen."[1]) Er vergleicht ihn einem Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft habe, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstelle, nirgends aber Wurzel zu fassen, weshalb niemand ihn gebrauchen könne. Wie alle Entsagenden, hatte sich auch Wilhelm verpflichten müssen, beim Zusammentreffen mit den verbundenen Freunden weder vom Vergangenen noch vom Zukünftigen zu sprechen, immer nur über das Gegenwärtige sich zu unterhalten, da sowohl Hoffnung als Erinnerung den Menschen vom thätigen Wirken abhalte, wir darauf angewiesen seien, die Gegenwart, die uns allein zu Gebote stehe, in zweckmäßiger Thätigkeit zu benutzen. Besonnene Thätigkeit ist es ja, wie Jarno später sehr bezeichnend es ausspricht, auf die alles ankommt. „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. — Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes täglich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am

1) Von sich selbst schreibt Goethe im Oktober 1797 an Schiller: „Für Naturen, wie die meine, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet."

Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“ Wilhelm muß die ihm aufgelegte Entsagung mit männlicher Fassung bestehn, er muß ruhige Selbständigkeit gewinnen und zu einem ihm ganz gemäßen Berufe sich tüchtig ausbilden; erst dann ist seine Wanderschaft zu Ende, erst dann ist er berechtigt, als würdiger Bürger in ein geordnetes Gesammtwesen einzutreten und des wahren, in Thätigkeit, Beschränkung und Liebe beruhenden Familienglückes sich zu erfreuen.

Wir treffen ihn auf einem Gebirgspasse, von welchem er am andern Tage in das fremde Land herabzusteigen gedenkt; er schreibt von hier aus dem Wirthshause seinen ersten Brief an Natalien, wie Goethe selbst auf seiner italienischen Reise aus dem Posthause auf dem Brenner die ersten Nachrichten in die Heimat sandte. Wir fühlen, wie schmerzlich es ihm fällt, die Heimat zu verlassen, sich von der Geliebten so lange Zeit zu trennen, allein er ist voll entschlossen, den übernommenen Verpflichtungen nachzuleben, um einst mit dem Bewußtsein redlichster Erfüllung sich des Glückes, das in Nataliens Besitz seiner wartet, ungetrübt erfreuen zu können; dieses Glück, wieder zu den Füßen der Geliebten zu liegen, auf ihren Händen sich über all das Entbehren auszuweinen, leuchtet ihm als sicherer Leitstern auf seiner einsamen, nur durch die Gegenwart seines aufblühenden Knaben anmuthig erheiterten Bahn. Ein wunderliebliches Bild jenes reinen Familienglückes, welches ihn in Nataliens Besitz erwartet, tritt ihm gleich am Anfang in der Familie von St. Joseph dem zweiten entgegen, wo wir zufriedene Beschränkung, reine, ruhige Maßhaltung, zweckmäßige Thätigkeit und edelste, hingebendste Liebe im schönen Verein treffen, weshalb Wilhelm sich von dieser abgeschnit-

verlassen, ohne sich wenigstens eine Meile von ihr zu entfernen. „Diese Gebote sind wahrhaft geeignet", schreibt er, „meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde." Jarno spricht den Grund, weshalb man gerade Wilhelm diese Bedingungen auferlegt habe, deutlich aus. „Du bist von der Menschenart", sagt er ihm, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstete Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen."[1]) Er vergleicht ihn einem Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft habe, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstelle, nirgends aber Wurzel zu fassen, weshalb niemand ihn gebrauchen könne. Wie alle Entsagenden, hatte sich auch Wilhelm verpflichten müssen, beim Zusammentreffen mit den verbundenen Freunden weder vom Vergangenen noch vom Zukünftigen zu sprechen, immer nur über das Gegenwärtige sich zu unterhalten, da sowohl Hoffnung als Erinnerung den Menschen vom thätigen Wirken abhalte, wir darauf angewiesen seien, die Gegenwart, die uns allein zu Gebote stehe, in zweckmäßiger Thätigkeit zu benutzen. Besonnene Thätigkeit ist es ja, wie Jarno später sehr bezeichnend es ausspricht, auf die alles ankommt. „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. — Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes täglich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am

1) Von sich selbst schreibt Goethe im Oktober 1797 an Schiller: „Für Naturen, wie die meine, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet."

Theilnahme den Menſchen zugeneigt bleibt, während der Menſchenverächter Jarno dieſe meidet und ſich den Steinen und Felſen zugewandt hat. Indeſſen iſt es mit der Menſchenverachtung dem ſcharf verſtändigen Freunde nicht gar zu ernſt gemeint, der ſeinen herben Ton um ſo höher ſteigert, als er gerade Wilhelms leidenſchaftlicher, ſich ſo leicht anklammernder und mit fremdem Schickſal belaſtender Gutherzigkeit entgegentritt. Im Gegenſatze zu Wilhelm's Forderung einer vielſeitigen einſtimmigen Bildung, deren Erlangung dieſem ſo ſehr am Herzen gelegen hat (V, 3), ſpricht er das gegenwärtig gebieteriſche Bedürfniß der Einſeitigkeit aus. Eine vielſeitige Bildung könne zu ihrer Zeit wirklich vortheilhaft, ja nothwendig ſein; ſie bereite aber nur den Boden vor, auf dem der Einſeitige wirken könne. „Ja, es iſt jetzo die Zeit der Einſeitigkeiten; wohl dem, der, es begreift, für ſich und andere in dieſem Sinne wirkt. — Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehn wird." So hat denn auch Jarno ſich jetzt einem beſtimmten Berufe, dem Bergweſen, gewidmet, mit dem er ſchon in ſeiner Jugend in Verbindung getreten war, da er bei einem hohen Bergbeamten erzogen worden, und er hat es darin bereits weit gebracht, weil er ſich an die rechten Lehrer gewandt, an die Gebirge und ſolche Männer, welche die Kenntniß derſelben unter ihnen ſelbſt erlangt haben. Auffallend muß es ſcheinen, daß Jarno hier das Behagen in irgend einer Thätigkeit rein von der Gewohnheit abhängig macht, während man erwarten ſollte, auch er werde der Anſicht ſein, daß es für jeden nur eine beſtimmte, ihm gemäße Thätigkeit gebe, wozu ſich von früh an der Trieb lebhaft entwickle; allein Jarno iſt ein Sonderling, der ſich nicht immer rein ausſpricht und ſich zuweilen in Wunderlichkeiten gefällt, worauf ihn die beſondere Stimmung oder Veranlaſſung führt. Daß Goethe

hier eine längere Entfernung Jarno's von den Verbündeten anzunehmen scheint, als wir nach allem voraussetzen dürfen, müssen wir ihm zu Gute halten. Wenn Jarno sich schon einem bestimmten Berufe gewidmet hat, so ist auch Wilhelm bereits längst geneigt gewesen, sich einer nützlichen Thätigkeit zu widmen, und zwar der Wundarzneikunst, deren Nothwendigkeit ihm schon in frühester Jugend auf eindringlichste Weise vor die Seele getreten war, die ihm später durch seine eigene Heilung im schönsten Augenblicke seines Lebens, in Nataliens ihn wunderbar ergreifender Gegenwart verklärt worden war, so daß er jenes Besteck*), dessen sich der Wundarzt dabei bedient hat, wie einen Talisman immer bei sich trägt. Es ist höchst bezeichnend, daß der so ganz reiner menschlicher Bildung zugewandte Wilhelm sich einem Berufe widmen will, welcher gerade im schärfsten Gegensatz zu seinem idealen Streben zu stehn scheint, da die gewöhnliche Ansicht diesen für eine eben so edle als leichte Handfertigkeit hält, zu welcher, besonders dem hier vor allem vorschwebenden Aderlaß, Gebildete sich nur ungern verstehen. Gerade hierin tritt die Umkehr, welche Wilhelm erfahren hat, auf das entschiedenste hervor, daß wir ihn jetzt dem Nützlichen zugewandt finden, in dessen Schätzung er sich durch keinen irre leitenden äußern Schein täuschen läßt; aber freilich muß sein Geist diesen als nothwendig erkannten Beruf in höherm Sinn erfassen, er verklärt ihn sich zu einer hohen Kunst deren Bestimmung es sei, die Herrlichkeit der Menschengestalt, dieses Ebenbildes Gottes auf Erden, wo sie verletzt werde, wieder herzustellen. Tritt auch eine solche Betrachtung erst am Schlusse bestimmt hervor, so liegt sie doch, wenn auch nur dunkel gefühlt,

*) In den Lehrjahren ist es eine an einem Bande hängende Instrumententasche (VI, 6. VII, 8, während wir hier hören, es habe die Gestalt einer Brieftasche gehabt (I, 4).

gleich von Anfang zu Grunde und entwickelt sich dann allmählich, was auf treffliche Weise ausgeführt wird.

Jarno ist es, der den in Wilhelm ruhenden Entschluß wach ruft. Sein Wort, jeder solle aus sich ein Organ machen, bleibt nicht ohne Wirkung; noch bedeutungsvoller wirkt die sich daran schließende Bemerkung: „Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst, und der Beste, wenn er eins thut, thut er alles oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird.“*) Und als Wilhelm zufällig das Besteck herauszieht, das er wie einen Fetisch immer bei sich führt, äußert der scharf die Wirklichkeit im Auge haltende und schroff seine Ueberzeugung aussprechende Freund den Wunsch, dieser möchte sich durch die Instrumente haben anreizen lassen, ihren Gebrauch kennen zu lernen, wodurch Wilhelm denn zu dem Bekenntniß veranlaßt wird, wie eine innere Stimme ihn hierin schon längst seinen Beruf habe ahnen lassen. Jarno ermahnt ihn dann ernstlich, sich diesem Berufe mit allem Eifer zu widmen, wobei er in seiner derben Weise den Gegensatz seines bisherigen fruchtlosen Treibens zu einer so nützlichen Thätigkeit hervorhebt. Zur Heilung von Seelenleiden, womit er sich bisher immer befaßt, vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit alles; des Wundarztes dagegen bedürfe man an allen Orten auf das dringendste, da Unfälle überall grimmig walteten. Mit der

*) Man vergleiche hierzu Goethe's Bemerkung gegen Eckermann aus dem Mai 1825: „Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist nicht dazu geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind.“

allgemeinen Bildung sei es nichts; darauf komme es an, daß der Mensch etwas ganz entschieden verstehe; die Höhe der Bildung beruhe nicht in ihrem Umfang, sondern in dem Grade der Kenntniß*). Wie sehr sich auch Wilhelm durch den Jarno eigenen bittern Ton und die schroffe Einseitigkeit seiner Behauptungen verletzt fühlen mochte, so empfand er doch die Nothwendigkeit, sich diesem von der Natur ihm angewiesenen Berufe zu widmen, und so bat er den Freund, sich bei den Verbündeten zu verwenden daß er, um dieses Vorhaben auszuführen, von der lästigen Bedingung befreit werde, sich nicht länger als drei Tage an demselben Orte aufzuhalten. Jarno sagt ihm dies zu, nachdem Wilhelm feierlich gelobt hat, sich mit vollem Eifer dem gewählten Berufe widmen zu wollen.**)

Aber auch für den ihn begleitenden Felix hat Wilhelm Sorge zu tragen; dieser muß, während er selbst sich zu seinem Berufe ausbildet, die ihm gemäße Erziehung und Unterweisung erhalten. Wir sehen den aufgeweckten Knaben am Anfange durch seine wißbegierigen Fragen den Vater in Verlegenheit setzen, der von manchen Naturdingen nicht besser unterrichtet ist als der Sohn, wie dies schon in den Lehrjahren (VIII, 1) hervortritt. Bei dieser frischen Lebendigkeit und leidenschaftlichen Wißbegierde schwebte dem Dichter außer seinem eigenen Sohne sein lieber Zögling Friedrich von Stein vor, der in seinem fast vollendeten zehnten Lebensjahre ihn auf seiner über den Harz nach Göttingen

*) In der betreffenden Stelle, kurz vor dem Schlusse des zweiten Buches, möchte man die Worte „und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus" als eine verfrühte Bemerkung gern gestrichen sehn.

**) Die beiden Berichte I, 4 und der a. a. O. stimmen hier nicht genau überein. Daß die Entbindung von der Bedingung schwer sein werde, äußert Montan an der erstern Stelle nicht.

und Kassel unternommenen Reise begleitete. „Fritz war gar munter und brav", schreibt Goethe nach der Brockenfahrt seiner Mutter. „Er ritt auf einem kleinen Pferdchen (ähnlich wie Felix) so gerade hin, als wenn er ganz damit bekannt gewesen wäre; er ist sehr glücklich und hat nur kleine Anfälle von Launen und Unart." Als er seinen sechsjährigen Sohn 1795 mit nach Ilmenau nahm, ergriff dieser alle Gegenstände, Verhältnisse und Thätigkeiten in der ungewohnten Gebirgsgegend mit frischer Lebenslust. Bei seiner sechs Jahre spätern göttinger Reise erregte Blumenbach die leidenschaftliche Lust des Knaben an den Versteinerungen des Heinberges, von denen er eine gute Anzahl zusammenbrachte. Der Wunsch, Spielgenossen an sich zu schließen, der Goethe an seinen eigenen Knaben wohl oft zu schaffen machte, tritt bei Felix auf eine für Wilhelm unbequeme Weise hervor, und sie veranlaßt einen kleinen Auftritt mit dem sonst ganz artigen Knaben. Auch dadurch fühlt Wilhelm sich unangenehm berührt, daß er nicht im Stande ist, alle Fragen des Knaben, der an dem ihm so wunderbar entgegentretenden Gestein Freude gewonnen hat, nach Gebühr zu beantworten. In der Unterhaltung mit Jarno kommt er, da ihm die Ausbildung des Sohnes am Herzen liegt, sehr natürlich auf die Grundsätze der wahren Erziehung, wobei er freilich nur ungern sich der mit gewohnter bitterer Schärfe vorgetragenen Ansicht Jarnos fügt, auch im Unterricht seien sämmtliche Thätigkeiten zu sondern, vor allem komme es darauf an, daß irgend etwas ganz gründlich und eindringlich gelernt werde, was Jarno in derb sinnlicher, man möchte sagen, übersokratischer Weise in dem von Kohlenmeiler hergenommenen Gleichniß ausführt. Wie in den Lehrjahren, so ist es auch in den Wanderjahren für Wilhelms gesunden, offenen Sinn sehr bezeichnend, daß er durch die rauhe Bitterkeit des selbständigen Jarno sich nicht abhalten

läßt, deſſen richtige Anſichten gebührend anzuerkennen. Die hier von Jarno angedeuteten, ſpäter bei der pädagogiſchen Provinz weiter ausgeführten Grundſätze ſtimmen ganz mit der eigenen Ueberzeugung unſeres Dichters überein, der im Jahre 1799 von ſeinem zehnjährigen Sohne an Freund Knebel berichtet: „Mein Auguſt wächſt und hat zu gewiſſen Dingen viel Geſchick: zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeſchaut werden muß, ſo wie er auch ein ſehr gutes Gedächtniß hat. Meine einzige Sorge iſt, bloß das zu kultiviren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu laſſen. Unſere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Noth nach ſo viel Seiten hin, und iſt Schuld an ſo viel falſchen Richtungen, die wir an Erwachſenen bemerken.“*) Man wird hierbei unwillkürlich an einen andern Ausſpruch unſeres Dichters erinnert: „Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, das, was ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſirt zu ſehn, ſo ungefähr als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte.“ So wie Goethe es an ſeinem Vater erfahren hatte, ſo machte er ſelbſt es an ſeinem Sohne, ſo ſein Wilhelm an Felix.

Wilhelm will nun die von Jarno in Ausſicht geſtellte Befreiung von der läſtigen Bedingung abwarten, ehe er ſich dem gewählten Berufe widmet. Seine unterdeſſen forgeſetzte Wanderung bringt ihn auf unerwartete Weiſe urplötzlich in die ausgedehnte Beſitzung eines reichen, vornehmen Mannes, welcher die höchſte Verwerthung ſeiner Güter zum Beſten vieler mit feſtem, klarem Sinne verfolgt. Er trifft hier zwei liebenswürdige Nichten,

*) Wir wiſſen, daß er ſeinem Sohne das Verſemachen verbot, wogegen er auf deſſen gründliche Unterweiſung in den alten Sprachen hielt.

von denen die jüngere sich durch heitere Munterkeit und Schalkhaftigkeit auszeichnet, wogegen die ältere ein gesetztes, ruhiges, bedächtiges Wesen zeigt. Während Wilhelm in diesem Kreise die Anschauung einer streng geregelten, an festen, von menschenfreundlichstem Sinne eingegebenen Grundsätzen unverbrüchlich haltenden Verwaltung ausgedehnter Güter gewinnt, wird er mit einem seiner Neigung, Herzensverwirrungen zu lösen, ganz entsprechenden Auftrag betraut. Zufällig tritt ihm hier wieder die Nothwendigkeit der Wundarzneikunst in dem kleinen Unfall, der seinen Felix betrifft, lebhaft vor die Seele. Die muntere, an Felix lebhaften Antheil nehmende Hersilie ist es, welche das in diesem Augenblick bedeutende Wort ausspricht: „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick." Von ein paar andern Herzensverwicklungen, die mit der von ihm zu entwirrenden Bedrängniß Lenardos einige Aehnlichkeit haben, erhält Wilhelm durch schriftliche Mittheilung nähere Kunde.

Doch neben Wilhelm soll auch sein ihn begleitender Felix, dessen Ausbildung dem Vater so sehr am Herzen liegt, sich naturgemäß entwickeln und einen seinem eigenen Bildungsgange ganz entgegengesetzten Weg einschlagen. Schon ehe sie in die Besitzung des Oheims kommen, hat sich ein wunderbarer Faden in das Schicksal des kleinen Abenteurers geschlungen; er hat beim Durchspüren der Gänge unterhalb des Riesenschlosses ein verschlossenes prächtiges Kästchen gefunden, dessen Besitz ihn mit ahnungsvoller Freude erfüllt, aber ihn auch (es ist sein erstes bedeutendes Geheimniß) sehr beunruhigt. Wenn Wilhelm in einer alten, ernsten Stadt aufwuchs, an unveränderliche Zustände gewohnt, so hat Felix frühe das Glück genossen, in die freie, schöne Natur zu treten, sich eines raschen, erheiternden Wechsels zu erfreuen, näher an das Leben herangeführt zu werden. Das Glück begünstigt den

läßt, dessen richtige Ansichten gebührend anzuerkennen. Die hier von Jarno angedeuteten, später bei der pädagogischen Provinz weiter ausgeführten Grundsätze stimmen ganz mit der eigenen Ueberzeugung unseres Dichters überein, der im Jahre 1799 von seinem zehnjährigen Sohne an Freund Knebel berichtet: „Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick: zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, so wie er auch ein sehr gutes Gedächtniß hat. Meine einzige Sorge ist, bloß das zu kultiviren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Noth nach so viel Seiten hin, und ist Schuld an so viel falschen Richtungen, die wir an Erwachsenen bemerken."*) Man wird hierbei unwillkürlich an einen andern Ausspruch unseres Dichters erinnert: „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehn, so ungefähr als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte." So wie Goethe es an seinem Vater erfahren hatte, so machte er selbst es an seinem Sohne, so sein Wilhelm an Felix.

Wilhelm will nun die von Jarno in Aussicht gestellte Befreiung von der lästigen Bedingung abwarten, ehe er sich dem gewählten Berufe widmet. Seine unterdessen fortgesetzte Wanderung bringt ihn auf unerwartete Weise urplötzlich in die ausgedehnte Besitzung eines reichen, vornehmen Mannes, welcher die höchste Verwerthung seiner Güter zum Besten vieler mit festem, klarem Sinne verfolgt. Er trifft hier zwei liebenswürdige Nichten,

*) Wir wissen, daß er seinem Sohne das Versemachen verbot, wogegen er auf dessen gründliche Unterweisung in den alten Sprachen hielt.

wir ihn unter der Obsorge der heiterthätigen Angela diesen natürlichen Neigungen sich hingeben, während Wilhelm sich zu Lenardo begibt, fest überzeugt, daß er sich seines jetzigen Auftrags nicht zu schämen habe. Leider schwindet die Aussicht, die grillenhafte Gewissenhaftigkeit Lenardos sogleich zu befriedigen und seine Unruhe zu beschwichtigen; Valerine ist keineswegs das nußbraune Mädchen, zu dessen Aufsuchung Wilhelm sich nun unverweilt aufmachen muß. Trennt er sich aber auch jetzt von Lenardo, so knüpft sich doch ein neues, weiteste Aussichten eröffnendes Band. Schon von Makarien hatte Wilhelm vernommen, wie sich von Jugend auf eine gewisse muntere künstliche Fertigkeit in Lenardo entwickelt habe, der er sich ganz hingegeben, und worin er es glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft gebracht habe; weiter ausgeführt wird dies erst später (III, 4). Seinem neuen Freunde gesteht Lenardo, wie er auf nichts gern wirken möge als auf das, was er selbst geschaffen habe, weshalb er sich nach uranfänglichen Zuständen unwiderstehlich hingezogen fühle. Ein bisher vernachlässigter Besitz in den frischen Gegenden jenseits des Meeres lasse ihn hoffen, dort seinen lange im stillen gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Wilhelm vertraut ihm, daß die Seinigen, gleiche Plane hegen, und er wünscht, daß er sich mit diesen umsichtigen klugen und tüchtigen Menschen verbinde, da ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit gelingen könne. Hier tritt zum erstenmal der Auswanderungsplan der Verbündeten, aber noch sehr unklar hervor. Wilhelm verfehlt auch nicht, den neugewonnenen Freund den Verbündeten in einem an den Abbé als deren Haupt gerichteten Briefe zu empfehlen, aber auch das Verlangen, sich seinem Berufe zu widmen, wenn er Lenardos Auftrag, das nußbraune Mädchen aufzufinden, erfüllt habe, drängt sich ihm lebhaft auf, woher er jetzt selbst den schon Jarno aufgetragenen Wunsch

um Befreiung von der lästigen Beschränkung seines Aufenthalts diesen vorträgt. Einen Fingerzeig, in welcher Gegend er das nußbraune Mädchen aufzusuchen habe, soll Wilhelm von einem würdigen Manne in der Nähe erhalten, der bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit allem, was durch einen edlen Faden miteinander verbunden sei, gewiß auch die Gegend anzudeuten wisse, wo der Vater des nußbraunen Mädchens, der zu den Stillen im Lande gehört habe, sich hingewandt. Auf Wilhelms Bedenken, wo er seinen Felix während dieser ihn auf ganz ungewisse Wege führenden Wanderung bringen solle, wird er gleichfalls an jenen mit den Grundsätzen der Erziehung beschäftigten Mann gewiesen. Ganz wie Goethe seinen Sohn, wie er an Knebel schreibt, nicht von sich lassen, ihn später allenfalls auf eine Reise mitnehmen möchte, so auch Wilhelm; aber seiner Ansicht, daß der Sohn sich nirgends besser als in Gegenwart seines Vaters entwickle, tritt Lenardo mit der für ihn, der bei seinem Oheim erzogen wurde, bezeichnenden Behauptung entgegen, der Vater behalte immer eine Art von despotischem Verhältniß zum Sohne, welche Wilhelm freilich nicht theilt, doch mag er diesmal nicht widersprechen, da er von jenem alten Freunde Lenardos die sicherste Belehrung erwartet. Bei diesem, der eine schöne Sammlung eigener und fremder Kunstsachen besitzt, legt er denn auch das Kästchen nieder, das er auf einen so ungewissen Weg nicht mitnehmen mag. In Bezug auf Felix weist derselbe ihn auf eine großartige Erziehungsanstalt hin, deren Grundsätze er kurz andeutet. Jarnos Ansicht von der Sonderung aller Thätigkeit wird dort wirklich durchgeführt; man ist bestrebt, den Trieb eines jeden zu erforschen und zu fördern, damit derselbe zu höchster Ausbildung gelange, und so wird denn auch Felix dort seine lebhaft hervortretende Neigung zum Schreiben und Reiten bestens gepflegt finden. Auffallend ist es, daß der

würdige Mann in Betreff der Gegend, wo Wilhelm den Vater des nußbraunen Mädchens zu suchen habe, keine Auskunft gibt, sondern ihn nur hoffen läßt, aus jenem, wie es etwas sonderbar heißt, „herrlich gegründeten Mittelpunkt“ werde man ihn wohl auf den rechten Weg leiten. Später findet sich hiervon keine Andeutung, vielmehr heißt es II, 2, in Widerspruch mit jener vom Dichter neu eingefügten Aeußerung, Wilhelm sei zur Grenze der pädagogischen Provinz an dem Punkte angelangt, wo er sie nach des alten Freundes Anleitung verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegenzugehn.

Nachdem Felix in der pädagogischen Provinz untergebracht ist, tritt Wilhelm seine Wanderung zur Auffindung des nußbraunen Mädchens an. Er trifft dieses endlich in einem äußerlich behaglichen Zustande in einem „ruhigen, nicht allzu weiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite, von Wellen des klarsten Sees leicht bespült, sich wiederspiegelte“.*) Der Sohn des wohlhabenden Mannes, bei welchem sie mit ihrem Vater Aufnahme gefunden, wurde von Neigung zu ihr erfaßt; die Eltern haben zu dem von der Liebe geschlossenen Bunde ihre Einwilligung gegeben. Wilhelm sucht die Verlobung zu beschleunigen, und es gelingt ihm, noch der Feier derselben beizuwohnen. Er hinterläßt den Verlobten bei seinem Scheiden ein Blatt, worin er sie mahnt,

*) Erinnert auch die Schilderung des Sees, an welchem der Wohnort Susannens höher hinauf, vom Hauptorte entfernt, liegt (III, 13, Lenardos Tagebuch vom 19.), an den züricher oder vierwaldstätter See, so möchte doch die Beschreibung der von Spinnern und Webern bevölkerten Gebirgsthäler hiermit kaum in Einklang zu bringen sein. Der Dichter, der sich der S. 9 f. erwähnten Darstellung der Spinner und Weber von seinem Freunde dem Maler H. Meyer bediente, hat bei der Oertlichkeit die einzelnen, meist aus eigener Anschauung geschöpften Züge mit dichterischer Freiheit herausgegriffen.

hier eine längere Entfernung Jarno's von den Verbündeten anzunehmen scheint, als wir nach allem voraussetzen dürfen, müssen wir ihm zu Gute halten. Wenn Jarno sich schon einem bestimmten Berufe gewidmet hat, so ist auch Wilhelm bereits längst geneigt gewesen, sich einer nützlichen Thätigkeit zu widmen, und zwar der Wundarzneikunst, deren Nothwendigkeit ihm schon in frühester Jugend auf eindringlichste Weise vor die Seele getreten war, die ihm später durch seine eigene Heilung im schönsten Augenblicke seines Lebens, in Nataliens ihn wunderbar ergreifender Gegenwart verklärt worden war, so daß er jenes Besteck*), dessen sich der Wundarzt dabei bedient hat, wie einen Talisman immer bei sich trägt. Es ist höchst bezeichnend, daß der so ganz reiner menschlicher Bildung zugewandte Wilhelm sich einem Berufe widmen will, welcher gerade im schärfsten Gegensatz zu seinem idealen Streben zu stehn scheint, da die gewöhnliche Ansicht diesen für eine eben so edle als leichte Handfertigkeit hält, zu welcher, besonders dem hier vor allem vorschwebenden Aderlaß, Gebildete sich nur ungern verstehen. Gerade hierin tritt die Umkehr, welche Wilhelm erfahren hat, auf das entschiedenste hervor, daß wir ihn jetzt dem Nützlichen zugewandt finden, in dessen Schätzung er sich durch keinen irre leitenden äußern Schein täuschen läßt; aber freilich muß sein Geist diesen als nothwendig erkannten Beruf in höherm Sinn erfassen, er verklärt ihn sich zu einer hohen Kunst deren Bestimmung es sei, die Herrlichkeit der Menschengestalt, dieses Ebenbildes Gottes auf Erden, wo sie verletzt werde, wieder herzustellen. Tritt auch eine solche Betrachtung erst am Schlusse bestimmt hervor, so liegt sie doch, wenn auch nur dunkel gefühlt,

*) In den Lehrjahren ist es eine an einem Bande hängende Instrumententasche (VI, 6. VII, 8, während wir hier hören, es habe die Gestalt einer Brieftasche gehabt (I, 4).

gleich von Anfang zu Grunde und entwickelt sich dann allmählich, was auf treffliche Weise ausgeführt wird.

Jarno ist es, der den in Wilhelm ruhenden Entschluß wach ruft. Sein Wort, jeder solle aus sich ein Organ machen, bleibt nicht ohne Wirkung; noch bedeutungsvoller wirkt die sich daran schließende Bemerkung: „Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst, und der Beste, wenn er eins thut, thut er alles oder, um weniger paradox zu sein, in dem einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird.“*) Und als Wilhelm zufällig das Besteck herauszieht, das er wie einen Fetisch immer bei sich führt, äußert der scharf die Wirklichkeit im Auge haltende und schroff seine Ueberzeugung aussprechende Freund den Wunsch, dieser möchte sich durch die Instrumente haben anreizen lassen, ihren Gebrauch kennen zu lernen, wodurch Wilhelm denn zu dem Bekenntniß veranlaßt wird, wie eine innere Stimme ihn hierin schon längst seinen Beruf habe ahnen lassen. Jarno ermahnt ihn dann ernstlich, sich diesem Berufe mit allem Eifer zu widmen, wobei er in seiner derben Weise den Gegensatz seines bisherigen fruchtlosen Treibens zu einer so nützlichen Thätigkeit hervorhebt. Zur Heilung von Seelenleiden, womit er sich bisher immer befaßt, vermöge der Verstand nichts, die Vernunft wenig, nur die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit alles; des Wundarztes dagegen bedürfe man an allen Orten auf das dringendste, da Unfälle überall grimmig walteten. Mit der

*) Man vergleiche hierzu Goethe's Bemerkung gegen Eckermann aus dem Mai 1825: „Man sagt mit Recht, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sei. Der Mensch aber ist nicht dazu geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind.“

werbszweige geworden war; ja, das Einträgliche dieses Gewerbes führte im Jahr 1828 zu schändlichen Mordthaten, wie sich dies in dem gerichtlichen Verfahren gegen Burke und Hare herausstellte. Das Parlament sah sich genöthigt, um dem Unfug zu steuern, die Ablieferung der Leichen der in den Armenhäusern Verstorbenen an die anatomischen Anstalten zu gestatten, in sofern sie nicht von Verwandten verlangt würden. Goethe konnte sich nicht versagen, einen so wichtigen Punkt in seinem großen Bildungsroman zur Sprache zu bringen, wie er es noch anderthalb Monate vor seinem Tode, auf besondere Veranlassung in dem Plastische Anatomie überschriebenen Briefe an den Geheimrath Beuth in Berlin that, wo er den Wunsch aussprach, man möge einen Anatomen, einen Plastiker und einen Gipsgießer von Berlin nach Florenz schicken, um sich in der dort seit langen Jahren in höchster Vollkommenheit ausgeübten Kunst zu unterrichten. Wenn der Dichter aber auch der plastischen Anatomie entschieden das Wort redet, so verkannte er doch nicht, daß die Wissenschaft zu ihrer Weiterbildung der Leichen unmöglich ganz entrathen könne, und so ist es natürlich daß auch sein plastischer Anatomiker die Möglichkeit ins Auge fassen mußte, sich solche in dem freien, in Amerika zu gründenden Gemeinwesen zu verschaffen. Wenn er hier dem Staate das Recht zuerkennt, die Leichen der Verbrecher zu diesem Zwecke zu verwenden, so greift er zu dem einzigen, freilich nicht streng rechtlich zu begründenden, aber durch die Nothwendigkeit gebotenen Mittel; denn diejenigen, welche am wenigsten sich dem Gesetze reiner Menschlichkeit gefügt, dürfen auch eben den geringsten Anspruch erheben, daß man ihrer Persönlichkeit noch im Leichname schonende Achtung zu Theil werden lasse.

Nachdem Wilhelm sich mehrere Jahre lang auf das gründ-

lichſte zu ſeinem Berufe vorbereitet hat, ſtattet er der pädagogiſchen Provinz zur Feſtzeit (ob zufällig, wird nicht bemerkt) einen Beſuch ab. Er hatte dieſe, ungeachtet der Einladung der Vorſteher, nach einem Jahre zurückzukehren, ſeit mehrern Jahren nicht beſucht. Seinen Felix findet er hier in geiſtiger und körperlicher Hinſicht auf das trefflichſte entwickelt, doch wünſchte man von deſſen geiſtiger Ausbildung mehr zu erfahren, als daß der Vater mit ſeinem „freiheitern, um nicht zu ſagen geiſtreichen Geſpräche" wohl zufrieden ſein konnte, und er ſich in der pferdenährenden Gegend befindet, in welcher man ſich neben der Pflege des für den Menſchen ſo bedeutenden Thieres mit Sprachübungen in der weiteſten Ausdehnung beſchäftigt, wo denn Felix dem Italieniſchen ſeine beſondere Gunſt zugewandt habe. Wilhelm gewinnt bei dieſer Gelegenheit genauere Einſicht in die Art, wie die einzelnen von einander geſonderten Thätigkeiten hier gefördert werden. Zu ſeiner höchſten Verwunderung trifft er am Abend bei dem den Schluß bildenden Bergfeſte ſeinen alten Freund Jarno als Hauptmann wieder, der ſich mittlerweile in ſeinem Fache ſo gründlich ausgebildet hat, daß man ihm bei der Entdeckung von Lagern unbedingt vertraut, ja ihn ſogar im Verdachte hat, er befinde ſich im Beſitz einer Wünſchelruthe. Bei dieſer Gelegenheit iſt es, wo Jarno das bereits oben erwähnte bedeutende Wort über Thun und Denken ausſpricht, dem Wilhelm bisher treulich nachgelebt zu haben ſich ohne Eigenliebe geſtehn darf. Auch wird Wilhelm gerade in dieſen Augenblicken in den Fall geſetzt, ſeine Kunſt bei einem zufälligen, hier, was jedenfalls ein Mangel der Darſtellung, nicht näher bezeichneten Unfall (ein Unglück das einen Bergmann betroffen) zu bewähren.*)

*) Wenn es hier (am Ende von II, 10) heißt: „Welcher Art aber dies

Jetzt erst wagt er, nach langem Bedenken, sein Geheimniß, welchem Beruf er sich gewidmet habe, Natalien in einem trefflich geschriebenen, besonders durch die herrliche Schilderung eines idyllischen Jugenderlebnisses ausgezeichneten Briefe mitzutheilen, wo sich in den mancherlei Anläufen, die er nimmt, die Besorgniß äußert, mit seinem Geständnisse Anstoß zu erregen; ja, obgleich er den gewählten Beruf deutlich genug errathen läßt, wagt er es nicht, ihn bestimmt auszusprechen.*) Durch einen Brief Hersiliens, die in schalkhafter Laune bekennt, sie komme sich wie eine Alkmene vor, die von einem doppelten Amphitryo heimgesucht werde,**) hat Wilhelm unterdessen von der noch immer vorhaltenden Neigung seines Felix Kunde erhalten, sich zu einem tüchtigen Stallmeister auszubilden, um sich der Liebe Hersiliens werth zu machen; denn nur als ein in seinem Fache gründlich Ausgebildeter darf er ihr seine Hand anbieten. Wie gern auch die muntere Hersilie das Geheimniß ihrer Gegenliebe verbergen möchte, schlecht versteckt sieht es an allen Enden des launigen Briefes hervor, der ein merkwürdiges Gegenstück zu Wilhelms Schreiben an Natalie bildet. Mit dem letztern als dem bedeutendern schließt Goethe sein zweites Buch, in welchem Wilhelm nicht allein Lenardos

gewesen, dürfen wir im Augenblick noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet sein wird", so ist dies nicht auf das vorhergehende „ein bedeutendes Ereigniß", sondern auf sein „erworbenes Talent" zu beziehen: denn Goethe deutet hier auf den folgenden Brief Wilhelms an Natalien hin.

*) Der hier gleich am Anfange glücklich eingeführten Geschichte von dem Jüngling, der einen Ruderpflock am Meere gefunden, hatte sich Goethe in ähnlicher Weise bereits mehr als zehn Jahre früher in dem S. 45 angeführten Reisebericht in Bezug auf die damals in Heidelberg befindliche Boisserésche Gemäldesammlung bedient.

**) In dem Amphitryo des Plautus und dessen freier Bearbeitung von H. von Kleist.

Auftrag erfüllt, und die Wallfahrt nach Mignons Heimat vollzogen, sondern auch sich zu seinem Beruf tüchtig ausgebildet hat; jetzt bleibt ihm nur noch übrig, sich dem Kreise der Verbündeten wieder zu nähern, um sich als thätiges Glied ihrem Bunde anzuschließen.

Aus dem vom Abbé ihm zugestellten Täfelchen ersieht er, wohin er sich zunächst zu wenden habe, um mit einem Theil der Verbündeten zusammenzukommen. Da trifft er ganz unerwartet in einem heitern Flecken auf eine bedeutende Handwerkergesellschaft, die unter einem ihm geheimnißvoll angekündigten Bande steht, wo er zu seiner höchsten Verwunderung Lenardo und den tollen Friedrich findet. Als ein sehr bedeutendes, den Geist bildendes, die Geselligkeit und Einstimmigkeit förderndes Mittel der zum Auswandern entschlossenen Handwerker tritt hier der mit glücklichster Freiheit zum Ausdruck und zur Entfaltung der die Seele beherrschenden Stimmung benutzte Gesang hervor, der am Ende der gemeinsamen Mittagstafel auf Lenardos Aufforderung erschallt. Störend wirkt es nur, daß der hier ertönende Gesang wie auch Lenardos Rede sich nur auf das Wandern, nicht auf das Auswandern bezieht, was sich daraus erklärt, daß diese Stelle mit sehr geringen sprachlichen Aenderungen aus der ersten Bearbeitung herübergenommen ist. „Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedenke zu sterben!“*), äußert Lenardo, „so dürfen wir lebenslustige jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedenke zu wandern!“ Wenn er weiter bemerkt: „Ihr wißt am besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist“, so ergibt sich besonders aus der

*) Momento mori ist der Gruß der Trappisten, denen sonst jedes Wort untersagt ist. Der Oheim in den Lehrjahren hat im Saale der Vergangenheit im Gegensatz hierzu die Inschrift: Gedenke zu leben! angebracht.

Jetzt erst wagt er, nach langem Bedenken, sein Geheimniß, welchem Beruf er sich gewidmet habe, Natalien in einem trefflich geschriebenen, besonders durch die herrliche Schilderung eines idyllischen Jugenderlebnisses ausgezeichneten Briefe mitzutheilen, wo sich in den mancherlei Anläufen, die er nimmt, die Besorgniß äußert, mit seinem Geständnisse Anstoß zu erregen; ja, obgleich er den gewählten Beruf deutlich genug errathen läßt, wagt er es nicht, ihn bestimmt auszusprechen.*) Durch einen Brief Hersiliens, die in schalkhafter Laune bekennt, sie komme sich wie eine Alkmene vor, die von einem doppelten Amphitryo heimgesucht werde,**) hat Wilhelm unterdessen von der noch immer vorhaltenden Neigung seines Felix Kunde erhalten, sich zu einem tüchtigen Stallmeister auszubilden, um sich der Liebe Hersiliens werth zu machen; denn nur als ein in seinem Fache gründlich Ausgebildeter darf er ihr seine Hand anbieten. Wie gern auch die muntere Hersilie das Geheimniß ihrer Gegenliebe verbergen möchte, schlecht versteckt sieht es an allen Enden des launigen Briefes hervor, der ein merkwürdiges Gegenstück zu Wilhelms Schreiben an Natalie bildet. Mit dem letztern als dem bedeutendern schließt Goethe sein zweites Buch, in welchem Wilhelm nicht allein Lenardos

gewesen, dürfen wir im Augenblick noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet sein wird", so ist dies nicht auf das vorhergehende „ein bedeutendes Ereigniß", sondern auf sein „erworbenes Talent" zu beziehen: denn Goethe deutet hier auf den folgenden Brief Wilhelms an Natalien hin.

*) Der hier gleich am Anfange glücklich eingeführten Geschichte von dem Jüngling, der einen Ruderpflock am Meere gefunden, hatte sich Goethe in ähnlicher Weise bereits mehr als zehn Jahre früher in dem S. 45 angeführten Reisebericht in Bezug auf die damals in Heidelberg befindliche Boisserée'sche Gemäldesammlung bedient.

**) In dem Amphitryo des Plautus und dessen freier Bearbeitung von H. von Kleist.

Auftrag erfüllt, und die Wallfahrt nach Mignons Heimat vollzogen, sondern auch sich zu seinem Beruf tüchtig ausgebildet hat; jetzt bleibt ihm nur noch übrig, sich dem Kreise der Verbündeten wieder zu nähern, um sich als thätiges Glied ihrem Bunde anzuschließen.

Aus dem vom Abbé ihm zugestellten Täfelchen ersieht er, wohin er sich zunächst zu wenden habe, um mit einem Theil der Verbündeten zusammenzukommen. Da trifft er ganz unerwartet in einem heitern Flecken auf eine bedeutende Handwerkergesellschaft, die unter einem ihm geheimnißvoll angekündigten Bande steht, wo er zu seiner höchsten Verwunderung Lenardo und den tollen Friedrich findet. Als ein sehr bedeutendes, den Geist bildendes, die Geselligkeit und Einstimmigkeit förderndes Mittel der zum Auswandern entschlossenen Handwerker tritt hier der mit glücklichster Freiheit zum Ausdruck und zur Entfaltung der die Seele beherrschenden Stimmung benutzte Gesang hervor, der am Ende der gemeinsamen Mittagstafel auf Lenardos Aufforderung erschallt. Störend wirkt es nur, daß der hier ertönende Gesang wie auch Lenardos Rede sich nur auf das Wandern, nicht auf das Auswandern bezieht, was sich daraus erklärt, daß diese Stelle mit sehr geringen sprachlichen Aenderungen aus der ersten Bearbeitung herübergenommen ist. „Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedenke zu sterben!“*), äußert Lenardo, „so dürfen wir lebenslustige jüngere wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedenke zu wandern!“ Wenn er weiter bemerkt: „Ihr wißt am besten, was unter uns fest steht und was beweglich ist“, so ergibt sich besonders aus der

*) Momento mori ist der Gruß der Trappisten, denen sonst jedes Wort untersagt ist. Der Oheim in den Lehrjahren hat im Saale der Vergangenheit im Gegensatz hierzu die Inschrift: Gedenke zu leben! angebracht.

schließen. Hierüber würde es ohne Zweifel zu nähern Erklärungen gekommen sein, wobei denn auch Lenardo seine so lang schlummernde Liebe verrathen haben würde, wären nicht beide gerade in diesem Augenblick zum Vater gerufen worden. Der fromme, dem Tode nahe Greis kann das Leben nicht verlassen, ehe er das wunderbare Paar zu einem himmlischen Bunde reiner Geschwisterliebe verbunden, nachdem er sie ernst ermahnt hat, in die Ferne zu hoffen und Gott zu vertrauen. So ist denn Lenardos Geschick mit dem des nußbraunen Mädchens unzertrennlich verbunden; wie aber die hier geknüpften Verwicklungen zu lösen seien, das bleibt zunächst Makariens reinem Geiste überlassen.

Auch der tolle Friedrich hat sich zu einem nützlichen Gliede des Bundes herangebildet, indem er sein glückliches Gedächtniß und seine schnelle, leichte Handschrift auf das förderlichste geübt und einer der sichersten und gewandtesten Nachschreiber geworden, der unsere Stenographen darin noch übertrifft, daß er alles ohne Zeichen und so für jedermann leserlich schreibt. Selbst von Philinen und Lydien vernehmen wir, daß sie ihre natürliche Geschicklichkeit benutzt haben, um sich würdig dem Bunde anzuschließen. Auch noch einige andere Personen treten hervor, die durch eine eigenthümlich ausgebildete, wenn auch sonst nicht in besonderer Achtung stehende Fertigkeit ihren Platz erworben haben, wie St. Christoph, der kolossale Reffträger und Berggänger, und der Rothmantel*), der als Barbier, aber auch durch die Gabe des Er-

*) Wenn Wilhelm ihm, nachdem er ihn als Barbier, ohne ein Wort zu sprechen, trefflich bedient hat, scherzend nachruft (II, 1): „Ihr seit jener Rothmantel wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling: es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangt habt, ihr würdet euch dabei schlecht befunden haben", so deutet er auf das bekannte Märchen von Musäus Stumme Liebe, wo der gespenstige Barbier, der um seine linke Schulter einen Scharlachmantel trägt, nach vollendetem Geschäft den Gegendienst verlangt.

nehmenden Natur. Auch gingen ihre Ansichten in Bezug auf die zukünftige Einrichtung ihres Geschäftes nach entgegengesetzter Richtung auseinander; denn bei dem überhandnehmenden Maschinenwesen hatte sie die schon von ihrem Gatten gehegte Absicht, die Gegend zu verlassen und sich in Amerika anzusiedeln, da sie nicht durch Einführung der Maschinen die armen Spinner und Weber zu Grunde richten wollte, wogegen ihr Gehülfe, der nur an den eigenen Vortheil dachte, ernstlich darauf drang, an Ort und Stelle Maschinen anzulegen, um das einzige Mittel der Selbsterhaltung nicht zu verabsäumen. Eben waren seine Bewerbungen um ihre Hand dringender geworden, als Lenardo sie fand; dieser hatte sich nämlich in die Gebirge begeben, aus denen die Klagen über Nahrungslosigkeit immer lauter erschollen, um die dortigen Zustände genauer zu beurtheilen und wahrhaft thätige und nützliche Arbeiter für das große Unternehmen zu gewinnen. Susanne vertraut dem Freunde ihre Verlegenheit, daß sie sich genöthigt sehe, dem Gehülfen ihre Hand zu reichen und sich zur Anlegung von Maschinen zu verstehn, da sie bei ihrer einsamen Stellung an eine Auswanderung nicht denken könne. Ihre tief wurzelnde Neigung zu dem gegenwärtigen Freunde verschweigt sie, diese verräth sich aber unwillkürlich in der schmerzlichen Bedrängniß ihrer gepreßten Seele, die, da ihr Lenardo keinen Ausweg zu zeigen vermag, ihre getäuschte Erwartung, durch vertrauliche Erzählung ihrer Geschichte Trost zu gewinnen, nicht verläugnen kann, wobei ihre nach ihm sehnsüchtig hingerichteten Augen vergebens die quellenden Thränen zurückzuhalten suchen. Aber wie erheitert sich ihr ganzes Wesen, als Lenardo, um sie zu zerstreuen, über seine und der verbundenen Freunde Absichten auf Amerika sich weitläufig ausläßt! unwillkührlich muß ihr ja der Gedanke sich aufdrängen, an der Seite des Geliebten sich dem Zuge nach der neuen Welt anzu-

aus an der Stelle, da dem ursprünglichen Plan gemäß es sich nicht um eine Auswanderung, sondern um eine mit Aussicht auf Rückkehr zu unternehmende Wanderung handelte. Wie wenig stimmt es zu dem Unternehmen unserer einen neuen Staat in einem ganz bestimmten Landstrich begründenden Auswanderung, wenn Lenardo sagt: „Unsere Gesellschaft ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, so suchen wir ihm das einzelne deutlich zu machen, was im ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte", und wenn es als Pflicht der Auswanderer ausgesprochen wird, „alle Regierungsformen gelten zu lassen, und da sie eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, sich innerhalb einer jeden, auf wie lange es auch sei, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen". Noch schlimmer ist es, daß wir jetzt hören müssen, die von Lenardo versammelten und dem Bunde angeschlossenen Handwerker seien noch nicht alle zur Auswanderung bereit, und erst nach Lenardos Rede solle es sich entscheiden, wer denn wirklich in die Welt hinaus gehn und wer lieber diesseits des Meeres auf dem zusammenhängenden Boden der alten Welt verbleiben und sein Glück versuchen wolle. Durch diese wunderliche, mit der ganzen frühern Darstellung im Widerspruch stehende Aenderung findet denn der Dichter Gelegenheit, den der zweiten Bearbeitung angehörenden Odoardo*) auftreten zu lassen. Dieser gewinnt einen Theil der Handwerker für seinen Vorschlag, ihm nach ansehnlichen noch unbebauten Strecken des europäischen Festlandes zu folgen, wo die Handwerke sogleich für Künste erklärt, aber deshalb auch auf das strengste gehandhabt werden sollen.

*) Der Name ist willkürlich gewählt, übrigens aus Lessings Emilie Galotti bekannt.

Goethe wurde zu dieser unglücklichen Eindichtung durch den Wunsch veranlaßt, der Auswanderung nach Amerika die Andeutung zur Seite zu stellen, daß es auch noch in den europäischen Staaten große des Anbaus bedürftige Strecken gebe, wo die Auswanderer, wenn sie anders tüchtige Arbeiter seien, reichliches Auskommen fänden, ohne daß sie sich gerade mit der Neugründung einer Gesellschaft zu befassen hätten.*) Da nun einmal nicht alle Handwerker sich für das große Unternehmen in der neuen Welt entscheiden, so ist es nicht zu verwundern, daß einige derselben auch Odoardo nicht folgen, sondern durch ihr Verhältniß zu hübschen Kindern des Dorfs und der Umgegend sich bestimmen lassen, an Ort und Stelle zu bleiben, ja daß einzelne, die für den Augenblick sich an Odoardo anschließen, die Versicherung geben, in kurzem zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen hinreichendes Auskommen gewähre. Hiervon sucht denn der Amtmann des gräflichen Schlosses seinen Vortheil zu ziehen. Dieser, den wir oben neben Lenardo und Friedrich den Vorsitz einnehmen sahen, lacht, als ein auf seinen Vortheil rechnender Selbstsüchtler, über die großen Anstalten und den Aufwand, den man mache, um über dem Meere und im Mittellande sich neue Zustände zu gründen, während man ihm gerade Gelegenheit gebe, einige der vorzüglichsten Arbeiter für sich zu gewinnen, und er benutzt die günstigen Umstände zur Anlage einer Möbelfabrik, womit denn der Dichter im Gegensatz zu den Unternehmungen Lenardos und Odoardos darauf hindeuten will, daß durch gewandte Benutzung tüchtiger Kräfte bei ausreichenden Mitteln auch ohne Auswanderung ein günstiges Ergebniß zu erzielen sei, was denn freilich niemand bezweifeln wird, besonders in Bezug

*) Aus Deutschland, besonders aus Württemberg, wurde damals viel nach Rußland ausgewandert.

auf den Unternehmer selbst, wenn es am nothwendigen Absatz nicht fehlt. Aber wir möchten dem Amtmann als einem der drei Vorsitzenden doch etwas Besseres zutrauen als eine solche spottende Betrachtung des großen Unternehmens Lenardos und die selbstsüchtigste Ausbeutung der gebotenen Verhältnisse! Wir müssen uns diesen doch als ein Mitglied des Bundes denken, weil der Umstand, daß er den Verbündeten das Schloß zur Benutzung für ihre Versammlungen überläßt, allein die Ehre des Vorsitzes nicht begründen kann. In der ersten Ausgabe der Wanderjahre findet sich auch nicht die geringste Andeutung seiner selbstsüchtigen Natur.

Noch ehe die Freunde von einander scheiden, berichtet uns der Dichter von dem Fortgang des großen Unternehmens, dem Wilhelm sich anzuschließen im Begriff steht.*) Lothario, Therese, Natalie und der Abbé sind bereits abgereist, die drängende Eile hatte ihnen nicht einmal erlaubt, vorher noch Makarien einen Besuch abzustatten. Bei dieser treffen auch die reizenden Sünderinnen Philine und Lydie ein, welche Jarno von hier abholt, um sie auf dem nächsten Wege zur See zu bringen. Lenardo und Friedrich hatten sich bereits von der herrlichen Frau verabschiedet, die indessen die Schlichtung aller Lenardo und Susannen quälenden Verwicklungen sich hatte angelegen sein lassen. Susannens Gehülfe Daniel hatte, da diese seine Neigung nicht zu erwiedern vermochte, eine andere vortheilhafte Verbindung geschlossen und

*) In der ersten Ausgabe hieß es hier (S. 17): „Eine allgemeine Assekuranz ist errichtet, es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingniß der möglichsten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als denkbare zerstreute Kolonisten aufs Vaterland günstig zurückwirken."

ihr ganzes Geschäft übernommen. Susanne, die Gute-Schöne, soll als freundliche Gesellschafterin an die Stelle der an einen Gehülfen Werners sich verheiratenden Angela zu Makarien kommen, doch hatte diese die Bedingung gestellt, daß Wilhelm, der sie zuerst aufgefunden, sie auch nach ihrem neuen Bestimmungsorte abholen solle. Ihre Neigung zu Lenardo war bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen, doch fühlte sie ihr Herz noch zu sehr dem Andenken an den so unerwartet ihr entrissenen Bräutigam und Gatten hingegeben, als daß sie dieser Neigung Raum zu geben vermocht hätte; indessen kann Lenardo der wohl begründeten Hoffnung nicht entsagen, die Geliebte später hinüberzu führen und sich des vollen Besitzes ihres tief gemüthlichen Herzens zu erfreuen. So winkt ihm denn nicht allein die Hoffnung der glücklichen Vollendung seines mit frischem Muthe und besonnener Kraft begonnenen Unternehmens, sondern auch die auf so wunderliche Weise aus überzarter Gewissenhaftigkeit sich entwickelnde Liebe zu dem seinem ganzen sinnig thätigen Wesen gemäßen nußbraunen Mädchen darf einer segensvollen Erfüllung entgegensehn.*) Es steht also hier eine Verbindung des reichen adeligen Lenardo mit der Tochter des armen ausgetriebenen Pächters in Aussicht. Sahen wir ja schon in den Lehrjahren den dünkelhaften Standesunterschied aufgehoben und derartige sogenannte Mißheiraten zu Ehren kommen. Auch hier haben zwei ganz für einander geschaffene Seelen sich zu unauflöslicher Verbindung nach einem wunderlichen, sie aus einander stiebenden Schicksal gefunden. Makarie rühmt an Lenardo einen wunderbar feinen praktischen Takt des Guten und Bösen, des

*) Das Entwurfsblatt zu der diese Entwicklung gebenden Ausführung III, 14 habe ich am Schlusse der hempelschen Ausgabe mitgetheilt.

Löblichen und Unlöblichen und seine muntere technische Fertigkeit, doch habe sich seine angeborene Gewissenhaftigkeit im einzelnen zu grillenhafter Schwäche gebildet. Diese Schwäche ist bei reiferer Erfahrung und Weltkenntniß allmählich geschwunden, und er dadurch zu dem Leiter eines so großartigen, höchste Umsicht und besonnene Thatkraft fordernden Unternehmens herangereift, aber die Erinnerung an das nußbraune Mädchen hat ihn immerfort verfolgt, sein beunruhigtes Gewissen hat ihr Bild in liebevollster Weise ihm verklärt, und als er sie nun endlich in bedrängten Herzensverhältnissen findet, erschließt sich die Knospe der Liebe. Das nußbraune Mädchen selbst war im geraden Gegensatz zu seinem Vater von demselben frisch wirkenden und schaffenden Ordnungssinne, von demselben Drange nach fördernder, weit wirkender Thätigkeit, von derselben den Bedürfnissen des irdischen Menschen zugewandten innigen Theilnahme beseelt, wie Lenardo, und ihre unglücklichen Lebenserfahrungen haben ihr tiefstes Wesen auf das vollkommenste entwickelt. Außer Lenardo und Susanne erhalten wir auch über einige andere Paare nähere Kunde. Flavio und Hilarie, der Major und die schöne Wittwe bleiben in glücklicher Vereinigung auf europäischem Boden zurück, wie auch der Oheim und die ältere Nichte Juliette, welche einen trefflichen Mann geheiratet, der durchaus im Sinne des Oheims mit- und fortwirkt.*) In der ersten Ausgabe (I,11) wurde auch Valerinens Gatte noch als tüchtig eingreifend hervorgehoben.

Aber wie steht es mit Hersilie und Felix? In der Seele

*) Kap. 17: „Die älteste Schwester (Lenardo's) war verheiratet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchsten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter, daneben wirkte Susannens Gatte tüchtig mit ein; sie gedeihen ins Große und verstärken sich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten."

des ältern Mädchens hatte die Neigung zu dem holden, sich zum Jüngling entwickelnden Knaben immer tiefere Wurzeln geschlagen. Ein glücklicher Zufall bringt nach einander zuerst das Schlüsselchen, dann das Prachtkästchen von Felix in ihren Besitz. Gleich nach dem Empfange kann sie, obgleich Wilhelm ihre Briefe unbeantwortet gelassen, sich nicht enthalten, diesem die sonderbare Nachricht mitzutheilen: die Hauptsache aber ist ihr, ihn aufzufordern, doch mit dem „holden Knaben" bald möglichst zu kommen und dessen Prachtkästchen mitzubringen, das dann eröffnet das Weitere selbst befehlen solle. Freilich wünscht sie, daß sich im Kästchen gar nichts finden möge; fühlt sie ja, an diesem selbst sei eigentlich gar nichts, es erhalte für sie nur dadurch Werth, daß es Felix angehöre, daß dieser es gefunden; denn wenn sie immer nur von Wilhelm spricht, als ob es diesem gehöre, so geschieht dies absichtlich, um ihre Neigung zu Felix nicht zu verrathen, was ihr aber schlecht gelingt, da sie in der schalkhaft mit einem „Gott sei uns gnädig!" abgewehrten Bemerkung, das Schlüsselchen erinnere an Pfeile mit Widerhaken, deutlich genug zu erkennen gibt, auch ihr stecke ein solcher Pfeil im Herzen*). Gleich nach diesem Briefe, noch ehe Lenardo die Handwerker entläßt, kommt ein anderes Schreiben Hersiliens in Wilhelms Hände, worin sie das sonderbare Begebniß mittheilt, wie sie in den Besitz des „herrlichen, dem holden Felix vom Schicksal zugedachten Schatzkästleins" gekommen, und sie beschreibt ihre leidenschaftliche Unruhe, die sie nicht rasten lasse, bis sie wisse, was mit diesem

*) Freilich ist es ebenso sonderbar, daß sie in dem Schlüsselchen gleich den Schlüssel des längst weggebrachten Kästchens erräth, wie die Art, auf welche das Kästchen selbst ihrem zweiten Briefe (III, 7) zufolge in ihre Hände geräth, mit demjenigen in Widerspruch steht, was Wilhelm mit dem Manne, dem er es zur Aufbewahrung übergeben, am Ende des ersten Buches verabredet hatte.

wunderbaren „Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen" gemeint sei, weshalb sie Wilhelm und Felix ängstlich herbeiwünscht; würde sie auch durch die Oeffnung des Kästchens nicht aus aller Verlegenheit gerettet, so wünsche sie doch sehnlichst, daß die Sache sich aufkläre, selbst wenn ihr, wie sie fürchte, etwas Schlimmes dabei begegnen sollte. Daß das Kästchen ein Talisman ihrer Liebesvereinigung mit Felix sei, ahnt sie, wagt aber nicht dieses ihr offenes Geheimniß auszusprechen. Felix kann seine glühende Neigung zu Hersilie nicht bemeistern; es treibt ihn aus der pädagogischen Provinz zur Geliebten hin, der er in reinstem Jugendglanze wie ein kleiner Abgott erscheint. In der leidenschaftlichen Aufregung, die uns ein dritter Brief Hersiliens (III, 17) ausführlich beschreibt, spricht er es aus, daß ihn das Kästchen, welches ein so wunderbares Verbindungsglied zwischen ihnen geworden, an sich gar nichts kümmere, daß er nur eines wünsche, ihr Herz zu gewinnen, und der holde Schelm weiß ihre Verwirrung über das Abbrechen des von ihm mit Gewalt umgedrehten Schlüsselchens geschickt zu benutzen, sie unversehens recht feurig zu küssen und zu herzen. Erst als Hersilie seine Küsse herzlich erwiedert hat, fällt ihr der Unterschied des Alters, der ihrer Vereinigung entgegenstehe, lebhaft auf; unwillig über eine solche Verwegenheit des Knaben, stößt sie ihn hastig von sich, bedroht und schilt ihn, und sie verbietet ihm, sich je wieder vor ihr zu zeigen. Felix sprengt verzweiflungsvoll davon, er will in die weite Welt, dort den Tod zu suchen. Der Brief, worin Hersilie, deren frühere Munterkeit stiller Gleichgültigkeit gewichen ist, dieses Wilhelm meldet*), kommt im Schlosse des Amtmanns zu spät an, da Wilhelm und seine Freunde bereits abgezogen sind, Lenar-

*) Die beiden ersten Absätze des Briefes sind Tagebuchbemerkungen (Bekenntnisse, deren Uebersendung an Wilhelm durch einen sonderbaren Um-

do und Friedrich, um sich aus Meer zu begeben, Wilhelm, um zuerst seinen Felix zu besuchen und dann Susannen zu Makarien abzuholen. Kurz vor dem Fußboten, welcher den Brief gebracht, war Felix angesprengt, der, als er vernimmt, Wilhelm sei bereits abgereist, um seinen Sohn zu sehn, unverweilt davon fliegt. Wie er Wilhelms Aufenthalt erfahren, bleibt unaufgeklärt; ebensowenig werden wir über die Weite des Weges unterrichtet, den Felix geritten war. Sein unglücklicher Sturz und die Herstellung durch die Kunst des Vaters bilden den würdigsten Abschluß des Romans. Die Wundarzneikunst, die Herstellerin des verletzten Ebenbildes Gottes, erscheint hier in ihrem schönsten Glanze. In Felix aber spricht sich die innigste Liebe zum Vater und das tiefe Gefühl für den hohen Werth der Familienverbindung aus; soll er leben, so will er es nur mit dem Vater. Daß die ihn ganz beherrschende Neigung zu Hersilie, welche das sehnsüchtige Verlangen nach wahrem Familienglück mächtig wach gerufen, ihre Erfüllung im Besitz der Geliebten finden werde, das dürfen wir sicher erwarten. Die schmerzliche Verlegenheit um das Schicksal des holden Jünglings, den Hersilie, von eigensüchtigem Unwillen übermannt, verzweiflungsvoll in die weite Welt getrieben, wird alle ihre Bedenken niederschlagen und die reine, durch keine äußern Rücksichten getrübte Stimme des Herzens zum vollsten Bewußtsein bringen. Das Kästchen war der vom Schicksal bestimmte Talisman, an den sich ihre wunderbare Verbindung knüpft, und uneröffnet wird es, als wertheftes Andenken, woran ihr Liebesglück gebannt bleibt, im Familienkreise aufbewahrt wer-

---

stand veranlaßt wird, nachdem sie selbst vergeblich nach Felix gesandt hat. An einer frühern Gelegenheit, an Wilhelm einen Brief gelangen zu lassen, hat es ihr gefehlt; daß der von den Verbündeten gesandte Bote so lange aufgehalten wird, versetzt sie in leidenschaftliche Aufregung.

den. Aehnlicher Talismane finden wir in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten gedacht.*) Fragen könnte man, ob denn die muntere Herſilie ſogleich mit ihrem Felix nach Amerika wandern werde oder ob dieſer ſie erſt ſpäter, wie Lenardo Suſannen, dorthin abholen werde; allein ein Grund zu einer zeitweiligen Entſagung, wie bei Suſannen, liegt kaum vor, und die lebhafte Herſilie wird ſich mit friſchem, unternehmendem Muthe dem großen Zuge anſchließen, während ihre ſtillere, häuslichere Schweſter Juliette ſich in den feſtgegründeten Zuſtänden behaglich fortbewegt. Der Dichter führt dieſe Entwicklung nicht aus, weil er dazu einer breitern Darſtellung bedurft hätte, wodurch die jetzt am Schluſſe ſo bedeutend hervortretende Herſtellung des Sohnes durch die in allen Lebensverhältniſſen unentbehrliche, gründlich erlernte Kunſt des Vaters weſentlich verloren haben würde; auch iſt alles für den ſinnigen Leſer klar genug angedeutet. Wie der Dichter uns gleich am Anfang Vater und Sohn im Gebirgspaß erſcheinen ließ, ſo ſchließt das Ganze mit einem ſchönen, ergreifenden Bilde, mit dem durch die Kunſt des Vaters hergeſtellten, zum herrlichen Jüngling gediehenen, feſter als je an den Vater geſchloſſenen Jüngling, der ſich, wie dieſer, tüchtig zu ſeinem Berufe ausgebildet und auch ſchon die ihm ganz zugebildete Lebensgefährtin in herzlicher Liebe gefunden hat — beides viel früher als Wilhelm, der nur nach manchen Irrwegen zu ſeinem Ziele gelangt war.

Freilich mag es manche Leſer höchſt unangenehm berühren daß die Hauptperſonen des Romans zu ſo nüchternen Berufsleuten geworden, Wilhelm als Wundarzt ſich gefällt, ſein Sohn Stallmeiſter, Lenardo Fabrikmeiſter, Jarno Bergmann wird,

*) Vgl. unſere Erläuterungen XV, 95.

Friedrich als Nachschreiber, Lothario als Exerziermeister, der Abbé als Lehrer erscheint, um von Philine und Lydie gar nicht zu sprechen: aber darin liegt gerade der Kern unserer Dichtung, daß jeder eine von der Natur ihm verliehene Fähigkeit zur höchsten Vollkommenheit ausbilde, um so als nützliches Glied in die menschliche Gesellschaft einzutreten. Allein neben der dringenden Forderung des Verstandes, daß jeder durch eine vollkommen geübte Thätigkeit seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft gebührend behaupte, erhebt auch das Herz seine Ansprüche, und wie wenig die Herzensneigung durch äußere Rücksichten sich bestimmen lasse, zeigt uns gerade die Liebesverbindung von Felix und Hersilie. Der Unterschied des Alters fällt freilich Hersilien schwer auf die Seele, aber vergebens sucht sie ihre Neigung zu bekämpfen, der Knabe dagegen faßt zu dem wenigstens ein Jahrzehnt ältern frohmuntern Mädchen eine unwiderstehliche Neigung, welche sein ganzes Leben beherrscht, welche den muthwilligen Schelm plötzlich umwandelt und ihn bestimmt, sich dem Schreiben und Reiten mit emsigem Fleiße zu widmen, um es hierin ihr zu Liebe zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, welche ihn leidenschaftlich verfolgt, so daß er nicht ruht, bis er ein Mittel ersonnen, ihr aus der pädagogischen Provinz einen Liebesgruß zu senden, ja er nimmt endlich Reißaus, um der Geliebten sein Herz auszuschütten und sich ihrer Liebe zu versichern. Mag man auch diese romantische Liebe des Knaben und Jünglings zu dem viel ältern Mädchen nicht besonders reizend finden, sie ist dem Charakter der Wanderjahre durchaus gemäß, welche uns im Gegensatz zu der strengen staatsbürgerlichen Richtung des Romans eine Reihe von wunderlichen Herzensverwicklungen zeigen, die den ernstverständigen Grund mit den üppig rankenden Blumen leidenschaftlichen Gefühls durchziehen. Den geraden Gegensatz zu Hersilie und

rung der hölliſchen Qual, welche Albertine, Florine und der Hausfreund empfinden, als ſie nach der unglücklichen Entdeckung zuſammen im Wagen ſitzen, ohne die in Folge der zuſammentreffenden Ereigniſſe drohende Scheidung auszuſprechen. Sind auch einzelne Theile der Erzählung glücklich ausgeführt, ſo fehlt doch dem Ganzen die wahre Friſche der Darſtellung, und die Anordnung der Erzählung, in welcher wir bald den leidenſchaftlichen Erguß Odoardos, bald die bedenklich beſorgte Rede der guten Alten, bald Odoardo ſelbſt, bald den Dichter erzählen hören, iſt durchaus verfehlt, da die einzelnen Theile ſich zu keiner Einheit zuſammenſchließen Wahrſcheinlich hat der Wunſch, die Wanderjahre weiter auszudehnen (vgl. oben S. 17), den Dichter zur Einſchiebung dieſer Erzählung veranlaßt, die wir mit der ganzen auf Odoardo bezüglichen Ausführung gern ausſcheiden würden.

Die gefährliche Wette iſt die freilich lebendig genug ausgeführte Darſtellung eines luſtigen Schwankes, der wider Erwarten die traurigſten Folgen hat. Wir ſollen durch ſie belehrt werden, uns ja nicht muthwilliger Laune hinzugeben, welche einen andern zum Beſten hält, da leicht die ſchlimmſten Folgen daraus hervorgehn können. Der koloſſale St. Chriſtoph, der hier wunderlich genug als Erzähler auftritt, hält es für unnöthig, die eigentliche Lehre dieſer Geſchichte auszuſprechen, die wohl „überklar und deutlich“ ſei; wir aber würden ihm die ganze Erzählung, die überdies ungeſchickt genug eingefügt iſt, mit ihrer etwas ſtrengen Lehre gern erlaſſen.

Wenn wir das ſonſt trefflich geſchilderte „Enakskind“*) St. Chriſtoph uns als Erzähler verbitten möchten, ſo hören wir dagegen gern dem Barbier zu, welcher die dieſem Stande eigene

*) So heißt er III, 1. Die Enakskinder ſind Rieſen, (4. Moſ. 13. 23. 29. 34).

Geschwätzigkeit über die gewöhnlichsten Dinge durch das Gelübde des Stillschweigens abgethan hat, wogegen er seine Redefertigkeit zusammenhält, um durch Erzählung wunderlicher, den Geist erheiternder Geschichten zu unterhalten, wie er es hier durch die neue Melusine thut, die wir an sich freilich entbehren könnten, die aber doch vortrefflich als heitere Abwechslung zwischen die Schilderung der armen Spinner und Weber und die ernste Entlassungsrede Lenardos sich einfügt. Unvergleichlich ist der Ton des nur heitere Unterhaltung bezweckenden, keineswegs Glaubhaftigkeit beanspruchenden Märchens von dem Zwergweibchen gehalten', welches in dem in den Tag lebenden lustigen Bruder, der sich klüglich überall hinter die Wirthin oder die Köchin steckt, seinen würdigen Ritter und Stammhalter gefunden hat. Unser wunderlicher irrender Ritter büßt durch leidenschaftliche Hitze und unmäßige Gier das heitere Glück ein, welches ihm der Besitz der schönen Melusine dauernd gewährt haben würde, die er nur dadurch verliert, daß er sich nicht zu mäßigen weiß: um sie nicht aufgeben zu müssen, entschließt er sich, ihr selbst ins Reich der Zwerge zu folgen, aber der dortige Zustand ist ihm doch zu unerträglich, als daß er sich nicht nach kurzem peinlichen Zwergleben aus ihm herausseh nen müßte, und so kann er noch von Glück sagen, daß er sich endlich wieder als bescheidener Fußreisender am Heerd der Köchin wiederfindet, wo er sein kurzes Wohlleben begonnen. Seine hastige Leidenschaft läßt sich zuerst durch Wein und Spiel, darauf, trotz der besorgten Mahnung der Geliebten, durch Wein und Weiber unbedacht hinreißen; doch die dadurch entstehenden Uebel weiß Melusine zu heilen. Da muß zu seinem Unglück unser lustiger Ritter durch einen von seiner Neugierde aufgegriffenen Zufall die Entdeckung machen, daß seine Geliebte in doppelter Gestalt lebe; freilich verspricht er, hingerissen von ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit

und durch sein jetziges Wohlleben verführt, die unglückliche Entdeckung solle seiner Liebe keinen Abbruch, thun, er betheuert feierlich, ihre Zwerggestalt ihr nie zum Vorwurf machen zu wollen, allein Wein und Weiber verleiten ihn zu einem Zornausbruch, worin er sie verächtlich einen Zwerg schilt und somit ihre Rückkehr zu den Ihrigen herbeiführt. Der Zwergkönig Eckwald ist dem unserm Dichter aus seiner Jugend wohl bekannten Volksbuch vom gehörnten Siegfried entnommen. Dort kommt ein Zwergkönig Egwaldus oder Egwald mit drei Brüdern vor, die gleichfalls Könige sind. Der Riese Wolfgrambär hat die Zwerge, deren tausend in dem Berge sind, gewaltsam unterworfen. Nachdem Siegfried den Riesen erschlagen, wird er von Egwald in seinem Berge auf das köstlichste bewirthet, wobei es auch an Musik und Tanz nicht fehlt.*) Auch die Erzählung, wie Gott zuerst die Zwerge, dann die Riesen, um die Drachen zu erlegen, endlich die Helden geschaffen, weil die Riesen den Zwergen viel Leid anthaten, gehört der Volkssage an, nicht weniger die Vorstellung, daß die Zwerge immer kleiner werden, und sie deshalb ihr Geschlecht durch Heirat mit den Menschen erfrischen. Das übrige scheint Goethes eben so freie als glückliche Dichtung. Die Ueberschrift Die neue Melusine deutet auf die aus Frankreich stammende Sage von Melusine und Reimund, worin letzterer, indem er sie wider sein ernstlich gegebenes Versprechen im Bade belauert, die Entdeckung macht, daß sein Weib ein Meerwunder sei, und in Gegenwart der Ritter, von Zorn hingerissen, sie eine böse Schlange und einen häßlichen Wurm schilt, was die Scheidung zur nothwendigen Folge hat**).

**) In der Beschreibung der Belagerung von Mainz gedenkt Goethe eines Zwergkönigs Edwin, der aus seinem aufgethanen Berge das muntere Zwergenheer aussende. Sollte hier der Name Edwin auf Verwechslung beruhn?

*) Tiecks „sehr wunderbare Historie von der Melusina“ war im Jahre

kalt, welcher aus dem Ganzen sich fast nur die Lehre entnehmen kann, wie gefährlich es sei, sich in lebhaften Selbstgesprächen zu ergehn, wofür Lucidor freilich nur mit einigen peinlichen Tagen bestraft wird. Sein erstes leidenschaftliches Selbstgespräch ist zufällig belauscht worden. Julie, die sich durch ihre Verschmähung eigentlich verletzt fühlen mußte, wenn sie auch froh ist, so leichter Hand von einem ihr keineswegs wünschenswerthen Bräutigam loszukommen, sucht ihn auf freundlich heitere Weise als den ihr bestimmten Bräutigam zu behandeln; deshalb läßt sie ihn von seinen kleinen Reisen durch die schönsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz bis zum langen See hin und von der dortigen allbewunderten Isola bella erzählen, und bricht endlich in den Wunsch aus, solche Herrlichkeiten müßten sie zusammen sehn. Freilich wird er in seinen Erzählungen bald von dem vielgereisten Antoni ausgestochen, der von größern Wunderdingen zu berichten weiß, so daß Julie an seinem Munde mit voller Seele hängt, allein dies macht unsern Lucidor nicht stutzig, der es sich leicht zu deuten weiß, seine Eifersucht ärgert sich, daß Lucinde es an Aufmerksamkeiten gegen den edlen Fremden nicht fehlen läßt, die er doch aus gesellighöflichen Rücksichten sich leicht erklären könnte. Sein gesammelter Unwille ergießt sich im nächtlichen Selbstgespräche über Antoni, den er in bitterm Groll einen Reiser *), einen ewigen Juden nennt; er will nicht begreifen, warum dieser gerade die häusliche, für ihn selbst geschaffene Lucinde sich ausgewählt habe, und nicht lieber sich der kleinen Närrin, die mit jedem durch die Welt laufen möchte, dem „zappligen Queckfilber", zuwende. Doch nimmt er sich vor, um der ihn so sehr bedrängenden Noth ein baldiges Ende zu machen, sich seinem zukünf-

*) Karl Philipp Moritz hat die wunderlichen Kreuz- und Querzüge seiner Jugend in dem Roman Anton Reiser (1785—1790) dargestellt.

Gefühle, da der Mangel an jeder weiblichen Zartheit und Scheu uns nothwendig verletzt; aber wir haben hier gerade eine weibliche Thörin, der bei allen sonstigen trefflichen Eigenschaften die echte Weiblichkeit abgeht, und wenn Hersilie an dieser etwas leichtfertigen französischen Geschichte sich belustigt, so läßt sie gerade ihr tiefer, echt weiblicher Sinn die Thorheit solchen Gebarens in hellstem Licht erschauen.*)

Von Hersilie, obgleich diese nicht ausdrücklich genannt ist, erhält Wilhelm bei seinem Abschiede auch die Erzählung Wer ist der Verräther? als ein Gegenstück zur pilgernden Thörin. Wenn aber Hersilie meint, wie er dort die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schätzen gewußt habe, so werde er hier die einfache treue Rechtlichkeit deutscher Zustände, das so höchst anmuthige Bild „des deutschen Mittelstandes in seinen reinen Häuslichkeiten" nicht verschmähen, so scheint sie uns den eigentlichen Kern beider Geschichten zu verfehlen. Faßt die pilgernde Thörin auch das Ernsteste von der lustigen Seite und wird dadurch zu schalkhaften Streichen veranlaßt, so finden wir dagegen in Lucidor den ganzen deutschen Ernst, der eine für ihn so höchst wichtige Sache auf dem geradesten Wege abzumachen gedenkt, aber er sieht sich hierin auf jede Weise gehindert, da er zufällig, ohne es zu ahnen, sich selbst verräth, und die Freunde, um das, was ihn quält, auf die leichteste Weise zu erledigen, ihn ein paar Tage hinhalten müssen. Allein dieses geschickt angelegte Hinhalten des arglosen Jünglings wirkt doch etwas peinigend, und läßt bei aller trefflichen Ausführung des einzelnen den Leser

*) Eine Vergleichung mit der französischen Urschrift habe ich in der hempelschen Ausgabe mitgetheilt. Ueber die Romanze vgl. meine Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten II, 374 ff.

Novellen betrachtet haben, wenden wir uns zum eigentlich lehrhaften Theil der Wanderjahre. Wilhelm bildet sich zu einem nützlichen Mitglied der Gesellschaft aus, indem er die vollkommene Meisterschaft in einer Kunst sich erwirbt, zu welcher er sich schon von früh an getrieben fühlte. Der Grund und Boden, auf welchem wir hier stehen, ist demnach die bürgerliche Gesellschaft und ihre feste Begründung, wonach diese die Zeit bewegende Frage hier, wenn auch nicht gelöst wird, doch in ihrer bedeutungsvollen Wichtigkeit an uns heran treten muß. Und so treffen wir denn in unserm Roman auf mehrfache Versuche einer solchen Lösung, welche der Dichter freilich nur als wirkliche, von einem gewissen Standpunkt aus gemachte Versuche an uns vorüberführt, in denen sich der gährende Trieb der Zeit ausspricht, aber wenn er auch keinen derselben als vollkommen gelungen bezeichnet, so treten doch die Hauptpunkte, worauf es ankommt, bedeutsam genug hervor.

Die festere und glücklichere vernunftgemäße Begründung der Staatsgesellschaft ist schon frühe von begabten Geistern in der Darstellung von Idealstaaten erstrebt worden. Das älteste Beispiel dieser Art, das unser Dichter nicht unbeachtet gelassen, bieten Platos zehn Bücher vom Staate, wo der Staat als ein durchgängiges Gegenbild der wohlgebildeten menschlichen Seele und die Staatslehre als Abschluß der Sittenlehre aufgefaßt wird Die Vollkommenheit beider besteht nach Plato in vollendeter Einstimmigkeit ihrer Bestandtheile. Um die geforderte vollkommene Einheit des Staates zu verwirklichen, werden alle Eigenzwecke dem Gesammtzwecke, der Eigenwille dem Gesammtwillen, die eigene Glückseligkeit, Eigenthum und Erwerb, Erziehung und Unterricht, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Religion dem obersten Staats-

zweck untergeordnet, ja selbst Ehe und Familienleben diesem zum Opfer gebracht. So soll denn auch die Erziehung nicht solche Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickeln, die den Anlagen und Neigungen der einzelnen gemäß sind, sondern nur dasjenige pflegen, was zur Förderung des Staatswohles beiträgt. Der Dreiheit der Seelenthätigkeiten entspricht die Dreiheit der Stände auf das genaueste, und die Vortrefflichkeit des Staates den aus jenen sich entwickelnden Tugenden. Eine Annäherung der vorhandenen griechischen Zustände an diesen Idealstaat versuchte Plato in seinen zwölf Büchern von den Gesetzen. Von ganz andern Grundsätzen als Plato bei seinem Kallipolis (Schönstaat) ging der berühmte Engländer Thomas More bei seinem Utopien (Nirgendwo) aus. In seiner 1516 erschienenen lateinischen Schrift über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopien zeichnete der sechsunddreißigjährige, in der Wissenschaft und den Geschäften gleich gewandte Mann, in der fabelhaften Insel Utopien das Muster eines vernunftgemäßen Staates, nicht ohne Einmischung mancher wunderlicher, im schärfsten Gegensatz gegen die herrschende Verderbniß aufgestellter Einrichtungen. Alle Religionen finden hier die vollste Freiheit, nur die Unsterblichkeit der Seele, die Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend darf niemand läugnen. Die Macht des auf Lebenszeit gewählten Fürsten ist beschränkt. Alle Utopier sind Ackerbauer, doch muß jeder auch ein besonderes Handwerk lernen. Der Zweck des Staates ist das Gesammtwohl aller. Hundert und fünfzig Jahre nach More entwickelte sein Landsmann Harrington in seiner Oceana in ähnlicher Weise das Ideal eines auf echt republikanischer Grundlage beruhenden, durch Gewerbfleiß zu höchster Blüthe gelangenden Staates, und der Musterstaat dieses seinen freien Gesinnungen zum Opfer fallenden republikanischen Weisen wurde in England

von vielen bewundert, so daß William Penn in seinem neuzuschaffenden Staate die dort gelehrten Grundsätze ins Leben zu rufen versuchte, womit es aber so wenig gelingen wollte als mit den von Locke entworfenen freien Verfassungen für Karolina und Pennsylvanien. Auch Owens gleich ins Leben tretende, aber bald verunglückte Versuche, dem gesellschaftlichen Elend durch eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse der Arbeiter Abhülfe zu leisten, so wie Saint Simons Arbeiterkatechismus (1823) und neues Christenthum (1825), worin dem Arbeiter die Hauptstelle im Gemeindeleben angewiesen, und die christliche Pflicht, für das Wohl der ärmsten und zahlreichsten Klasse ernstliche Sorge zu tragen, auf das eindringlichste hervorgehoben wird, fallen vor die Vollendung von Goethes Wanderjahren. Ein Utopien ganz anderer Art, einen Genußstaat der ungebundenen Kraft und Leidenschaft und der sinnlichen Naturverehrung, gründet Heinse's schwärmerischer Ardinghello (1787) mit der vortrefflichsten Jugend von Rom, Venedig, Genua und Florenz auf den cykladischen Inseln. Die leitenden Grundsätze dieses Künstler- und Heldenvolks lauten also: „Kraft zu genießen oder, welches einerlei ist, Bedürfniß gibt jedem Dinge sein Recht und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Deswegen ist der Stand der Natur ein Stand des Krieges. — Der beste Staat ist, wo alle vollkommene Menschen und Bürger sind; und diesem folgt, wo die meisten es sind. — Derjenige Mensch und Bürger ist vollkommen, welcher seine und seines Staats Rechte kennt und ausübt. — Wirkliche Glückseligkeit besteht allezeit in einem unzertrennlichen Drei: in Kraft zu genießen, Gegenstand und Genuß. Regierung und Erziehung soll jedes verschaffen, verstärken und verschönern." Das besondere Geheimniß der Staatsverfassung der „glückseligen Inseln" bestand darin, der Türkenherrschaft in jenen heitern Gegenden

ein Ende zu machen; „doch vereitelte dies nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal.“*)

Goethe stellt uns nicht einen fertigen Musterstaat hin, sondern er zeigt uns dasjenige, was Noth thut, in mehrern ausgeführten Bildern. Daß die Frage nach einer festen Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände eine dringende sei, das beweisen uns die bedrohten Zustände der armen Spinner und Weber, auf welche unser Dichter, viele Jahre vor dem Ausbruche der schlesischen Weberunruhen, mit mahnender Hand hindeutete. Während er uns das rege Leben in jenen Gebirgsthälern lebhaft vorführt und unsere Theilnahme für diese fleißigen Arbeiter durch genaueste Verfolgung ihrer sich aufnehmenden und fördernden Thätigkeiten, woran alle von früher Jugend bis zum höchsten Greisenalter sich betheiligen, auf wirksamste Weise weckt, deutet er zugleich auf die Klagen wegen Nahrungslosigkeit **) und die nothwendig gewordene Einführung von Maschinen hin, von denen man die Verödung der noch nothdürftig sich erhaltenden arbeitslustigen Thäler fürchtet. Aber diese Furcht ist unbegründet, wenn sich ein tüchtiger, von Wohlwollen geleiteter Unternehmungsgeist des allgemein gefühlten Bedürfnisses annimmt, wie es hier durch Susannens Gehülfen geschieht, der sich mit einer wohlhabenden Familie durch Heirat verbindet, wodurch, da er auf diese Weise mit dem kenntnißreichen Geschirrfasser verwandt wird, die vollkommene Einrichtung eines neuen Gewerbzweiges entsteht, welcher, wenn auch auf andere

*) Ueber Goethes Reise der Söhne Megaprazons, die gleichfalls einen staatsbürgerlichen Zweck verfolgen sollten, vgl. unsere Erläuterungen XV, 7 ff.

**) „Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme“, schreibt der Abbé; „auch sollen jene Strecken übermäßig bevölkert sein.“

Weise, alle Bewohner der Gegend auf das lebhafteste beschäftigt. So sehen wir denn auch hier die Bestätigung der bekannten Erfahrung, daß vollkommenere, die Arbeit erleichternde und vervielfältigende Maschinen keineswegs den Arbeitern Abbruch thun, sondern daraus gerade ein neues, frisches Leben hervorgeht, Verbrauch und Absatz mit der raschern und vollkommenern Arbeit sich steigern.

Wie hier der den Anforderungen der Zeit folgende Unternehmungsgeist des umsichtigen Gewerksherrn in seinem Kreise der drängenden Noth Abhülfe leistet, so tritt uns im Oheim die wohlwollende Gesinnung eines reichen Gutsherrn entgegen, der seine Besitzungen möglichst vielen nutzbar zu machen und in seinem nächsten Bezirke durch thätigste Hebung der Landwirthschaft segensreich zu wirken sich bestrebt. Beide sind in ihrer Art als höchst achtungs- und dankenswerth anzuerkennen, da sie ihren Besitz nicht zum Nachtheil anderer ausbeuten, sondern vielen zu einem auskömmlichen Leben verhelfen; aber es sind nur schwache, zufällige, bestandlose Versuche, der Noth zu steuern. Der Gehülfe betrachtet sich als ernährenden Herrn, der so viele Hände in Bewegung setzt, der Oheim glaubt sich vom Himmel mit einem so reichen Besitzthum begabt, um als ein kleiner Gott zu wirken, der sich gnädig der Bedürftigen annimmt, in seiner Weisheit ihrer fürsorglich gedenkt; wenn jener, der aus niederm Stand sich emporgebracht hat, ein kleinliches, peinliches Wesen, so kann der Oheim eine gewisse vornehme Steifheit nicht verläugnen.

Der Großvater unseres Oheims hatte den innigsten Antheil an den Bedrängnissen genommen, welche der edle William Penn (1644—1718) bei seinen menschenfreundlichen Bestrebungen, einen freien, auf christlicher Duldung und Bruderliebe ruhenden Staat

zu gründen, in seinen letzten Jahren zu leiden hatte, bis daß er sich endlich (1712) durch seine ungünstigen Vermögensverhältnisse genöthigt sah, sein ganzes Eigenthumsrecht an dem von ihm benannten Staat der englischen Regierung zu verkaufen. Der Oheim war selbst, als Anhänger jener menschenfreundlichen Grundsätze, über das Meer gezogen, wo ihm zu Philadelphia ein Sohn geboren wurde, welcher, ganz in denselben Ansichten und Gefühlen erzogen, an den Gränzen des bewohnten Landes durch den Ankauf eines bedeutenden Bezirkes sich ein großes Besitzthum erwarb, dessen Bebauung und Verwaltung seine angestrengteste Sorge in Anspruch nahm. Der Sohn dieses wackern Mannes war als Jüngling nach Europa gekommen, dessen unschätzbare Bildung ihn so mächtig anzog, daß er den Entschluß faßte, an den großen, unüberseh lichen Vortheilen derselben sich zu betheiligen und sich hier, wie Lothario, sein Amerika zu gründen. Hatte sein Großvater sich für die christlichen Grundsätze Penns begeistert, so hatte unser Oheim sich durch die schönen, von milder Menschlichkeit eingegebenen Bestrebungen eines Cesare Beccaria Bonesana und Gaëtano Filangieri*) mächtig angezogen gefühlt, womit seine Liebhaberei an der italienischen Sprache zusammenhängen möchte. Ein gewisser starrer Pedantismus klebt ihm noch von seinen an Penn eng angeschlossenen Voreltern an, wie auch die in seinem Besitzthum eingeführte Religion ihren pennsylvanischen Ursprung nicht verläugnet.

*) Die einen Umschwung in der ganzen Lehre vom peinlichen Recht bewirkende Schrift des erstern über Verbrechen und Strafen erschien zuerst ohne Namen des Verfassers im Jahre 1764, Filangieris Werk die Wissenschaft der Gesetzgebung 1781 bis 1788. Goethe hatte Filangierie, der gern über Beccaria und auch über seine eigenen Schriften sprach, ein Jahr vor dessen Tode in Neapel kennen lernen.

Sein Hauptgrundsatz liegt in dem Spruche: Besitz und Gemeingut. Juliette, welche die Eigenheiten ihres würdigen, in höhern Lebensjahren stehenden Oheims mit bescheidenem Sinne verehrt, während Hersilie über so manches, was ihrer heitern Natur zuwider ist, sich lustig macht, deutet jene Worte in dem Sinne des Oheims: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will Theil nehmen lassen: denn nur in sofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen" wo freilich die schließliche Begründung etwas sonderbar erscheint. Der Oheim betrachtet sich als Verwalter seines Besitzthums zum Vortheil der Bedürftigen, hält aber vor allem daran fest, daß sein Besitzthum selbst keinen Abbruch leiden dürfe, wenn er es auch, wäre er nur auf seinen Vortheil bedacht, viel einträglicher machen könnte. Sein thätiger Sinn wendet sich allein auf das, was im Leben wirkt und fördert; jeder eigentlich idealen Erhebung, die sich in schönen, aber haltlosen Träumen ergeht, ist er unfähig. Den freisinnigen Wahlspruch: Den meisten das Beste!*) kann er nicht gelten lassen, weil das, was das Beste sei, noch weniger auszumitteln, als man die meisten zu finden vermöge. An seine Stelle setzt er: Vielen das Erwünschte! denn eine Vielheit bewege sich immer um uns herum, und was diese wünsche, erfahre man leicht, und auf diese Weise lasse sich etwas Bedeutendes schaffen. So ist denn seine ganze Einrichtung auf das

*) Er bildet sich diesen eigentlich selbst, im Gegensatz zu seinem Wahlspruch; denn die Staatslehrer vor und nach Rousseau setzen als Zweck des Staates das Gesammtwohl.

Nützliche gerichtet; daher findet sich in seinen Besitzungen nichts, was einem Lustgarten oder Park ähnlich wäre, sondern nur in gerader Linie gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsefelder, große Strecken mit Heilkräutern, und was sonst zum nächsten Gebrauche dient. Hierbei hat er besonders das große nahe Gebirge im Auge. Um dem unseligen Kartoffelgenuß entgegenzuwirken*), sorgt er bestens für Kohl- und Rübenpflanzungen und sonstiges von ihm leicht zu beziehendes Gemüse, und damit es auch in den tiefsten Schluchten des Felsgebirges nicht an Obst fehle, wonach die Kinder mit Recht so lüstern seien, pflegt er nicht nur die Obstzucht auf das eifrigste, sondern läßt durch seine Träger und Trägerinnen die süßen Früchte zum Verkaufe in die Nähe und Ferne bringen. Aus seinen „unendlichen" Baumschulen überläßt er fleißigen und sorgfältigen Anbauern junge Stämme umsonst, wogegen Nachlässige und Wiederverkäufer einen billigen Preis zahlen müssen. Gegen diejenigen, welche sich widerrechtlich zum Schaden der Baumschulen in den Besitz solcher Stämme setzen wollen, weiß er sich durch kluge Maßnahmen zu schützen, sich der Verbrecher zu versichern und sie mit strengen Strafen zu belegen; denn er übt auf seinen Gütern die Gerichtsbarkeit. Gegen seine Pachter ist er nachsichtig, so lange er selbst nichts bedarf; dagegen unerbittlich, wenn gewisse Bedürfnisse die Zahlung fordern (I, 11). Jene Schonung paßt wenig zum sonstigen Bilde des dem Nützlichen und Förderlichen zugewandten Oheims, da er ja durch eine solche nur der Nachlässigkeit Vorschub leistet. Nützliche, in seinem Besitzthum nicht zu erzielende Naturerzeugnisse, wie Salz und Gewürze,

*) In Weimar selbst war 1819 ein Versuch einer Monographie der Kartoffel von Putsche und Bertuch erschienen. In Preußen war die Kartoffel seit 1738 eingeführt, in ganz Deutschland ihr Gebrauch erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer weiter eingedrungen.

bezieht unser Gutsherr von außen, ja er legt größere Vorräthe davon an, um sie den Bedürfenden zu billigem Preis zu liefern, wogegen er für bloße Gelüste, wie für Tabak und Branntwein, andere sorgen läßt, da diese keine Unterstützung verdienen. Das Verbot dieser verderblichen Genüsse möchte folgerichtiger sein. Bei seinen eigenen Mahlzeiten hält er auf wahren Genuß, nicht auf Befriedigung des bloßen rohen Bedürfnisses oder eklen Gelüstes. Die langweilige, an gewisse Stunden gebundene Mittagstafel ist ihm verhaßt, und so preist er das Essen nach der Wirthshauskarte, wo jeder das, was ihm zusagt, sich wählen und gleich nach Befriedigung der Eßlußt sich entfernen könne, als eine der trefflichsten Erfindungen des Jahrhunderts. Am Familientische steht sein Stuhl gewöhnlich leer, da er meist allein ißt, sobald er Bedürfniß fühlt, zu welchem Zweck er eine Feldküche mit sich führt. Zuweilen aber kommt ihm die Lust an, sich durch Theilnahme von Genießenden den Genuß zu erhöhen, und so pflegt er wohl einmal zu Frühstück, Nachtisch oder einer sonstigen Erfrischung einzuladen, wo sich denn alle zerstreuten Hausgenossen einfinden; doch niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, und jeder muß sich entfernen, sobald er sich gelabt hat, da er bei Tafel nur von Genießenden umgeben sein will, wie er denn auch selbst aufsteht, sobald er sich befriedigt fühlt, wodurch sich aber keiner der Tischgenossen stören lassen soll.

Wie mit dem Essen, so hält es der Oheim auch mit den übrigen Bedürfnissen. Seine Wohnung ist heiter, geräumig und gesund, aber ohne Rücksicht auf künstlerische Ausführung oder Ausschmückung. Vor seinem ansehnlichen Wohngebäude befinden sich ein von hohen Linden umschatteter Platz und ein langer Baumgang, damit man zu jeder Stunde des Tages ungestört im Freien verkehren und lustwandeln könne. Die Wände der Hausflur, der

Treppen und Säle sind nicht mit kostbaren Gemälden bedeckt, sondern mit solchen Darstellungen, welche zur Vermehrung oder Erhaltung nützlicher geographischer oder topographischer Kenntnisse dienen. Beim Eingange sieht man große Abbildungen aller vier Welttheile, da Australien noch wenig in Betracht kommt, weiter Abrisse einzelner Staaten, dann oben im Hauptsaale Ansichten der merkwürdigsten Städte, eingefaßt von landschaftlicher Nachbildung der Gegenden. Auch eine Galerie besitzt der Oheim, aber sie besteht nur aus Abbildungen bedeutender Personen, welche deren vollständige Gegenwart, wie sie leibten und lebten, vor die Anschauung bringen; in gleichem Sinne hat er eine Sammlung von Handschriften berühmter Männer angelegt, ja er bewahrt sogar manche Gegenstände, deren solche sich nachweislich bedient, die sie in irgend einer Weise berührt haben. Dies ist, wie er selbst äußert, seine Art von Poesie, da seine Einbildungskraft sich an etwas Wirkliches halten muß, und nur zur Vergegenwärtigung des Wirklichen will er jene gefördert wissen, so daß sich im ganzen Schlosse kein Bild findet, das auch nur von ferne auf etwas bloß Vorgestelltes hindeutet. Besonders liebt er es, überall kurze bedeutsame Sprüche, die man sich nicht genug vorhalten könne, in Inschriften anzubringen, vor allem oberhalb der Thüren und auf großen in den Feldern aufgestellten Tafeln, die gleichsam als geistige Wegweiser dienen sollen. Von einer die Seele erhebenden, mit Andacht zum Höhern sich aufschwingenden Religion hat unser Oheim gar keine Ahnung. Jeder mag in seinem Besitzthum denken, was er will, da er einmal die Gemüther nicht zwingen kann, sich solcher ihm selbst fremden Vorstellungen ganz zu begeben; doch dringt er auf eine bestimmte Form des öffentlichen Kultus, wovon sich niemand ausschließen darf, da diese ihm nur als ein Bekenntniß gelten soll, daß alle Glieder der Gemeinde

im Leben wie im Tode zusammen gehören, daß sie sich sämmtlich als abhängige Menschen fühlen. Jener Kultus besteht aber nur darin, daß man zusammenkommt, um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Man wird hierbei an Mores Utopien und an Goethes der straßburger Fakultät eingereichte Abhandlung erinnert, worin er den von Spinoza und Rousseau aufgestellten Satz auszuführen versuchte, der Staat, der Gesetzgeber habe das Recht, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien sich äußerlich und öffentlich zu richten hätten, wogegen jedem überlassen bleibe, was er bei sich denke, fühle oder sinne. Da der äußere Kultus dem Oheim nur eine Sache des Gemeindebewußtseins scheint, so ist es ganz in der Ordnung, daß dieser in demselben Raume stattfindet, wo die Aeltesten sich berathen, die Jüngern bei Festen und Feiertagen sich am Tanze erfreuen. Von den Festen werden hier die hochzeitlichen Tänze genannt, wonach auch die Hochzeiten als Sache der Gemeinde betrachtet werden; welche Feiertage gemeint sind, können wir nur errathen. Die eigentliche Religion setzt der Oheim bloß in die Erregung und Beschwichtigung des Gewissens; sie hat ihm nur den Zweck, alles zu entfernen, was den Menschen geistig drückt und dadurch sein thätiges Wirken stört. Zum Abthun aller derartigen Beschwerden ist der Sonntag bestimmt, wo jeder seine menschliche Beschränkung bedenken und sich möglichst von allen Leiden herzustellen suchen soll. Der Oheim selbst unterläßt nicht, sich Sonntags zu prüfen, und am Abend desselben pflegt er die Seinigen zu fragen, ob auch alles rein gebeichtet und abgethan sei; denn niemand soll etwas, was ihn beunruhigt oder quält, mit in die nächste Woche hinübernehmen, sondern sich an einen einsichtigen Freund wenden, um dessen Rath, dessen Einwirkung sich zu erbitten.

So beruht die ganze Einrichtung in des Oheims Besitzthum auf der reinen Nützlichkeit, wobei keine wahre geistige Erhebung sich zu entwickeln vermag. Freilich findet sich unter seinen Sprüchen auch der durchaus wahre: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen! (denn nur bei äußerlicher Sicherstellung des Lebens kann das Volk sich zum Wahren und Schönen emporschwingen): allein der Sinn für das Wahre und Schöne wird beim Oheim mit nichten gepflegt, vielmehr hat hier alles ein steifes, kasernenmäßiges Ansehen, wobei der freie Geist davon fliegt, und wir begreifen es kaum, wie die muntere Hersilie, die deutlich genug ihren Widerwillen über ein solches „sauberes Treiben" ausspricht, es hier aushält, ja auch die ruhige, häusliche Juliette müßte in solchem aschgrauen Nützlichkeitsleben verzweifeln; doch dürfen wir hoffen, daß es der Oheim mit ihnen nicht so genau nimmt, und ihnen manche Freiheit gestattet. Einen größern Gegensatz als zwischen dem Oheim der Wanderjahre und dem der Lehrjahre läßt sich kaum denken.

Wie der Oheim als Gutsherr den Landbau fördert, so Odoardo als Regierungsbeamter das Handwerk. Vom Handwerker verlangt er die größte Strenge gegen sich selbst, da dieser etwas liefern soll, was seinem Zweck vollkommen entspricht; deshalb muß er sich ganz seinem Beruf widmen, so daß sein Handwerk ihm zur andern Natur wird; die Hand soll von einem eigenen Leben beseelt werden, eine Natur für sich sein, ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen haben. So erklärt denn Odoardo die Handwerke für Künste, und zwar im Gegensatze zu den sogenannten freien Künsten für strenge. Jene sind bloß zur Ergetzung bestimmt, wobei es nichts schadet, wenn sie auch nicht die höchste Vollkommenheit erreichen, wogegen die bürgerliche Gesellschaft darunter leidet, wenn die strengen Künste nachlässig und

ungeschickt betrieben werden. Gerade umgekehrt bemerkt Horaz (A. P. 372—378), bei gewissen nöthigen Dingen könne auch das Mittelmäßige Anerkennung finden, wogegen ein mittelmäßiger Dichter unerträglich sei, da die Dichtkunst bloß zur Ergetzung des Geistes diene, weshalb die Mittelmäßigkeit keine Entschuldigung in der Nothwendigkeit finde, womit man die Aeußerung Wilhelms in den Lehrjahren (II, 2) vergleiche, wonach jeder sich der Kunst enthalten solle, der keine Anlage zum Besten habe. Die strengen Künste haben sich vor allem vor „Pedanterei und Bocksbeutelei" zu hüten, da man auf der einen Seite leicht verleitet wird, an gewissen nebensächlichen Dingen festzuhalten, wodurch die frische Freiheit verloren geht, andererseits auch die Tüchtigkeit unter dem Streben nach äußerm Schein leidet. Odoardo dringt demnach bei den Handwerken, die er als strenge Künste in seine Provinz einführt, auf gründliche Erlernung und Prüfung; jeder soll von der Wichtigkeit des Handwerks durchdrungen sein, und nur derjenige als Meister gelten, welcher es auf das vollkommenste versteht. Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister werden streng beobachtet, ja in diesen selbst gibt es viele Abstufungen; die den Uebergang in eine höhere Stufe oder Abtheilung entscheidenden Prüfungen können nicht sorgfältig genug sein. In wiefern die Regierung selbst, unter deren Schutz und Herrschaft sich die Handwerker begeben, die Ausführung dieser Bestimmungen überwacht, wird nicht ausgeführt.

Die ausführlichste Darstellung erhält die pädagogische Provinz, in deren trefflich entwickelter Schilderung der Dichter darauf hindeutet, wie die Erziehung und Bildung die natürlichen Anlagen eines jeden auf das zweckmäßigste entwickeln und einen tüchtigen sittlichen Sinn erwecken

müsse.*) „Eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum", äußert später Friedrich ganz in diesem Sinne, „aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zusammengespettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deshalb weder auffinden, noch ausüben." Hier haben wir gerade die so schwierige von der Erziehung zu lösende Aufgabe offen ausgesprochen.

Das, worauf die Vorsteher der pädagogischen Provinz die sittliche Bildung gründen, ist Ehrfurcht vor uns selbst, die den Menschen heißt, sich für das Beste zu halten, was Gott und Natur hervorgebracht, die aber zugleich jeden Dünkel und jede Selbstsucht durch das Bewußtsein unserer hohen Bestimmung wie unserer Stellung zu Gott und Welt verscheucht. Eines, so werden wir hier belehrt, bringt niemand auf die Welt mit, und doch ist es dasjenige, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten ein Mensch sei — die Ehrfurcht. „Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten." In ganz entgegengesetztem Sinne bemerkt Goethe vier Jahre später im Berichte über Salvandys Don Alonzo: wie man eine Erbsünde der menschlichen Natur zuschreibe, so müsse man ihr auch eine Erbtugend zugestehn, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht, und er nennt diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen ausgebildet, zur Thätigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, mit

*) Eine Entwicklung derselben hat auf seine Weise auch A. Oldenberg in der Schrift Grundlinien der Pädagogik Goethes gegeben.

den Alten Pietät. Indessen gleicht sich dieser scheinbare Widerspruch dadurch aus, daß unter Ehrfurcht an der letztern Stelle die liebevoll aufblickende Zuneigung, an der erstern die verehrende Anerkennung verstanden wird. Die letztere ist dem Menschen eben so wenig angeboren als die Dankbarkeit; beide müssen erst gebildet werden, wogegen Liebe und Zuneigung auch dem rohesten Menschen von der Natur verliehen sind. Es gibt nun aber eine dreifache Ehrfurcht: die erste bezieht sich auf das, was über uns ist, auf Gott, der sich in Eltern, Lehrern und Vorgesetzten abbildet und offenbart; die zweite geht auf das, was unter uns ist, die Erde, die irdischen Freuden und Leiden; die dritte Art der Ehrfurcht gilt denen, die unseres Gleichen sind. Alle drei werden nach einander von den Zöglingen geübt und durch besondere Gebärden bei der Begrüßung der Aufseher versinnlicht, wobei man unwillkürlich an die Aeußerung Ottiliens in den Wahlverwandtschaften erinnert wird: „Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“ Zum Zeichen der ersten Ehrfurcht schauen die unmündigen Kinder, denen man diese überliefert, die Arme kreuzweis über die Brust haltend, mit einem freudigen Blicke zum Himmel; die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, eine unserm Dichter selbst so beliebte Haltung, und der gesenkte, aber lächelnde Blick deuten auf die zweite Art der Ehrfurcht, wogegen man die Knaben, wenn die Lehre dieser Ehrfurcht genugsam auf sie gewirkt hat, aus dieser Stellung befreit und sie heißt, sich zu ermannen, die Arme niedergesenkt, den Kopf nach der rechten Seite gewandt, strack und kühn sich in die Reihe ihrer Kameraden zu stellen, da jeder in Verbindung mit seines Gleichen Front gegen die Welt machen müsse, wodurch denn das

soldatische Frontmachen, welches den Dichter zu dieser Gebärdenanordnung veranlaßte, zu eigenthümlicher Ehre gelangt. Die aus den drei Ehrfurchten sich bildende Ehrfurcht vor sich selbst, das seine Stellung zu Gott, Welt und Menschen erkennende Selbstgefühl, bedarf als solche keiner besondern Gebärde

Der dreifachen Ehrfurcht entsprechen die drei Arten der in die Welt getretenen Religionen. Die bloße Furcht vor der Uebermacht der äußern Erscheinung, worin so viele seit dem griechischen Philosophen Demokrit den Grund der Religion gefunden, kann eine solche unmöglich schaffen; erst nach der glücklichen Befreiung der Völker von jener Furcht entsteht die sogenannte ethnische, aus der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, hervorgehende Religion. Zu dieser Völkerreligion gehören unserm Dichter aber nicht allein die heidnischen Religionen, sondern auch die israelitische, welche vor allen übrigen die größten Vorzüge habe; denn vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker werde nicht gefragt, ob ein Volk das vortrefflichste sei, sondern ob es sich zu erhalten vermöge, und das israelitische suche an Selbständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und Zäheit seines Gleichen, es sei das beharrlichste Volk der Erde*) und werde fortbestehn, um den Namen seines Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Freilich wird die israelitische Religion gewöhnlich als eine offenbarte den heidnischen entgegengestellt, allein die Vorsteher der pädagogischen Provinz lassen sich hierauf gar nicht ein, indem sie nur den menschlichen Gehalt der Religionen in Betracht ziehen. Wie Jehovah der Nationalgott

*) Man vergleiche hierzu die Aeußerung über jüdisches Wesen in der siebenten Abtheilung der Maximen und Reflexionen. In den Noten zum Divan heißt es: „Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten."

der Israeliten ist, der keinen andern Zweck hat als Israel reich und groß zu machen, so sind auch die griechischen Götter eigentliche Nationalgötter: jeder griechische Stamm hat seine neben dem allgemein gewordenen Zeus hervortretende Hauptgottheit, worin sich sein Charakter bezeichnend ausprägt, aber stehen diese Götter auch in Bezug auf die freie geistige Ausbildung weit über dem starren Jehovah der Israeliten, so mangelt den Griechen doch jene unendliche Zähigkeit, welche das Eindringen fremder Götter verhinderte, wodurch allmählich das griechische Volksleben gelockert, endlich ganz aufgelöst wurde. Und wie sehr auch die Griechen in Kunst und Dichtung das jüdische Volk überragen, so fehlt ihnen doch der mächtig belebende Glaube an eine untrügliche Offenbarung, an eine fortwährende Einwirkung eines ihre Schicksale leitenden Nationalgottes, wovon die so glücklich gesammelten heiligen Bücher der Israeliten ein herrliches Zeugniß ablegen.

Der Völkerreligion stellt Goethe die philosophische entgegen, die auf der Ehrfurcht vor dem beruht, was uns gleich ist; denn der Philosoph, der sich als wahrer Weiser in die Mitte stelle, ziehe alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf, und er lebe, insofern er alle Verhältnisse der Welt umfasse, allein in der vollen Wahrheit. Als eine solche philosophische Religion wird diejenige bezeichnet, welche Christus übte, so lange er auf Erden umherging, als ein Weiser im höchsten Sinne des Wortes, der das Niedere zu sich heraufzieht, sich der Unwissenden, der Armen, der Kranken annimmt, aber auch seines höhern göttlichen Ursprungs sich bewußt ist, sich Gott gleich stellt, ja sich für Gott selbst erklärt, und zu gleicher Zeit werden diejenigen, welche gleich ihm dem Höhern im Lehren und Leben zugewandt sind, von ihm belehrt, was sie von der Welt zu erwarten haben. Hier erscheint also Christus nicht als Gottmensch im eigentlichen Sinne, sondern als ein Weiser

der edelsten Art. So hoch die israelitische Religion unter den übrigen ethnischen Religionen steht, so sehr überragt Christus alle übrigen Weisen.

Auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gründet sich die dritte Religion, welche als die christliche bezeichnet wird, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am schönsten und edelsten offenbart, obgleich Spuren derselben sich durch alle Zeiten finden. Diese Religion sieht im irdischen Leben nur eine Prüfung, einen Durchgang zu einem höhern Leben, zu dem wir berufen sind; Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, ja Leiden und Tod verhängt Gott nur zur Bewährung und Vervollkommnung unserer menschlichen Natur, die selbst aus Sünde und Verbrechen sich zu erheben, sich zu läutern, zu heiligen vermag. Die höchste Vollendung findet diese Religion in der Leidensgeschichte Christi. Freilich erscheint die Spaltung des Lebens Christi in zwei Kreise, von denen jeder eine eigene Religion darstellen soll, höchst sonderbar, aber die Vorsteher der pädagogischen Provinz suchen ihrer philosophischen Begründung die geschichtlichen Thatsachen so gut anzupassen, als es gehn mag, wie es die Religionsphilosophen von jeher gethan haben. An eine wirkliche christliche Offenbarung glauben sie eben so wenig als an den Jehovah der Israeliten, und wie hoch sie auch das Christenthum stellen, das, da es sich einmal „göttlich verkörpert" hat, auf Erden nimmer verschwinden kann, so bekennen sie sich doch zu allen drei Religionen, da nur aus ihnen zusammen die wahre Riligion der freien Menschlichkeit entspringt, die Frucht der höchsten Ehrfurcht, der Ehrfurcht vor sich selbst. In welcher Weise diese etwas sonderbare Vereinigung zu verstehn sei, ergibt sich aus der weitern Bemerkung, daß im apostolischen Symbolum alle drei Religionen enthalten seien, da hier der Glaube an Gott, an den durch Leiden verherrlichten

Sohn Gottes und eine Gemeinschaft der Heiligen, der Besten und Weisesten, gelehrt werde, und in diesem freiauslegenden Sinne, der an so manche philosophische Auslegung der Dreieinigkeit erinnert, könnten freilich auch die Vorsteher der pädagogischen Provinz das Christenthum als ihre Religion bezeichnen.

Fragen wir aber, wie in der pädagogischen Provinz diese Weltreligion den Zöglingen mitgetheilt werde, so sahen wir schon oben, wie die drei zu Grunde liegenden Arten der Ehrfurcht den Knaben zuerst durch sinnliche Gebärden überliefert werden, woran sich deren zweckmäßige Erklärung anschließen wird. Auch fehlt es nicht an Grundsätzen der Glaubens- und Sittenlehre, die, wie es ausdrücklich heißt, durch Gesang belebt und eingeprägt werden; von einer offenbarten Glaubenslehre kann hierbei natürlich nicht die Rede sein. Daneben aber bedienen sich die Vorsteher der pädagogischen Provinz auch der bildlichen Darstellung. Schon der Aufseher gedenkt der Heiligthümer, denen die Drei vorstehen. Diese Drei sind gleichsam die Priester, denen noch ein Oberer, gleichsam ein Oberpriester, vorsteht, dem die höchste geistliche Gewalt zusteht, doch so, daß die Drei zusammen auch den Obern vorstellen, sie in ihrer Vereinigung dieselbe Macht haben.*) „Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte", bemerkt der Aufseher, „sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten

*) Gegen Ende von II, 9 heißt es, der Obere (vgl. II, 1 in dem Abschnitt „Da sich der Obere") befinde sich gegenwärtig bei den Heiligthümern, um dort zu „unterweisen (die Bilder zu erklären), zu lehren (zu deuten) und zu segnen" (fromme Wünsche daran zu knüpfen), während die Drei nach den einzelnen Gegenden sich zerstreut, um die Leitung des Ganzen nach Möglichkeit zu überwachen.

des Jahres läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren." Die Heiligthümer befinden sich in einer achteckigen Halle in einem mit hohen Mauern umgebenen waldigen Thale, wo die Drei wohnen. Der Aelteste derselben führt Wilhelm in diese Halle, und zwar zunächst in eine Galerie, welche, auf der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgibt, während auf der entgegenstehenden Wand Darstellungen aus den ethnischen Religionen sich finden. Die Hauptbilder waren hier aus der Geschichte der Israeliten entnommen, während in den Sockeln und Friesen gleichbedeutende*) Handlungen und Begebenheiten aus den Ueberlieferungen anderer Völker vorgestellt waren, wovon der Aelteste (II, 2) ein treffendes, den Sinn, in welchem die Zusammenstellungen gemacht sind, erläuterndes Beispiel gibt.**) In einer zweiten, die philosophische Religion vertretenden Galerie, die offenbar auf der andern Seite der in der Rundung acht Ecken bildenden Halle gedacht wird, finden sich nur Wunder und Gleichnisse von Christus. Diese oder die Hälfte der rechten Seite des Achtecks***) ist viel kürzer, als die vorige; sie erstreckt, sich nur auf den vierten Theil des Umkreises des ganzen innern Hofes; alles ist hier viel sanfter gemalt und gehalten und ladet mehr zur

*) „Symphronistische", wie Goethe sehr kühn nach „synchronistisch" bildet, das selbst eine neuere Bildung ist. Auch könnte es nur gleichgesinnt bezeichnen.

**) Freilich bedient man sich hier großer Freiheit; denn wenn Apoll unter den Hirten Admets lehren soll, daß die Götter, wenn sie unter den Menschen wandeln, unsichtbar erscheinen, so wurde Apoll nach der Sage von Zeus verurtheilt, ein Jahr dem König Admet zu Pherä in Thessalien zu dienen, weil er im Zorn die Kyklopen des Zeus erschlagen hatte.

***) Sie ist demnach halb so groß, als die vorige; am Ende derselben führt

Erforschung des tiefen, stillen Sinnes dieser Darstellungen ein. Von diesen beiden Galerien wird die erstere, die das „Aeußere, allgemein Weltliche" enthält, allen Zöglingen von frühester Jugend an gezeigt und erklärt, die zweite nur denjenigen, die zu höherer Besonnenheit heranwachsen. Die dritte Galerie, die der christlichen Religion als solcher gewidmet ist, das „Heiligthum des Schmerzes", sehen diese Zöglinge nur, wenn sie in die Welt entlassen werden; überhaupt ist sie bloß zur Zeit der Entlassung geöffnet, wo denn die besten Redner über einen so bedeutenden Gegenstand öffentlich sprechen. Daß wir in diese dritte Galerie nicht eingeführt werden, da Wilhelm bei seinem spätern Besuche nur den Aufseher und einen der Drei spricht, ist freilich auffallend, doch dürfte sich der Sache nach kaum eine Lücke zeigen, da hier die II, 2 in Erwiederung auf die erstaunte Frage Wilhelms, daß sie ihn nicht ans Ende geführt hätten, gegebenen Andeutungen genügen.*)

So wird also den Zöglingen hier eine geläuterte Sittenlehre überliefert, die sich auf Ehrfurcht gründet, und dadurch einem Grundübel der Zeit, dem Mißwollen und Mißreden, gesteuert, dessen Folge, wie Wilhelm II, 1 bemerkt, Gleichgültigkeit gegen Gott, Verachtung der Welt, Gehässigkeit gegen andere, Dünkel und Anmaßung, die jedes edle Gefühl ersticken. Die in der pädagogischen Provinz überall herrschende Würde, die liebevolle und doch strengen Gehorsam fordernde Behandlung, der mit möglichster Freiheit verbundene Geist der Ordnung und der edlen Scheu,

eine Pforte wieder in die Halle, aus welcher sie in die erste Galerie getreten waren. Offenbar enthielt das letzte Viertel des Umfanges des Hofes die Galerie, in welche Wilhelm diesmal nicht geführt wird „das Heiligthum des Schmerzes." Oldenberg findet hier einen Widerspruch, der aber nur auf Mißverständniß beruht.

*) Der Gedanke, daß die Leidensgeschichte in geheimen Räumen abgebildet werde, sprach Boisserée besonders an.

alles dies weht die junge Seele mit frischem Lebenshauche an. Die höchste Strafe, welche die Zöglinge trifft, ist das Verbot, mit der Ehrfurchtsgebärde den begegnenden Aufseher zu grüßen; verfehlt diese, das Ehrgefühl mächtig erregende Strafe ihres Zweckes, so wird der in diesem Falle für ganz verstockt geltende Zögling mit einem bündigen Bericht seinen Eltern zurückgesandt. Die herrschende Ordnung ist eine fast soldatische; die Aufseher bedienen sich eines Pfeifchens, womit sie Zeichen der verschiedensten Art und Bedeutung geben. Erschallt das Pfeifchen, so antworten alle, die es hören, damit der Aufseher wisse, wie viele sich in der Nähe befinden; beim zweiten Zeichen sind sie still, halten sich aber bereit, beim dritten antworten sie wieder und stürzen herbei. Bei aller sonstigen Strenge sind die Vorsteher doch der Uniform durchaus abgeneigt, obgleich diese das Bewußtsein gleicher Unterordnung und unzertrennlicher Zusammengehörigkeit befördert, was in den Wahlverwandtschaften (II, 7) hervorgehoben wird. Unsern Pädagogen kommt es vor allem darauf an, den Charakter und die Neigung der Zöglinge zu entdecken, und in diesem Sinne gestatten sie freie Auswahl der Farbe, der Form und des Schnittes, doch der beiden letztern nur innerhalb eines mäßigen Kreises, ja sie suchen einer sich verbreitenden Mode möglichst entgegenzuwirken, um nicht dieses Mittels zur Entdeckung der Charaktere und Neigungen entrathen zu müssen.

Als Hauptgrundsätze des Unterrichts gelten möglichste Absonderung der einzelnen Unterrichtszweige, wodurch allein ein rasches Hineinleben erreicht werden könne, und das Bestreben, die besondere Neigung und Anlage eines jeden zu entdecken, um gerade dasjenige, worin jeder das Höchste vermag, zur vollkommensten Entwicklung zu bringen; denn es gilt hier keine einstimmige, vielseitige Ausbildung, sondern eine welt-

bürgerliche, daß jeder in einem Fache vortrefflich sei. Anderswo dringt Goethe gerade umgekehrt darauf, daß man vorzüglich diejenigen Thätigkeiten ausbilde, wozu die geringste Neigung und das geringste Geschick vorhanden, da die andern, wozu sich der Mensch innerlich getrieben fühle, sich von selbst entwickelten; aber wir befinden uns hier auf dem Boden der „Zeit der Einseitigkeit", wie es Jarno scharf ausspricht. Indessen fühlen auch unsere Pädagogen die Nothwendigkeit, mit einer äußern Thätigkeit jedesmal eine mehr innerliche, den Geist bildende zu verbinden, was besonders in den untern allgemeinen Unterrichtsstufen der Fall ist, an die sich dann die höhere Ausbildung in den abgesonderten, für jeden einzelnen Unterrichtszweig bestimmten Gegenden anschließt.

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in unserer pädagogischen Provinz der freilich schon im Jahre 1818 in Preußen als demagogisch mit ihrem neuen Begründer verfolgten Turnkunst mit keinem Worte gedenkt, deren Vortheile er doch sonst lebhaft fühlte und deren Wiederherstellung er besonders der studirenden Jugend wünschte, da bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht und damit jede nöthige Thatkraft fehle*). Allein für die körperliche Ausbildung ist auf den untern Unterrichtsstufen dadurch auf das beste gesorgt, daß die Knaben im Freien sich bewegen und körperlich beschäftigt sind. Der erste Bezirk, in welchen sie treten, ist der des Landlebens, wo sie sich ländlichen Arbeiten widmen, an welche sich die Pflege der Hausthiere anschließt. Dies erfahren wir später von Felix, der sich freilich hierin nicht besonders behaglich fühlt, da seine rasche, feurige Natur diesem stillen, mühseligen Leben widerstrebt. Das lustige

*) In der Novelle Wer ist der Verräther? hat der lustige Junker eine den Turnanstalten ähnliche Einrichtung für die Dorfbewohner getroffen.

Erntefest gefiel ihm freilich gut genug, aber das darauf folgende Bestellen, Pflügen, Graben und Abwarten war nicht nach seinem Sinne; auch bei der Pflege der gewöhnlichen ländlichen Hausthiere fand er sich wenig gebessert, da diese Thiere zu keiner lebhaftern Thätigkeit bestimmt und befähigt sind. Doch geht neben dieser äußerlichen Beschäftigung der Gesang her, dessen hohe Bedeutung für die Erziehung Plato in seinen Büchern vom Staate auf das herrlichste hervorgehoben hat.*) Goethe läßt den Gesang als ein Hauptbildungsmittel des Gemüthes alle Stufen der geistigen Entwicklung begleiten, wie denn auch außerhalb unserer Provinz die Handwerker mit Gesang sich beleben, in ihm den höchsten und würdigsten Gefühlen ihren gemeinsamen Ausdruck geben, Gesang ihnen überall mit seiner erhebenden, die rohe Starrheit linde auflösenden Gewalt das Leben verschönt. Der Gesang bildet aber um so nothwendiger diese erste Stufe der geistigen Ausbildung als an ihn sich alles andere anknüpft; denn nicht allein ist er das Mittel, wodurch alle sittlichen Lehren und Gesetze mitgetheilt werden, sondern an ihn schließt sich zunächst die Notenschrift an, dann erst die Buchstabenschrift, weiter auch die Meß- und Rechenkunst, welche in dieser Weise eine allmählich fortschreitende Reihenfolge des Unterrichts bilden, doch so, daß erst, wenn in dem einen Zweige ein gehöriger Grund gelegt ist, der Uebergang zum andern erfolgt.**) Eine genauere Ausführung, wie dies geschehe, gibt der Dichter

*) Herder schrieb 1769: „Wer wahrhaftig von seiner Kindheit an gleichsam an Leib und Seele musikalisch geworden, der wird öffentlich und besonders sich immer gleich, allezeit harmonisch, abgemessen und anständig handeln. So spricht Plutarch (de mus. 2), und Batteux (Les beaux arts II, 2) vertheidigt ihn.

**) Auch bei Plato schließt sich an die musikalische Bildung der Unterricht in den mathematischen Wissenschaften an; indessen ist der Standpunkt des griechischen Weisen ein durchaus anderer.

nicht; nur hören wir von einem besondern Mittel, die Knaben zu freien Gesängen anzuleiten.*) Auch findet sich eine Andeutung, wie sich der Tanz an den Gesang anschließe.**)

Eine höhere Stufe der Ausbildung bietet uns die pferdenährende Gegend, wo es Felix schon viel behaglicher zu Muthe ist, da das Pferd das edelste, feurigste und bildungsfähigste von allen Thieren ist, an welchem der Mensch seine geistige Ueberlegenheit bestens bewähren, auf dem er sich so lustig herumtummeln, sich selbst gleichsam beflügeln kann. Mit der Reit- und Stallkunst aber, die so leicht in Rohheit übergeht, ist hier die zarteste Beschäftigung verbunden, Sprachübung und Sprachbildung. Da Jünglinge aus allen Weltgegenden sich hier zusammenfinden, so werden alle Sprachen gepflegt, doch so, daß öffentlich monatweise immer nur eine Sprache gesprochen wird, damit diese sich leichter einpräge; doch ist jedem gestattet, einer ihn besonders reizenden Sprache sich mit Vorliebe zu widmen und sich auf das gründlichste in ihr zu unterrichten, wozu die ausreichendste Gelegenheit geboten wird. So hat sich Felix das Italienische ausgewählt, dessen Wohlklang und Singbarkeit ihn besonders angezogen zu zu haben scheinen; seine entschiedene Neigung für Gesang, Sprache und Reitkunst halten ihn in dieser pädagogischen Gegend fest.

Eine vollständige Ausführung aller einzelnen Gegenden der pädagogischen Provinz dürfen wir nicht erwarten, dagegen unter-

*) „Dieser (der Regelnde, wofür früher der Aufseher stand) überraschte öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorschwebenden Sinne anzupassen."

**) „Traten mehrere Knaben zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise (im Gesange); gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden."

läßt der Dichter nicht, uns mit Wilhelm in die Gegenden zu führen, wo die einzelnen Künste betrieben werden; denn auch diese dürfen in dem großen Bilde nicht fehlen, welches Goethe in den Wanderjahren aufrollt, da sie dem Leben den höchsten Schmuck, den reinsten Glanz verleihen. Zunächst treten wir in den Bezirk der Instrumentalmusik, wo die Anfänger sich in vereinzelte Hütten begeben, so daß ihre unleidlichen Mißtöne nicht von andern vernommen werden können. Erst wenn die Schwierigkeiten des Handwerks überwunden sind, wagen sie als Künstler hervorzutreten, wozu ihnen bei den öffentlichen Festen Gelegenheit geboten wird. Die wirklichen Künstler bringen hier größere Musikstücke zur Aufführung, welche durch das treffliche Zusammenspiel die ergreifendste Wirkung üben, wie denn Wilhelm eine mit vollständiger Kraft und Zartheit gespielte mächtige Symphonie aller Instrumente nicht genug bewundern konnte. Aber neben solchen Gesammtaufführungen hört man auch andere Musikstücke, einzelne Künstler treten allein auf, ja auch an Gesang fehlt es nicht. Die ausübenden Künstler befinden sich auf einer großen Bühne, neben welcher eine kleinere für diejenigen bestimmt ist, die noch nicht öffentlich aufgetreten sind. Auch diese halten ihre Instrumente in der Hand, in Erwartung, ob sie vom bedeutenden Augenblick ergriffen werden, sich öffentlich hören zu lassen, und so in die Reihe der Künstler zu treten. Ein solches Fest, bemerkt der Dichter, gehe selten vorüber, ohne daß sich plötzlich auf diese Weise ein oder das andere Talent entwickle. So erhalten wir hier also eine vortreffliche Schule zur Entfaltung des echten Talentes: nur der von wahrem Künstlergeist erfüllte Schüler wird es wagen, sich bei einer solchen Veranlassung öffentlich vernehmen zu lassen, da den verwegenen Anmaßling größte Schande treffen würde; ihm aber ist hier Gelegenheit geboten, in einem so beden-

tenden Augenblick, wenn der Geist der Kunst ihn begeisternd umweht, sich herrlich zu offenbaren.

Mit der Instrumentalmusik finden wir Gesang und lyrische Dichtung verbunden; erst in der musikalischen Ausführung gelangt die lyrische Poesie zu ihrem höchsten Ausdruck, wie ja nicht bloß bei den Griechen die Dichter selbst die Sänger waren. Wenn wir auch den Tanz hier erwähnt finden, so ist es nur zu verwundern, daß dieses in so gar ungenügender Weise geschieht; denn er soll hier nur „in seinen Grundzügen" gelehrt werden, „damit sich alle diese Fähigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können". Bei den Griechen waren die Aufführungen großer lyrischer Stücke auch von künstlerischen Tänzen begleitet, und solche möchten wir uns auch hier, bei der idealen Auffassung, wozu Goethe sich erhebt, um so lieber in höchster Vollendung denken, als die dramatische Dichtung, bei welcher solche Tänze gleichfalls ihre Stelle finden, von der pädagogischen Provinz ausgeschlossen ist.

In der zunächst angrenzenden Gegend wohnen die bildenden Künstler, Maler, Bildhauer und Baumeister. Hier befinden wir uns in einer durchaus würdigen Umgebung, wie sie dem bildenden Künstler nothwendig ist, dessen Blick und Sinn durch nichts Unschönes verletzt werden darf, da er sich über das Gemeine dergestalt erheben, den Spiegel seiner Seele so ungetrübt sich erhalten muß, daß die ganze Volksgemeine sich in und an seinen Werken veredelt fühlt. Aber neben dieser Reinheit der Anschauung bedarf der bildende Künstler mehr als irgend ein anderer der größten Strenge der Auffassung und Ausführung; er muß die unstet umherschweifende Einbildungskraft zügeln, bestimmen und zu klarer Reinheit läutern, er muß Gestalten und Formen schaffen, in welcher sich die edelste Würde, Schönheit und Einstimmig-

keit vollendet verkörpern. Fester Grundsätze und Regeln bedarf der bildende Künstler so gut wie jeder andere; das angeborene Talent wird in ihnen keineswegs eine hemmende Schranke finden, vielmehr im innigsten, tiefwurzelnden Bewußtsein, daß die Kunst nicht Natur sei, sich ihnen gern fügen, ja sogar vor demjenigen Achtung haben, was man konventionell nennen möchte, da es auf dem Uebereinkommen der trefflichsten Menschen beruht, während das Halbvermögen seine Willkür und seine falschen Griffe für schöne Eigenthümlichkeit und unwiderstehlichen Drang der Selbständigkeit ausgeben möchte. Wahre Freiheit gibt es ja nach unserm Dichter nur „im Bezirk der Schranke". Die Künstler werden am Anschauen und Durchdenken von Kunstwerken gebildet; Entwürfe und Skizzen, bei denen man sich bequem gehn läßt, sind nicht gestattet, nur nach tiefer, reiflicher Erfassung geht man zu Rissen und Modellen über. Die Ausführung wird von allen Künstlern am schwersten dem Baumeister gestattet, weil dessen mit großem Aufwand unternommenes Werk lange Zeit dauern soll, wonach hier etwas Fehlerhaftes, Ungenügendes zuzulassen am unverantwortlichsten ist. „Mag man doch immer Fehler begehn, bauen soll man keine."*) Weniger streng verfährt man mit dem Bildhauer, am läßlichsten mit dem Maler. Hat ein Baumeister oder ein Maler einen künstlerischen Gedanken mitgetheilt, der nur einigermaßen auf Billigung Anspruch machen darf, so gestattet man ihm die Ausführung an irgend einem äußern oder innern Raume der Gebäude oder auf öffentlichen Plätzen, und zwar stel-

*) Als Goethe im Mai 1829 mit dem Kanzler Müller an einem neuen Gebäude vorüberfuhr, welches ihm mißfiel, äußerte er: „Meine Lehre ist von jeher diese: Fehler kann man begehn, nur baue man sie nicht auf. Kein Beichtvater kann von solchen Bausünden jemals absolviren."

len die Vorsteher es dem Künstler anheim, ob er die Vergünstigung beanspruchen will, sein Werk früher oder später wegnehmen zu dürfen. Verzichten sie darauf, so strengen sie alle Kräfte an und gehen nur mit der allergrößten Vorsicht an das Werk, worin sie ein ihres Kunstsinnes würdiges Denkmal zu gründen hoffen; aber auch jene, welche die Erlaubniß beanspruchen, ihre Arbeit wegnehmen zu dürfen, verfahren nicht leichtsinnig, und ihre Sorgfalt wird meist um so höher steigen, je länger sie jene stehn lassen müssen. Auf eine ganz eigenthümliche Weise wird dem Künstler vor der Ausführung Gelegenheit geboten, die künstlerischen Gedanken anderer über den darzustellenden Gegenstand zu erfahren und praktisch zu prüfen, wie dies in trefflichster Weise in der Aufstellung des Modells einer kolossalen Gruppe männlicher und weiblicher Kämpfer dargestellt wird, die an die herrliche Amazonenschlacht erinnert, „wo Haß und Feindseligkeit sich zuletzt in wechselseitig-traulichen Beistand auflöst".*) Hierbei wird der Wechselbeziehung der einzelnen Künste aufeinander gedacht, die sich auch in dem Liede ausspricht, welches die Künstler auf den Wunsch des Aufsehers erschallen lassen. Dies auch unter die Gedichte aufgenommene Lied (Kunst 23) hatte Goethe dem

*) Die erste Ausgabe liest „traurigen" statt „traulichen". Dem Dichter schwebt hierbei eine schon von Winckelmann bekannt gemachte, von Visconti eben im Jahre 1820 wiederholt herausgegebene Darstellung auf einem Sarkophag im Pio-Clementinischen Museum zu Rom vor, wo in der Mitte Achill abgebildet ist, wie er die auf den Tod verwundete Amazonenkönigin Penthesilea mit den Armen auffängt, während er mit abgewendetem Kopfe nach der entgegengesetzten Seite hinblickt; links von Achill wüthet noch der Kampf der Griechen und Amazonen, wogegen rechts die Schlacht zu Ende ist; ein Grieche scheint einer noch auf dem Pferde sitzenden Amazone beizustehn, zwei liegen todt am Boden, andere sind mit dem Pferde gestürzt.

Künstlerverein zu Berlin zum Dreikönigstag des Jahres 1817 gewidmet.

In diesem Bezirk der bildenden Kunst wird auch die epische Dichtung gepflegt, und zwar in ganz eigenthümlicher Weise. Man gibt sagenhafte Stoffe an, deren Darstellung der eine in einer epischen Ausführung versucht, während zu gleicher Zeit andere dieselbe Geschichte mit dem Pinsel zu vergegenwärtigen sich bemühen, wobei hervorgehoben wird, daß auf diese Weise sich oft Improvisatoren entwickeln. Von einer Versform ist bei dieser epischen Schilderung nicht die Rede, vielmehr scheint man diese der lyrischen Dichtung vorzubehalten; denn wenn das vollströmende Gefühl von selbst Rhythmus und Vers mit sich bringt, so würde dagegen die Sagendichtung sich durch den Vers gefesselt fühlen. Daß dies der wirklichen Entwicklung des Epos bei allen Völkern widerspricht, kümmert unsere Pädagogen nicht, welche sich eine eigenthümliche Art epischer Dichtung als Begleiterin der bildenden Künste schaffen. Bei dieser ihrer ganz besondern Auffassung und Unterbringung der verschiedenen Dichtarten kann es nicht Wunder nehmen, daß für die dramatische Dichtung sich in der pädagogischen Provinz kein Raum findet; denn welcher Kunst sollte das Drama beigeordnet werden, als der Mimik, der Schauspielkunst, die, bei dem hier, wie bei Plato, herrschenden sittlichen Ernste, der Ehrfurcht vor uns selbst zuwider ist. „Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht gehöriges Gefühl in dem Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen?" Nicht undeutlich wird hier auch auf die sittliche Verderbniß hingewiesen, welcher die Schauspieler gewöhnlich verfallen sind. Freilich läßt Wilhelm die gegen das Schauspiel gerichteten Bemer-

kungen nach einem nur schwach betonten und leicht aufgegebenen Einwurfe fallen, da er durch leidige Erfahrung weiß, wie verführerisch der Hang zur Bühne wirkt; allein er kann die harten Beschuldigungen doch nur mit halbem Unwillen vernehmen, und der Dichter selbst fällt hier aus der Erzählung heraus, um seinen Widerspruch gegen diese unnachsichtliche Verurtheilung der Bühne zu erheben Aber wie engherzig und einseitig auch unsere Pädagogen bei dieser Ausschließung der dramatischen Dichtung sich erweisen mögen, so treffen sie doch auf einen sehr faulen Fleck unseres Bühnenwesens, wenn sie bemerken, daß das Drama eine müssige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraussetze; denn unsere Bühne hat ihren höhern Zweck so ganz aus den Augen verloren, daß sie nur der bloßen Unterhaltung dient, dem Kitzel des Augenblicks, der Befriedigung eines schlechten Geschmackes fröhnt. Auch Plato hat bekanntlich das Drama aus seinem Freistaat entfernt, weil diese süßliche, gefallsüchtige Muse, die nur der Lust diene und bloße Nachbildnerei übe, ohne einen ernsten Zweck zu verfolgen, vielmehr die Leidenschaften errege, dabei eine aus seinem Staate ausgeschlossene Vielgestaltigkeit der Nachahmung erfordere, nur derjenigen Muse gewährt er Zutritt, welche auf einfache Weise die Götter und treffliche Männer preist. Von Solon wird erzählt, er habe sich, als Thespis, der, worauf Lenardo III, 9 hindeutet,*) auf einem Wagen umhergefahren sein soll, zu Athen die Tragödie aufbrachte, auf das schärfste gegen dieses Lügenspiel erklärt. Auch Rousseau wollte die republikanische Strenge seiner Vaterstadt Genf nicht durch die Einführung des Schauspiels verdorben wissen. Verweisen aber auch die Pädagogen, in strenger Durchführung ihrer ernstwürdigen Grundsätze, das Drama und

*) Vgl. zu dieser Stelle Goethes Gedicht auf Miedings Tod. 127 ff.

die Schauspielkunst aus ihrer Provinz, so wissen sie doch, daß es manche hierzu von der Natur bestimmte Talente gibt; gewahren sie solche bei sich, so senden sie diese dorthin, wo man sie ihrer wunderlichen Bestimmung entgegenführe, und sie haben sich deshalb mit großen Bühnen aller Nationen in Verbindung gesetzt.

Und doch soll uns, wie sehr auch die Pädagogen sich gegen Schauspieldarstellungen erklärt haben, ein eigenes Schauspiel am Schlusse überraschen; denn wir treten plötzlich in ein großartiges Bergfest, wo die das ganze Jahr in der Erde beschäftigten Bergleute sich unter freiem Himmel erheitern. Allein es ist nichts Fremdes, was hier zur Darstellung kommt, sondern das Bergwerk selbst tritt in künstlicher Nachahmung und vollster, den Eindruck mächtig hebender Beleuchtung hervor, und selbst die mimischen Bewegungen dürften sich auf das Bergleben beziehen, so daß man bei ihnen an die Darstellung der Bergleute in den Lehrjahren (II, 4)*) erinnert wird. Wie jede Gegend bei Wilhelms zweitem Besuche ihr Fest hat, so auch das Bergwerk, das wir uns in engem Anschluß an die pädagogische Provinz zu denken haben, aus welcher manche, die gerade Trieb zeigen, hierher versetzt werden. Dieses Fest bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu der stillen Ruhe, welche selbst heute in der Gegend der bildenden Künste herrscht; ist für diese das ganze Jahr ein Fest, so muß der Bergmann alle Tage sich der mühsamsten, ihn in unterirdische Klüfte bannenden Arbeit unterziehen, so daß er wohl eines tüchtigen Festes bedarf, wobei er des Lebens einmal froh werde. Bei dieser Gelegenheit kann Goethe nicht unterlassen, auch der verschiedenen Ansichten über Bildung der Erde in spottender Weise zu gedenken; die Lehren der Neptunisten und Vulkanisten,

*) Vgl. unsere Erläuterungen IV, 58.

die Hebungstheorie, die Ansicht, welche größere aus der Luft fallende Massen zu Hülfe ruft, und die Erklärung der sogenannten irrenden Granitblöcke aus einer Zeit grimmigster Kälte treten nebeneinander auf, wobei auch schalkhaft angedeutet wird, wie die meisten am wilden Toben und Krachen besondere Freude haben, und gerade deshalb eine solche mechanische Ansicht vor allen beliebt ist. Auch im zweiten Theil des Faust, in der klassischen Walpurgisnacht wie in dem Gespräch zwischen Faust und Mephistopheles am Anfange des vierten Aktes, wird dieser geologische Streit bespottet; die Stellung des Dichters zu diesen ihn lange und eifrig beschäftigenden Fragen findet man in den Aufsätzen Geologische Probleme und Verschiedene Bekenntnisse bezeichnet, die als umfassende Erläuterung gelten dürfen. Wie er selbst sich später in diesen erbitterten Steit nicht mehr einlassen wollte, sondern fest auf seiner Ansicht beruhte, so auch Jarno, welcher hier auch in der Anerkennung eines Unbegreiflichen ganz aus der Seele unseres Dichter spricht, der ganz der Ansicht lebte, jeder müsse auf seine Weise sich der Natur nahen, und forschend erwarten, was sie ihm entdecken möge.*)

Ueberblicken wir die pädagogische Provinz, aus welcher wir nach dem Bergfest heraustreten, so ist das Ganze nach einem sehr großartigen Maßstabe angelegt, ohne daß uns über alles einzelne gehörige Auskunft gegeben würde, ja es würde außerordentlich

*) Diese ganze Darstellung gehört ungeachtet des Aergers, der sie eingab, zu den trefflichsten, in jeder Weise gelungenen, da der Dichter sie dramatisch zu beleben verstand. Je höher Goethe A. v. Humboldt schätzte, um so weniger konnte er es ihm verzeihen, daß er der falschen Vorstellung huldigte. Am 6. März 1828, wo er eben mit den Wanderjahren beschäftigt war, sprach er sich hierüber sehr stark gegen Meyer und den Kanzler Müller aus. „Ich finde immer mehr", äußerte er, „daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß."

schwer gehalten haben, die betreffenden Einrichtungen genau durchzuführen. Dies kümmert den Dichter nicht, der sehr wohl erkannte, daß seine Provinz eine der vielen Utopien sei, welche die von einem großartigen Gedanken in Schwung gesetzte Einbildungskraft geschaffen, wie er dies selbst in Lenardos Bemerkung andeuten läßt, sein alter Freund habe ihm gar manches von einer pädagogischen Verbindung erzählt, die er nur für eine Art Utopien habe halten können, für eine unter dem Bilde der Wirklichkeit sich darstellende Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen, die freilich zusammenhängen, aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Freilich wird diese Provinz als eine wirkliche geschildert, aber dem Dichter ist es erlaubt, die Bilder seiner Einbildungskraft ins Leben zu setzen, was ihm hier im ganzen trefflich gelungen ist, wenn auch an mancher Stelle eine Lücke leicht auszufüllen, eine Unklarheit zu heben, ein leichterer Uebergang herzustellen gewesen wäre. Musterhaft entworfen und durchgeführt ist besonders die Unterhaltung über die bildenden Künste. Der über der ganzen Darstellung schwebende Ernst und die großartige Würde versetzen uns in eine höhere Stimmung, worin manche aus der Beschränkung des wirklichen Lebens entnommene Bedenken uns gar nicht aufstoßen. Daß in der Ehrfurcht der einzige feste Grund der Erziehung ruhe, daß die Vollkommenheit in einem Fache zu erstreben sei*), und zwar in demjenigen, wozu der einzelne

*) Man wird hierbei lebhaft an Platos Aeußerung im dritten Buche vom Staate erinnert, daß „jeder einzelne einerlei Verrichtung zwar vollkommen verrichten kann, vielerlei aber nicht, sondern wenn er dies unternähme, und sich mit vielerlei beschäftigte, alles so weit verfehlen würde, daß er sich nirgendwie auszeichnete".

sich durch sein ganzes Wesen getrieben fühle, daß zu diesem Zwecke die verschiedenen Unterrichtszweige ganz von einander zu sondern seien, dies alles finden wir hier treffend ausgeführt. Handelt es sich ja um eine weltbürgerliche Ausbildung, durch welche jeder befähigt werde, sich als nützliches, das allgemeine Beste fördernedes Glied in die bürgerliche Gesellschaft einzufügen. Darum beschränkt sich auch die pädagogische Provinz auf die männliche Erziehung; ist ja der Frauen Bestimmung nicht auf das äußere bürgerliche Leben, sondern auf Haus und Familie gerichtet, wie dies Lothario in den Lehrjahren in seiner Aeußerung über die Frauen (VII, 6) so glücklich darstellt. Auch stimmt hierzu der Spruch des Gehülfen in den Wahlverwandtschaften (II, 7), man solle die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern erziehen, und was an jener Stelle darüber weiter verhandelt wird. Ottilie erzieht dort ihre Mädchen gerade so, wie in unserm Romane Angela in Makariens Besitzthum, indem sie diese zu stiller Häuslichkeit bildet (I, 17 II, 7); doch hat Goethe dieses bloß durch Angela andeuten lassen (I, 10), da es ihm zunächst nur um die staatsbürgerliche Erziehung zu thun war. Die Frage, ob nicht durch die von ihm empfohlene gemeinsame Erziehung das Familienband zu sehr gelockert werde, läßt er ganz bei Seite: doch würde er einen derartigen Zweifel durch die Hindeutung auf die hier zu Grunde gelegte Ehrfurcht leicht beschwichtigen können, da der hierdurch genährte sittliche Geist zur Familie, diesem heiligen Fruchtboden der Menschheit, entschieden hinneigt. Und daß der Keim der Liebe hier nicht ersterbe, zeigt uns Felix auf anmuthigste Weise. In wiefern die gemeinsame Erziehung vom Staate getragen werden müsse, diese Frage kann den Dichter hier nicht berühren.

Das Ziel, worauf die Wanderjahre hindeuten, ist die feste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, deren Verwirklichung der große Bund sich vorsetzt, den Lenardo mit Wilhelms Freunden geschlossen hat. Sowohl Lothario als Lenardo besitzt in Nordamerika große, von den Vorfahren erworbene, bisher verpachtete Besitzungen, welche jetzt zur Gründung eines Staates miteinander verbunden werden sollen. Von hieraus, wo bereits eine bürgerliche Einrichtung sich seit längerer Zeit festgesetzt hat, wollen sie sich weiter verbreiten, und so einen immer größern Kreis zur Entfaltung eines neuen, regen Lebens gewinnen.*) Grundsatz der Gesellschaft ist, daß niemand aufgenommen werde, der nicht in irgend einem Fache vollkommen erfahren sei. Was in Lenardos Rede (III, 9) erwähnt wird, gehört eigentlich gar nicht in unsern neu zu gründenden Staat, es hat sich unglücklich genug mit der ganzen Rede, aus der ersten Ausgabe des Romans erhalten, wo nur von einer Wanderung die Rede war. Wie die einzelnen hervorragenden Personen der Lehrjahre sich zu ihrem Zweck vorbereitet, ist bereits früher erwähnt; tüchtige Handwerker unter ihnen Spinner und Weber, sind bereits von Lenardo geworben, jenseit des Meeres bald ein frisches, thätiges Leben zu beginnen, während Lothario den plastischen Anatomiker gewonnen und sich

*) Der Abbé erwähnt in den Briefen an Wilhelm (II, 7) eines in der neuern Zeit beabsichtigten Kanals, der sich durch einen Theil beider Besitzungen durchziehen werde, wodurch, bei gegenseitigen Anschlusse, sich der Werth derselben „ins unberechenbare" erhöhen werde. „Zu beiden Seiten jener Wasserstraße" fährt er fort, „wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen." Auffällt es, daß hier keine Spinner und Weber genannt werden, diese Arbeit den Frauen vorbehalten bleibt.

aus der pädagogiſchen Provinz, mit welcher ſie, um Gebildete heranzuziehen, immerfort in Verbindung bleiben müſſen, einige tüchtige Künſtler verſchafft hat; denn „die Künſte ſind das Salz der Erde“, ſie veredlen das Handwerk, auf welches Goethe den Hauptnachdruck legt. Wenn es III, 14 heißt, Friedrich und Lenardo wollten ſich beſonders in den noch unangebauten Wüſten hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn anfangen und einen Naturweg einſchlagen könne*), ſo ſcheint dieſe Bemerkung nicht wohl angebracht, wie jene ganze Stelle mißrathen iſt; erinnert ſich ja der Dichter nicht einmal, daß auch Lothario in Nordamerika begütert iſt. Vor allem gilt es, nach den neuem Staate alle Vortheile der Bildung mit herüberzunehmen, deren Nachtheile zurückzulaſſen. So ſollen weder Branntweinſchenken noch Leihbibliotheken geduldet werden, wogegen man die Uhren, die auch ſämmtlich die Viertelſtunden ſchlagen ſollen, möglichſt vervielfältigt, und ſogar durch die Telegraphen den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht anzeigen läßt, weil die Zeit die beſte Gabe Gottes iſt und durch die Aufmerkſamkeit auf jede Stunde die höchſte Beſonnenheit gefördert wird. „Aufmerkſamkeit iſt das Leben!“ war einer der beliebten Sprüche von Lenardos Oheim.

Ueber die Einrichtung des neuen Staates gibt Friedrich III, 11 leider unzulängliche Auskunft. Die höchſt lückenhaften Andeutungen darüber gehören zu den ſchwächſten Theilen des Romans, und würden wir derſelben ſehr wohl entbehren können, wie denn der Dichter ſelbſt darauf wenig Werth gelegt zu haben ſcheint, ja faſt könnte man glauben, er ſpotte auf ſolche vorläufige Verfaſſungsentwürfe, da die Hauptſache, wie er ausdrücklich be-

*) Schon in dem oben angeführten Briefe des Abbés heißt es, Lenardo könne hier ſeine Hauptneigung, von vorn anzufangen, ſehr bequem entwickeln.

merkt, sich an Ort und Stelle machen müsse. Die leitenden Gesichtspunkte folgen von selbst aus dem Grundsatz, daß der neu zu gründende Staat auf der Arbeitskraft beruhe und jeder durch seine Arbeit gleichberechtigt ist, woher aller Unterschied des Standes aufgehoben, der Lastträger St. Christoph, dieser treffliche Vertreter der niedrigsten Arbeit, eben solche Berechtigung im Staate hat wie die Grundbesitzer Lothario und Lenardo: aber gerade die Hervorhebung dieses Satzes vermissen wir hier, wogegen das über Religion, Sitte und Erziehung Bemerkte nach den Ausführungen in der pädagogischen Provinz sehr überflüssig ist und dagegen bedeutend abfällt.

Als äußere Verehrung der Gottheit wird die christliche Religion angenommen, weil diese, indem sie Liebe, Glauben und Hoffnung lehre, zur Geduld mahne, jenem süßen Gefühle, welch eine schätzbare Gabe das Dasein auch dann noch bleibe, wenn es durch das widerwärtigste Leiden getrübt werde.*) Wie viel geistiger ist die Auffassung des Christenthums bei den Pädagogen! Vgl. oben S. 90. Von früh an werden die Kinder unterwiesen, welche herrlichen Früchte der Bildung und Menschlichkeit das Christenthum getrieben, wogegen erst später von dessen Urheber, dem Ursprung und der geschichtlichen Entwicklung dieser Religion Kunde gegeben wird. Auch hier stehen die Pädagogen viel höher, welche wenigstens das Privatleben Christi, seine Wunder und Gleichnisse schon den Knaben mittheilen, wenn sie diese auch erst zuletzt in das Heilig-

*) Vgl. die schöne Paramythie in der siebenten Abtheilung der Maximen und Reflexionen: „Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur; sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld."

thum des Schmerzes einführen. Daß die Juden, weil sie den Ursprung und das Herkommen der christlichen Kultur verleugnen, in welcher sie doch selbst, trotz ihrer Absonderung im Kultus, stehen, aus dem neuen Staate ausgeschlossen bleiben, ist doch gar auffallend;*) viel besser würde sich eine solche Ausschließung durch die gesetzliche Vorschrift begründen, daß jeder, wie beim Oheim, sich öffentlich zur christlichen Verehrung bekenne. Die Sittenlehre des neuen Staates soll rein thätig und in den wenigen Geboten begriffen sein, Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen, die jeder auf seinem Lebensgang nach seiner Weise benutzen möge: allein von einer Sittenlehre verlangt man doch eine weniger mystische Fassung, und hoffentlich wird auch den Staatsbürgern mitgetheilt werden, wie diese Worte eigentlich zu verstehn seien. Oder sollen sie etwa zu beliebiger Auslegung im neuen Staate überall angeschlagen werden, gleich den Inschriften des Oheims? Unter dem Nothwendigen kann nur das gemeint sein, was die Pflicht in staatsbürgerlicher und häuslicher Beziehung verlangt, wogegen das Willkürliche sich auf jede sonstige Thätigkeit bezieht, worin man seine Kraft nicht leidenschaftlich überspannen dürfe. Der in der pädagogischen Provinz gelehrten Ehrfurcht vor sich selbst dürfte leicht eine passendere praktische Anwendung gegeben werden können. Was die Er-

*) Das Wesen der Juden hatte Goethe schon genau beobachtet, als er mit der ersten Bearbeitung der Lehrjahre beschäftigt war; seinen Plan, es dort zur Darstellung zu bringen, gab er später auf. Mit leidenschaftlichem Zorn sprach er sich im September 1823 gegen den Kanzler Müller über die Gestattung der Heirat zwischen Juden und Christen im neuen Judengesetz aus; alle sittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiösen ruhten, würden dadurch untergraben. Er erhob gleichsam seinen Protest wider die neuere gegen die Juden zu nachgiebige Gesetzgebung, die manchen damals sehr bedenklich schien.

ziehung betrifft, so ist diese der Familie übertragen, also die gemeinschaftliche Erziehung, wie zu Sparta, im Staate Platos und in der pädagogischen Provinz, im neuen Staate nicht beliebt. Gar auffallend erscheint die Begründung dieses Satzes. Auf die Familienkreise soll „in Betracht, daß wir erst anfangen", großes Gewicht gelegt, den Hausvätern und Hausmüttern schwere Verpflichtungen aufgelegt werden. Soll dieses etwa nur eine vorübergehende Staatsansicht sein, später die Familie mehr zurücktreten? Die Erziehung soll aber um so leichter der Familie übertragen werden können, weil sie doch einmal Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen haben müsse, denen demnach ein Theil der Aufsicht überwiesen ist. In welchem Verhältniß diese Diener und Dienerinnen zu ihrer Herrschaft stehen, von wo diese gewonnen werden, möchte man doch gern erfahren, und für die Sorgfalt der Erziehung verlangte man mit Recht eine sicherere Gewähr. Oeffentlicher gemeinsamer Unterricht soll nur im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilt werden, weil diese nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gelehrt werden müssen; auf welche leichte, geistreiche Weise der Abbé, dem es hoffentlich an Mitarbeitern nicht fehlt, diesen Unterricht zu ertheilen gedenkt, wird uns nicht verrathen, wir hören nur, daß sie an den „wechselseitigen" Unterricht*) erinnert.

*) Der schon früher in Deutschland bekannt, von 1772 bis zur Revolution in dem Institut des Chevalier Paulet in Paris geübt, neuerdings aber besonders beliebt worden war, seit ihn der Quäker Joseph Lancaster im Jahre 1805 mit großem Erfolge in London eingeführt hatte, nachdem die frühern Versuche von Andreas Bell spurlos vorübergegangen. Lancaster selbst mußte von Schulden gedrückt England verlassen. In Nordamerika im Freistaat Columbia fand er am Präsidenten Bolivar den wärmsten Förderer. Die sogenannte Bell-Lancastersche Unterrichtsweise gewann nach den Befreiungskriegen die weiteste Ausdehnung, nur in Deutschland ließ man sie nicht aufkommen.

Hierbei wird gelegentlich auch der militärischen Uebungen unter Lotharios Leitung gedacht, dessen Manövers mit denen unserer zum Angriff wie zur Vertheidigung gleich geschickten Feldjäger einige Aehnlichkeit haben, doch ganz eigenthümlicher Natur sind, wie es von Lothario nicht anders zu erwarten stehe. Des von Plato seinem Staate einverleibten stehenden Heeres bedarf der neue Staat nicht, eine gut geübte und geleitete Bürgerwehr wird genügen. Gelegentlich wird hierbei erwähnt, daß die Trommeln wie auch die Glocken abgeschafft sind, und an ihre Stelle die „Menschenstimme (Gesang), verbunden mit Blasinstrumenten", getreten, was an die mit Flöten und Gesängen in die Schlacht ziehenden Spartaner erinnert. Die menschliche Stimme verdrängt das barbarische Trommeln, und auch den Glocken zeigt sich der Dichter abgeneigt, weil ihr rein mechanischer, gewaltig erdröhnender Klang der menschlichsten Feier zuwider sei, zu welcher sie laden sollen, wie sie denn bereits von den Brüdergemeinen abgeschafft und zum Theil durch Posaunenschall ersetzt sind.

Die wenigen Andeutungen über die eigentlich staatlichen Einrichtungen sind unbedeutend; sie erinnern an die einfachen Verhältnisse der Brüdergemeine. Da Goethe als eigentliche Aufgabe des Staates die Pflicht betrachtet, die widerspenstige Masse in Ordnung zu halten, durch welche Mittel sei einerlei (III, 14), was doch gewiß nicht im weitesten Sinne verstanden werden soll, so bedarf er vor allem einer muthigen Obrigkeit. Bei den einfachen Anfängen des neuen Staates genügt aber zunächst eine auch in Mores Utopien eingeführte sehr wachsame Polizei, die alles, was die Ordnung und die Ruhe anderer stört, rasch beseitigt oder verhindert, und ununterbrochen bei Tag und Nacht in Thätigkeit sein muß; jedem Bezirk sollen drei Polizeidirektoren vorstehn, die alle acht Stunden wechseln, und einer der Obern immer, beson-

ders in der Nacht, bei der Hand sein. Ueber einen solchen ungeheuern Aufwand der Polizei in einem aus so tüchtigen Männern gebildeten Staate hat man sich gewundert; allein der Aufwand ist wirklich nicht so groß, bleibt die Bewachung eines Bezirks*) immer nur einem Polizeidirektor überlassen, ja es setzt dies gerade voraus, daß die Ordnung nur selten gestört werde. Die Polizeidirektoren haben das Recht, zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und mit Gewalt wegzuschaffen; doch gibt es auch Fälle, wo sie sich die Entscheidung nicht erlauben, was freilich bei solchen für die ungestörte Ruhe verantwortlichen Aufsehern so sonderbar sich ausnimmt, daß es fast scheint, der Dichter habe dies nur angenommen, um ein Geschworengericht, diese echt deutsche, von tiefstem Rechtsgefühl eingegebene Einrichtung, hier einzufügen. Die Zahl der zu berufenden Geschworenen hängt vom Ermessen des Polizeidirektors ab. Die ganz neue Bestimmung, daß bei Stimmengleichheit nicht der Vorsitzende, sondern das Loos entscheidet, wird dadurch begründet, daß es bei gegeneinanderstehenden Meinungen gleich sei, welche von beiden befolgt werde. Hieran schließt sich die Andeutung, wie wenig Zutrauen man in wichtigen Dingen auf die Stimmenmehrheit setze. Wir wissen aus andern Aeußerungen, daß Goethe den verderblichen Einfluß mit Bedauern bemerkt hatte, den ein Schreier oder ein ehrsüchtiger Verführer auf die Menge zu üben pflege, und er dem Despotismus der Majorität herzlich gram war. Vgl. oben S. 105*. Darauf wird noch der in der neuesten Geschichte so bedeutsam zu Tage tretende Nachtheil einer Hauptstadt hervorgehoben, deren Aufkommen man durch eine stete Wanderung der Obrigkeit zu verzögern sucht, wobei Goethe an die

*) Wir haben unter den Bezirken uns große Landstrecken zu denken. Pennsylvanien bestand ursprünglich aus sechs Bezirken.

deutschen Kaiser erinnert, die ihren Sitz abwechselnd auf den im ganzen Reiche zerstreuten Pfalzen hatten, um durch ihre Gegenwart öffentliche Ordnung und Gerechtigkeit überall zu handhaben. Man wird hierbei an die vierundfünfzig gleichgroßen Städte in Mores Utopien und an Fouriers gleichgroße Phalangen gemahnt.

Nur nachträglich wird auch der in Aussicht gestellten Gesetze im allgemeinen gedacht, da ohne solche nun einmal eine staatliche Ordnung auf die Dauer nicht bestehn könne, was freilich zu der frühern Aeußerung, man denke nicht an Justiz, und zu der Ausführung über das Walten der ermahnenden, tadelnden, scheltenden und beseitigenden Polizei nicht recht stimmt, so daß man leicht zu der Vermuthung kommt, ursprünglich habe diese Ausführung mit den Worten geschlossen: „Die Hauptsache wird aber sein (?), wenn wir uns an Ort und Stelle befinden", das folgende sei später unglücklich eingeschoben. Wir vernehmen hier, daß Ermahnung sich jeder erlauben darf, der ein gewisses Alter erreicht hat, dagegen nur der anerkannte Aelteste der Gemeinde mißbilligen und schelten, Bestrafung nur eine (von dem Aeltesten?) zusammenberufene Zahl, also ein Geschworengericht, beschließen darf. Hier schwebt offenbar die alte deutsche Gemeindeverfassung vor. Die Strafen sollen zunächst nur gelinde sein, da strenge Strafen sich bald abstumpfen; am Anfang soll nur Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft auf kürzere oder längere Zeit, in gelinderer oder entschiedenerer Form, ausgesprochen, später auch Geldstrafen eingeführt werden. Von den „weitläufigen Kastellen, ummauerten Bezirken", wie sie der plastische Anatomiker (III, 3) nach Abschaffung der Todesstrafe*) für

1) Goethe selbst war ein entschiedener Gegner dieser Abschaffung, deren nothwendige Folge Selbsthülfe sein werde. Schon bei seiner Promotion in Straßburg hatte er die These aufgestellt, man dürfe sie nicht aufgeben. Später erklärte er, schaffe man sie ab, so rufe man sie gelegentlich wieder zurück.

nöthig hält, ist also hier noch nicht die Rede, da es sich zunächst nur von den ersten Anfängen handelt. Strengere Gesetze werden sich immer nöthiger machen; wie weit man aber darin gehn müsse, will man mit kluger Vorsicht vorab noch nicht bestimmen.

Daß die Regierungsform eine demokratische sein werde, dürfen wir nach allem voraussetzen, doch fehlen hierüber alle Angaben; nicht einmal, wer an der Spitze des neuen Staates treten solle, wird angedeutet. Kaum dürfte an eine Versammlung von Volksvertretern und einen Senat zu denken sein, wie sie die von Penn zusammengerufene verfassunggebende Versammlung für Pennsylvanien sogleich einführte. Von Abgaben ist gar nicht die Rede, aber es scheint auch kaum, daß Lenardo und Lothario das Land unter die Ansiedler theilen und sich, wie Penn, bloß eine Entschädigung für ihre Auslagen vorbehalten. Merkwürdig genug hören wir nicht einmal von einwandernden Landbauern, bloß Handwerker und Künstler werden herübergeführt*), und es scheint fast, als ob Lenardo und Lothario ihre Güter selbst bewirthschaften werden mit Benutzung der dort schon vorhandenen Kräfte, daß von einer Landvertheilung gar nicht die Rede ist, und nur die noch unangebaute Wüste jedem zur Besitznahme offen steht. Es schwebt hier alles, wie man sieht, nicht weniger utopisch in der Luft wie in der pädagogischen Provinz; der neu zu gründende Staat freier Männer, von denen jeder in seinem Fache vollkommen ist, will

*) Auffallend bleibt es überhaupt, wie der Ackerbau gegen das Handwerk zurücksteht; nur im Besitzthum des Oheims tritt er unklar genug hervor, und in der pädagogischen Provinz bildet er die erste Unterrichtsstufe. Als tüchtiger Landwirth erscheint bloß Valerinens Gatte (I, 11), dessen Betheiligung an der Auswanderung die neue Bearbeitung ganz übergangen hat. Vgl. oben S. 58. In Mores Utopien sind alle Ackerbauer und Handwerker Vgl. S. 74.

sich mit dem festgehaltenen Eigenthum der beiden Gutsherren nicht wohl vereinigen. Viel besser würde es gewesen sein, hätte der Dichter die Einrichtung des neuen Staates gar nicht ins Licht gerückt und sich begnügt, im allgemeinen den Zweck eines freien Staates tüchtiger Männer zu bezeichnen.

Fragen wir nach dem eigentlichen Ergebniß und Ziel des lehrhaften Theiles der Wanderjahre, so will der Dichter keineswegs auf die Nothwendigkeit der Auswanderung und die Unmöglichkeit hindeuten, daß der Mensch in der alten Welt, bei dem starren Festhalten an der Erblichkeit des Besitzes, zu seinem natürlichen Rechte gelange*); nicht einmal eine Kolonisation stellt er als zur freien Entwicklung nothwendig dar, er weist auf dasjenige hin, was vor allem geschehn müsse, damit der Nothstand der Zeit gehoben werde und ein gedeihlicheres Leben sich entwickeln könne; dieses aber tritt nicht als Lehre, sondern in verschiedenen, schon wirklich vorhandenen oder beabsichtigten Unternehmungen hervor. Die Grundlage des sittlichen Menschen muß Ehrfurcht vor sich selbst bilden, hierzu die Jugend schon in frühester Zeit angeleitet werden. Die Handwerke müssen gehoben und jedem Gelegenheit geboten werden, sich in irgend einem Fache vollkommene Fertigkeit zu erwerben. Die reichen Gutsherren und Unternehmer dürfen ihren Besitz nicht zur Ausbeutung der Menge mißbrauchen, sondern ihn zum allgemeinen Besten verwenden, damit das Besitzthum gleichsam zum Gemeingut werde. Wie alle diese die Gesellschaft erneuernden Grundsätze in der Zeit liegen und von mancher Seite schon,

*) Auf Wilhelms Aeußerung über den in der alten Welt herrschenden Schlendrian (III, 3) ist wenig Gewicht zu legen: sie ist eine leidenschaftliche Aufwallung, welche diesem so wohl steht; auch gehört ja Wilhelm selbst zu den auf Europa verzichtenden Auswanderern.

wenn auch unvollkommen, ins Werk gesetzt werden, stellt uns der Roman dar. Wilhelm geht durch alle diese Bestrebungen theilnehmend durch, und in ihm prägt sich der menschenfreundliche Satz, daß jeder zur Arbeit berufen sei, auf so bezeichnende Weise aus. Was der Mensch arbeite, das ist ganz gleich; die Hauptsache bleibt, daß jeder durch die ihm gemäße Arbeit sich als thätiger Mensch bewähre, daß die genußsüchtige Faulheit ein Ende habe; dann erst kann die drückende Noth gehoben, die Menschheit zu einem wahrhaft sittlichen Leben gerettet, Dumpfheit und Roheit verscheucht werden. Der gebildete Handwerker, der tüchtige Arbeiter ist das Ziel, worauf die Wanderjahre hindeuten, und nicht umsonst steht der Zimmermann St. Joseph am Anfange, tritt der kolossale Lastträger als St. Christoph auf, ja das Christkind selbst hilft seinem Pflegevater im Handwerk. Und sind nicht die so bedeutsam hervortretenden Gesellenvereine mit dem auch das rauheste Handwerk veredelnden, den Sinn emporhebenden Gesange in den Wanderjahren vorgedeutet? Daß Goethe ein Herz für das Volk gehabt, das beweisen, bedürfte es dessen noch nach so vielen andern Belegen, die Wanderjahre auf herrlichste Weise; auch sein Faust stirbt ja im erhebenden Vorgefühl des Glückes eines freien, auf freiem Boden in kräftigem Ringen sich bethätigenden Volkes.

Bewegen wir uns hier auf einem durchaus irdischen Gebiete, wo der Mensch als das bedeutendste Glied der Schöpfung erscheint, so konnte Goethe doch nicht unterlassen, auch die höhere Beziehung des geistigen Menschen anzudeuten, wodurch er als ein Abglanz des göttlichen, durch alle Welt sich ergießenden Wesens erscheint, er sich von der Erde ab zu den hehren Himmelskreisen gezogen fühlt. Diese höhere, über die irdische Schwere und Gebundenheit uns emporreißende Natur hat der

Dichter in der wunderbaren Gestalt Makariens versinnlicht, deren Name sie als die selige bezeichnet; in ihr tritt uns jenes Ewigweibliche, welches der Schluß des Faust feiert, jener unwiderstehliche Liebeszug nach unserer geistigen Heimat, in einem herrlichen Bilde entgegen, welches wir als die edelste Verzückung der sich himmelwärts schwingenden Einbildungskraft bezeichnen möchten. Daß es aber auch in der menschlichen Natur vieles Unbegreifliche gebe, das sich auf unsere gewöhnlichen Begriffe von menschlichem und irdischem Wesen nicht zurückführen, wovon sich „unsere Philosophie nichts träumen" lasse, diesen in einem langen Leben vielfach bewährten Satz deutet der Dichter selbst in Beziehung auf Makarien an, indem er neben die „ätherische Dichtung" dieser das „terrestrische (irdische) Märchen" von einer Person stellt, welcher die Gabe der Rhabdomantie innewohnt, die Fähigkeit, edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge vermittelst eines Metallstabes (Balancier) oder auch ohne einen solchen zu entdecken. Berühmt waren in dieser Beziehung die in den Jahren 1806 und 1807 mit dem Italiener Campetti und zehn Jahre später mit einer gewissen Katharina Beutler angestellten Versuche. Das Geschlecht dieser Person will der Dichter nicht angeben; doch deutet alles darauf hin, daß dieser Metallfühler, wie Campetti, ein Bauerknabe, nur nicht wie man gemeint hat, der wilde Fitz*) ist, den man absichtlich um ihn eingezogener zu halten, in Weiberkleider gesteckt habe. Schon in den Wahlverwandtschaften wird dieser wunderbaren Gabe gedacht (II, 11). Den noch näher liegenden thierischen

*) Das alte normannische Wort dient im neuern England zur Bezeichnung natürlicher Söhne von Königen und Prinzen. In älterer Zeit bezeichnete es den Abkömmling und wurde dem Namen des Vaters vorgesetzt, wie bei den Irländern O', bei den Schotten Mac.

Magnetismus, der das Nervensystem zu einem in wunderbaren Erscheinungen sich bethätigenden selbständigen Leben steigert, hat der Dichter mit Absicht nicht erwähnt, da der Gegensatz der untern und obern Anziehung bedeutsamer wirkt. Einen andern Anknüpfungspunkt seiner ätherischen Dichtung boten unserm Dichter die Gesichte von den Gestirnen, welche der schwedische Seher Emanuel von Swedenborg hatte. Wenn Swedenborg durch die Vermittlung von Geistern*) einen tiefen Blick in die Gestirnwelt that, ja sich geistig darein versetzt fühlte, so ist dagegen Makarie an sich eine siderische Natur; ihre Seele bewegt sich selbst im Planetensystem, wo sie über die Bahn des Jupiter hinauszuschreiten im Begriff ist, und es steht zu fürchten, daß sie, wenn sie sich weiter entfernt und in dem unendlichen Raume in die Bahn des Saturn**) sich verliert, ihr irdisches Leben zu Ende gehn wird, wie es Wilhelm bereits in einem ahnungsvollen Traum erschaute. Eine Planetenseele hat sich auf eine schöne Menschenseele niedergesenkt und sich mit ihr vermählt in einer ähnlichen Weise, wie im Gottmenschen zwei Naturen miteinander verbunden sind. In ihrer Jugend war bei Makarien die menschliche Natur vorherrschend, wenn sie auch schon damals sich von leuchtenden Wesen durchdrungen fühlte, wie sie denn oft zwei Sonnen oder zwei Monde schaute, die einen mit ihren leiblichen Augen, die andern aus ihrer planetarischen Natur. Da sie als

*) Goethe hat dies in der letzten Szene des zweiten Theils des Faust bei dem Pater Seraphicus und den seligen Knaben benutzt. Herder hat in der Adrastea eine psychologische Erklärung von den Gesichten Swedenborgs, „des größten Sehers des achtzehnten Jahrhunderts", versucht.

**) Auffallen muß es, daß hier des bereits seit 1781 bekannten weit über den Saturn hinausgehenden Uranus nicht gedacht wird, obgleich auf die in den Jahren 1801—1807 entdeckten kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta eine Hindeutung sich findet.

Planet sich in einer Spirale um die Sonne bewegt, indem sie sich immer mehr von diesem Mittelpunkt entfernt und nach den äußersten Punkten hinstrebt, so erhält ihre planetarische Natur immer entschiedener das Uebergewicht, wodurch der Verfall ihres Körpers sich beschleunigt. Doch tritt auch jetzt noch trotz des leiblichen Verfalles abwechselnd ihre menschliche Natur rein wirkend hervor, ein Wechsel, den der Dichter trefflich als ein Tagen und Nachten bezeichnet; ja von Zeit zu Zeit fühlt sie sich von einer Art von Wolken umgeben, die ihr den Anblick der übrigen Himmelskörper entziehen. Wenn der Dichter den Wunsch ausspricht, daß eine solche Entelechie (thätige Kraft) sich nicht ganz aus unserm Sonnensystem entfernen, sondern später auf ihrer Bahn umkehren möge, um zu Gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzuwirken, so deutet er hiermit nur auf den Segen, welchen eine solche reingeistige Macht auf Erden übe, wo leidenschaftliche Unklarkeit die größten Verwirrungen selbst unter edlen Menschen hervorruft, und unter dem Reiben und Drängen des Lebens die reine Ansicht der Menschen und der Verhältnisse sich dem nebelhaft getrüben Sinn entzieht. Auf die menschliche Ausbildung ihres Geistes war von früh an alle Sorgfalt verwandt worden; daß sie sich besonders zur Sternkunde hingezogen fühlte, ist eben so natürlich als daß eine Seele, auf welche sich eine planetarische Natur niedergesenkt hatte, eine besonders befähigte, von reinster Einsicht und liebevollstem Wohlwollen durchdrungen sein mußte. Alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, ihr Thun und Handeln blieb immerfort dem Edelsten und Sittlichsten gemäß. Wie sie als Kind schon überall hülfreich, einem Engel Gottes gleich, auf Erden wandelte, so erscheint sie uns in ihren spätern Jahren wie eine „Ursibylle", vor der die menschlichen Angelegenheiten in

sonnenklarster Beleuchtung liegen, so daß sie alle Verwicklungen leicht löst, da ihr die richtigste, rein verklärende und zugleich menschlich liebevolle Einsicht aller Charaktere und Verhältnisse verliehen ist: nicht bloß Lenardo und die schöne Wittwe weiß sie richtig zu beurtheilen, auch die Verwicklungen Susannens ordnet sie mit tiefer Durchschauung, und daß sie Wilhelm sich besonders günstig erzeigt, ist ein schöner Beweis für die Reinheit und Freiheit seines ganz dem Besten zugewandten Wesens. Den schärfsten Gegensatz zu ihr bildet der auf den irdischen Nutzen alles in strengster, starrster Weise beziehende Oheim, wie sich dieses denn auch in der durchaus entgegengesetzten Einrichtung ihrer Besitzungen ausspricht; wir erinnern an Makariens alte, aber wohl aufgefrischte Wohnung zwischen uralten Stämmen von Buchen und Eichen, an die heitere Begrüßung durch ein Lied, die Bearbeitung des Gartens durch anwachsende, hier trefflich ausgebildete Mädchen, den reinen, edlen Sinn der ganzen Umgebung. So ruht denn die ebenso schöne als herrlich kühne Dichtung von Makarien wie der reiche, ahnungsvolle Sternenhimmel über dem durchaus irdischen Boden unseres die feste Begründung der menschlichen Gesellschaft zum allgemeinen Besten in Aussicht stellenden Romans. Es ist hier ein ähnlicher Gegensatz wie in den Lehrjahren das über Mignon und dem Harfner schwebende Schicksal gegenüber dem lauten Treiben der Welt. Manche Züge zu Makarien bot dem Dichter ohne Zweifel Frau von Stein dar, die von frühester Jugend an sich von den Sternen wunderbar angezogen gefühlt hatte und noch im höchsten Alter gern den Beobachtungen der Gestirnwelt nachhing.

Die Anlage der Wanderjahre ist in großem Sinn entworfen, nur leider auch bei der spätern Redaktion manches versehen. So hören wir III, 15 von Makarien vieles, was schon

I, 11 erwähnt ward, und die Art, wie die Tante Makarie im Briefwechsel mit den Nichten erscheint (I, 6), dürfte wenig zu ihrem später geschilderten Wesen passen, was sich leicht daraus erklärt, daß diese Briefe früher entstanden sind als die ganze Dichtung von Makarien. Wenn es in der Erzählung der Mann von funfzig Jahren heißt II, 4, die Baronesse habe an „jene menschenkennende Freundin" geschrieben, so ist hier gar nicht abzusehn, daß die in dieser Erzählung noch gar nicht genannte Makarie gemeint sei, ja es steht dies mit der weitern Erzählung in Widerspruch, wonach sich die Baronesse erst später Makariens erinnert und sich entschließt, sich an diese zu wenden. Die aus der ersten Ausgabe erhaltene Bemerkung, Wilhelm habe die trauliche Erzählung der schönen Wittwe von der wundersamen Verschränkung der Verhältnisse beider Freundinnen aufgeschrieben, und man gedenke diese später mitzutheilen (II, 7), hätte jetzt, wo die Geschichte „des Mannes von funfzig Jahren" schon vorher ganz gegeben ist, wegfallen müssen. II, 6 hören wir die Nichten von einem werthen Vetter erzählen; aber dies scheint einige Seiten weiter ganz vergessen, da es hier heißt, bei immer wachsendem Vertrauen hätten die Nichten über einen zunächst erwarteten Vetter gesprochen. Daß Wilhelm schon beim Lesen des ersten Theils von Lenardos Tagebuch errathen, dieser habe das nußbraune Mädchen gefunden, wird zweimal bemerkt (III, 6 und gleich im Anfange von III, 14). Auch sonst fehlt es nicht an wiederholten Bemerkungen, wie in demselben Kapitel (I, 6) zweimal des Oheims Lobpreisen des Speisens nach der Karte erwähnt wird und Hersilie kurz hintereinander den Scherz wiederholt, man könne die Sprüche des Oheims auch mit gleichem Rechte umkehren.

Das Allerschlimmste ist dem Dichter bei der Erzählung be-

gegnet, wie Wilhelm und der Maler auf dem langen See mit Hilarien und der schönen Wittwe zusammentreffen. Wir lesen nämlich von den erstern (II, 7): „Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehn, bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten, und sich nicht enthielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten.“ Diese Stelle ist bei der jetzigen Anordnung der Wanderjahre gar nicht zu verstehn, da von einem Blättchen mit einem Pfeile bisher eben so wenig die Rede war als von einer Reise, auf welcher Wilhelm mit Hilarien und der schönen Wittwe zusammentreffen werde. Der Mißstand wurde durch ein Versehen bei der zweiten Anordnung veranlaßt. In der ersten Ausgabe schickt die heitere Hersilie (Kap. 11) die Erzählung der Mann von funfzig Jahren bis zum Schlusse von II, 3 an Wilhelm, zu einigem Vorgeschmack, da dieselbe sich einigermaßen auf die beiden allerliebsten Wesen beziehe, die, wie sie ihm vertraut, unterwegs seien. Goethe wählte bei der zweiten Ausgabe, da er die ganze Erzählung ununterbrochen geben wollte, eine andere nicht besonders gelungene Anknüpfung, wodurch leider Hersiliens Brief wegfiel, und mit diesem auch die folgende Nachschrift, die zum Verständnisse des Zusammenhangs durchaus unentbehrlich ist:

„Hier brech' ich ab, theils weil ich gegenwärtig nicht weiter schreiben kann, theils aber um Ihnen einen Stachel ins Herz zu senken. Beantworten Sie sich die Frage nun selbst, wie wunderlich nach allem, was Sie gelesen, es um diese Frauenzimmer (Hilarie und die schöne Wittwe) stehn müsse. Bisher hatten sie gar

kein Verhältniß unter sich, sie kannten sich nicht, obgleich jede besonders auf eine Verbindung zu hoffen schien, die auch sie einander annähern sollte. Nun finden wir sie zusammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt ziehend. Was ist vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen sich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor sich hinsprechen: „Das sind nun auch wieder einmal Entsagende!“ Und darin haben sie vollkommen Recht; ob aber auch Hoffende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ich's wüßte. Um Ihnen nun den Weg zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, so ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hierbei den kleinen Ausschnitt einer Landkarte; wenn sie diese auf die größere legen, so deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilspitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinziehen. Dieses Räthsel ist nicht so gar schwer zu lösen, aber ich wünschte, daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns ein Gleiches thäten, und ein Schnippchen Landkarte an uns wendeten; wir würden alsdann doch einigermaßen erfahren, wohin wir unsere Gedanken zu richten hätten, und wie freudig würden wir sein, wenn die Nadel auch einmal von uns angezogen würde. Möge Ihnen alles Gute gegönnt, aller Irrthum verziehen sein.“

„Man sagt den Frauenzimmern nach, daß sie keinen Brief ohne Postscript absenden können: was man auch für Folgerungen daraus ziehen mag, so kann ich nicht läugnen, daß dieses schon die zweite Nachschrift sei, und worin eigentlich von der Hauptsache die Rede sein soll. Diesen Schaft des Pfeiles auf beikommendem Blättchen hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gefieder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Wittwe hinzu; geben Sie Acht, daß er nicht ritze, vielleicht gar treffe. Unsere Verabredung ist, daß Sie bei der ersten Zusammenkunft,

sie geschehe, wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, da Sie denn um so schneller und zutraulicher empfangen werden sollen."

Den Inhalt dieser Nachschrift hätte der Dichter in einem Briefe Hersiliens an Wilhelm mittheilen sollen, mit welchem sie ihm die Erzählung der Mann von funfzig Jahren eben so gut überschicken konnte, als sie ihm zwei andere während seiner Anwesenheit zu lesen gab. Freilich eine künstlerische Anordnung wäre auch hierdurch nicht gewonnen, wie wir diese überhaupt vor allem im zweiten Buche vermissen, wo wir von der Auffindung des nußbraunen Mädchens nur durch eine kurze briefliche Erwähnung vernehmen, was freilich mit entschiedenster Absicht geschieht, da später dieses unerwartete Auffinden, und hierbei Wilhelms frühere Erscheinung an diesem Orte, besonders wirksam hervortreten sollte.

Eine andere empfindliche Lücke bemerken wir in Bezug auf das Band, worüber Wilhelm sich III, 1 nähere Auskunft wünscht, aber nach der jetzigen Abfassung nicht erhält. In der ersten Bearbeitung gibt uns Friedrich (Kap. 16) darüber folgende Mittheilung: „Wenn zwei der Unsrigen irgendwo zufällig aufeinander treffen, so verfahren sie nach Stand und Weise, nach Handwerks- und Kunstgebrauch oder sonst nach irgend einer Sitte ihren gewöhnlich Bezügen gemäß. Dreie zusammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche sich selbst regiert; gesellt sich aber ein Vierter hinzu, so wählen Dreie sogleich das Band. Dieses darf nun, es mögen sich so viel zusammengesellen, als wollen, immer nur eine neugewählte Person sein, weil im großen wie im kleinen Mitregenten wechselseits nur hinderlich sind." Im folgenden Kapitel heißt es, Lenardo erscheine überall als wanderndes Band, er werde bei kleinern und größern Vereinigungen meist gewählt.

Ein ungelöstes Räthsel begegnet uns III, 1 in dem wunderlichen Ton, den Wilhelm im Wirthshause, wo die Handwerker wohnen, zur Mitternacht vernimmt. „Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu sein; denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein." Die ohne Zweifel beabsichtigte Aufklärung ist weggeblieben. Man fühlt sich hierbei zunächst an den wunderlichen Schall am Ende des Bruchstückes die Geheimnisse gemahnt, ohne daß sich hieraus eine Deutung ergäbe. Unglücklich genug hat man an den schrillen Ton einer Dampfmaschine gedacht, deren unendliche Bedeutsamkeit wir hier vorgedeutet fänden. Ohne Zweifel kommt der Ton von der gewaltigen Stimme St. Christophs her, der auch auf den Wanderungen in den Gebirgsthälern bei Nachtzeit das Haus verläßt, und durch seine fürchterliche Stimme die Gegend in arge Aufregung versetzt (III, 5.) Wie der Barbier neben seiner Kunst sich in der Erzählung von Märchen hervorthut, so wird St. Christoph neben seiner riesigen Stärke, die ihn zum Lastträger geschickt macht, auch seine Donnerstimme benutzen, und sich zum nächtlichen Signalgeben gehörig vorbereiten.

Höchst störend wirkt die zwischen II, 8 und 9 eintretende wunderlich nüchterne Zwischenrede, in welcher uns der Dichter einige Jahre zu überspringen nöthigt, ja wir hören hier sogar, daß er an dieser Stelle nur deshalb das zweite Buch nicht schließe,

weil der zweite Band der Wanderjahre dann zu unverhältnißmäßig dünn werden würde. Auch in der ersten Ausgabe war hier eine Zwischenrede, aber zwischen beiden Kapiteln wurde dort nur ein kürzerer Zeitraum angenommen, so daß der unmittelbar darauf erfolgende zweite Besuch der pädagogischen Provinz gerade ein Jahr nach dem ersten fiel. In jener frühern Zwischenrede, hieß es: „Hier, wo von einem großen Gegenstand die Rede ist, den man aufs ausführlichste behandelt wünschte, findet sich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollständige Ansicht aus unsern Ueberlieferungen möglich ist.“*) Auch in unserer zweiten Ausgabe macht der Dichter, was wohl in Betracht kommt, auf eine ganz abgerundete Darstellung keinen Anspruch, er will bloß als Anordner überkommener Papiere und als zusammenfassender Berichterstatter gelten (II, 10 zweimal, III, 8 zu Anfang, 11 zu Ende), und so gibt er einmal ein Urtheil eines Kenners über die landschaftlichen Zeichnungen des Malers, ja sogar eine sachliche Erklärung des Ausdruckes „Wildhäuer“, gleichsam wie eine Anmerkung zum Texte. So kann es denn auch nicht besonders anstößig erscheinen, wenn III, 16 bemerkt wird, die Pflicht des Mittheilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens werde immer schwieriger; hier, wo jeder fühle, daß sie sich diesmal dem Ende näherten, versetze ihn die Furcht, in Umständlichkeiten zu gerathen, mit dem Wunsche, nichts unerörtert zu lassen, in Zwiespalt, und er wolle dasjenige, was er damals gewußt, und das, was später zu seiner Kenntniß gekommen, hier zusammenfassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft als Referent getrost abschließen. Genaueres über Lotha-

*) Ueber die Beschaffenheit der dem Dichter als Redakteur vorliegenden Papiere sprach sich eine frühere Zwischenrede nach Kap. 11 aus.

rio, Thereſen und Natalie mitzutheilen, wird ſonderbar mit dem Bedeuten abgelehnt, daß ihr bisheriges Geſchäft ſich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezogen habe, wobei dann noch zu gemüthlicher Beruhigung die Hoffnung ausgeſprochen wird, „ſie dereinſt in voller geregelter Thätigkeit, den Werth ihrer verſchiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wiederzufinden".

Müſſen wir hiernach auch freilich zugeſtehn, daß die äußere Anlage des Romans ſehr viel zu wünſchen übrig läßt, ſo iſt dagegen die innere Form um ſo ausgezeichneter; denn mit feiner Berechnung und ſchöner Einſicht ſind alle einzelnen Partien des Werkes gerade dorthin geſtellt, wo ſie die allergrößte Wirkung üben, wie Lenardos Entdeckung des nußbraunen Mädchens, Wilhelms Bericht über ſeine anatomiſchen Studien und der ſo gewichtig das zweite Buch ſchließende Brief an Natalien mit der herrlichen idylliſchen Jugendgeſchichte. Durch die Verſchlingung der verſchiedenen Ereigniſſe und Beziehungen der Hauptperſonen, zu denen wir auch Herſilie mit ihren leidenſchaftlich eingreifenden Briefen rechnen müſſen, ſo wie durch die glückliche Spaltung längerer Darſtellungen, wie beſonders bei der pädagogiſchen Provinz und bei Lenardos Entdeckung des nußbraunen Mädchens, wird, abgeſehen von den eingeſtreuten Erzählungen, eine erfreuliche Abwechslung gewonnen und zugleich die lebhafteſte Spannung erhalten.

Wenden wir uns endlich zu Darſtellung und Ausdruck ſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß einigemale Mattes und Wunderliches*) unterläuft und einzelne ſprachliche Eigenheiten hier

*) Wunderlich genug heißt es gegen Ende des erſten Buches: „Der Gegenſtand ſowohl als die Kunſt ward in dem koſtbarſten Lädchen aufbewahrt", ſtatt „ſowohl des Gegenſtandes als der Kunſt wegen ward es" u. ſ. w. An andern Stellen mögen Druckfehler unterlaufen, wie III, 1 in den Worten „mit Lothario und jenem Befreundeten" jenen zu leſen ſein dürfte. Eine Lücke

häufiger als in den frühern Schriften unseres Dichters hervortreten. Allein abgesehen von diesen unbedeutenden, zuweilen störenden Eigenheiten, von denen in ganzen großen Abschnitten nicht die mindeste Spur zu finden, zeigen die Wanderjahre eine Fülle und einen Reichthum der Darstellung, wie wir sie selbst bei Goethe sonst nirgends antreffen. Als Eckermann den Dichter die Frage vorlegte, woher es komme, daß jede der verschiedenen Erzählungen unseres Romans einen besondern Ton und Charakter habe, erwiderte dieser treffend, er sei dabei wie ein Maler zu Werke gegangen, der bei gewissen Gegenständen gewisse Farben vermeide und gewisse andere dagegen vorwalten lasse. Welch ein frischer Jugend- und Lenzhauch weht uns aus der Knabengeschichte Wilhelms im Brief an Natalien entgegen! Dagegen umfängt uns in St. Joseph der selige Friede einer in stiller Beschränkung andächtig Gott zugewandten Seele, jene himmlische Engelsruhe heiliger Einfalt, die uns aus den Heiligengeschichten des Mittelalters anspricht, aber zugleich dieses wonnige Gefühl reinen Familiensegens, das dem Leben herzliche Innigkeit und den schönsten menschlichen Halt verleiht: es ist, als ob wir vor einem jenen wunderbar die Herzen ergreifenden Bilder der altdeutschen Malerschule ständen, wo jeder Strich, jeder Zug von frommem Glauben verklärt scheint. Wie sticht hingegen der Mann von fünfzig Jahren ab, mit der ganzen Feinheit reichster Weltbildung, der vollen Sicherheit stolzen Selbstbewußtseins, ja selbst

---

oder eine Nachlässigkeit des Ausdrucks sind an einigen andern Stellen anzunehmen. Die Abwechslung zwischen „Gute-Schöne" und „Schöne-Gute" III, 13 und 14 kann kaum beabsichtigt sein; ersteres dürfte den Vorzug haben. Als Schöne, Gute wird Johanna Sebus (Ballade 7) bezeichnet. Juliettens Name ist einmal (I, 6) statt Julie herzustellen. Ein Versehen anderer Art ist es, wenn gegen den Schluß von Lenardos Tagebuch (III, 5) dessen Name an der Stelle des nothwendig erwarteten Fürwortes erster Person steht.

in der Darstellung leidenschaftlicher Verwicklung vermissen wir nicht den ruhigen Ton des gewandten, klar blickenden, tief erfassenden Weltmanns. Einen nicht weniger scharfen Gegensatz zeigen die neue Melusine und die Darstellung von der durch Lenardo erfolgenden Entdeckung des nußbraunen Mädchens. In ersterer bewundern wir die meisterhaft bis in den einzelsten Ausdruck der ganzen Darstellung eingeflößte leichtsinnige Schalkhaftigkeit, die sich des Märchentons geschickt bemächtigt, uns dabei aber in das genußsüchtige Treiben der tollen Welt einen heiter anmuthigen Blick gestattet, wogegen uns in Lenardos Wanderungen durch die Gebirgsthäler das beschränkte Leben der Spinner und Weber in einem anmuthigen, sprechend wahren Bilde entgegentritt, wobei der Dichter allmählich die ersten Anfänge des Spinnens bis zur höchsten Entwicklung des Webstuhles vor uns vorüberführt, und in dem wunderlichen Schicksale Susannens gewinnt die ganze Darstellung einen so ergreifenden, die Seele wahrhaft erschütternden Ausdruck, daß alle unsere spätern Dorfgeschichten vor dieser einfachen Größe, wie die Götzen vor dem Knaben Jesu, bestürzt in sich zerfallen. Doch nicht allein in diesen Erzählungen bewährt der Dichter seine alte Meisterschaft, auch sonst zeigt der ganze Roman, wenige Stellen abgerechnet, die sicherste Kunstgewandtheit auf eine an dem Greise höchst überraschende Weise. Wie leicht hingeworfen und doch lebendig gezeichnet erscheint uns die heitere Hersilie, welcher bei allem schalkhaften Scherze doch das tiefste echtweibliche Gemüth innewohnt, das besonders aus ihren muntern, die innere Aufregung schwer unterdrückenden, ja deutlich verrathenden Briefen hervorbricht! Selbst in den ganz nebensächlichen Personen, wie dem sich wild umhertreibenden Fitz, einem schönen Gegensatz zu dem unter liebevollster Sorgfalt sich heranbildenden Felix, erkennen wir lebendig ausgeprägte, frisch athmende

Gestalten. In den lehrhaften Theilen des Romans, besonders in den Gesprächen, erhebt sich der Dichter meist zu klarer, den Gedanken rein umfließender und hebender Darstellung, die uns oft genug an die stille Größe und die unnachahmlich einfache Schönheit platonischen Ausdrucks erinnert; ist ja auch Goethe hier gleich Plato ein wahrer Ideendichter, der uns seine schönen menschlichen Träume freundlich auslegt. Mögen sich daher auch gewisse aburtheilende, leichtfertig überlesende und überspringende Beurtheiler darin gefallen, die Sprache der Wanderjahre als eine fröstelnde, greisenhafte zu verwerfen, eine vorurtheilsfreie Betrachtung wird unsern Roman auch in Bezug auf sprachlichen Ausdruck und Darstellung als eine reiche Schatzgrube, als eine ergiebige Bildungsstätte mit freudiger Dankbarkeit verehren, und über den wenigen Flecken nicht den hehren, Wärme und Leben spendenden Glanz dieser auch noch im Untergang ihre volle Pracht herrlich ausstrahlenden Sonne in kindisch übermüthigem Wahn verkennen.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

10.

V. Die Wahlverwandtschaften.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Goethes

Wahlverwandtſchaften.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

10.

V. Die Wahlverwandtschaften.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Goethes

Wahlverwandtſchaften.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken

von

Heinrich Düntzer.

10.

V. Die Wahlverwandtschaften.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag.
1878.

Goethes

Wahlverwandtſchaften.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Ich bin aus meiner Bahn geſchritten. Auf eine ſchreckliche Weiſe hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen.

Goethes

Wahlverwandtſchaften.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag.

1878.

Ich bin aus meiner Bahn geſchritten. Auf eine ſchreckliche Weiſe hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen.

I. Entstehung und Aufnahme.

Die Entsagung Ottiliens, welche in den Wahlverwandtschaften eine so großartig tragische, des Dichters innerste Seele erschütternde Darstellung gewinnen sollte, war ursprünglich für die Wanderjahre bestimmt, welche eine Reihe kleiner auf Entsagung hinauslaufender Erzählungen durch die bekannte Gestalt des auf der Wanderschaft befindlichen Wilhelm Meister verbinden sollten. Goethe berichtet in den Annalen unter dem Jahre 1807: „An kleinern Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahrszeit (der in Karlsbad verlebte Sommer) reich; sie sollten, alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengehalten, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden." Sein Tagebuch verzeichnet in dieser Zeit: „Schluß der neuen Melusine, der Mann von funfzig Jahren, die pilgernde Thörin". Am Ende desselben Jahres gedenkt er der Pandora, deren Ausführung nach und nach geschehen sei. Wir wissen, daß er dieses Festspiel, das in einer wiener Zeitschrift erscheinen sollte, schon schematisirt hatte, als er am 11. November 1807 auf längere Zeit, in Begleitung seines Sekretärs Riemer, nach Jena reiste. „Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen",

fährt er fort, „beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." Nach der Bemerkung, Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drückten das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und hätten also nebeneinander gar wohl gedeihen können, hören wir, der erste Theil jenes Festspiels sei vor Ende des Jahres zum Druck nach Wien gegangen, das Schema der Wahlverwandtschaften weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht gewesen. Beruht auch die letztere Angabe nachweislich auf einer Verschiebung, deren wir so manche in den Annalen finden, so ist doch kein Grund gegeben, an der Richtigkeit der Behauptung zu zweifeln, daß die Wahlverwandtschaften ursprünglich zu einer kleinern Erzählung bestimmt gewesen. Unter dem Jahre 1809 bemerken die Annalen, die erste Conception des Romans habe ihn lange beschäftigt gehabt, schon vor einigen Jahren sei der Hauptgedanke gefaßt gewesen, nur die Ausführung habe sich erweitert, immerfort vermannigfaltigt und die Kunstgrenze zu überschreiten gedroht. Wann er den ersten Plan zu den Wahlverwandtschaften gefaßt, wissen wir nicht, da Goethes Tagebuch derselben erst im Jahre 1809 gedenkt; er könnte gar wohl schon in das Jahr 1807 fallen, da wir von einer Erzählung der Wanderjahre, dem Mann von funfzig Jahren, wissen, daß Goethe den Plan derselben schon am 5. Oktober 1803 genauer durchdachte, ja bereits am 3. Februar 1798 hatte er Schiller gemeldet, daß er ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne habe, die er als zweiten Theil seiner Unterhaltungen bearbeiten wolle. Nach Goethes Aeußerung, schon einige Jahre vor 1809 sei der Hauptgedanke des Romans gefaßt gewesen, muß, als er im Frühling 1807

an die Ausführung der Erzählungen zu den Wanderjahren ging, auch schon den Stoff zu den Wahlverwandtschaften gefunden und im allgemeinen ausgebildet gewesen sein. Erst im folgenden Jahre, während des Aufenthaltes zu Karlsbad, wohin er am 12. Mai ging, begann er die Ausführung, nachdem er schon in Weimar St. Joseph den Zweiten und den Mann von funfzig Jahren begonnen und das Vollendete den Freundinnen vorgelesen hatte. Daß ihn in Karlsbad auch die Wahlverwandtschaften beschäftigt, ergeben schon die Zeilen aus Franzensbrunn, wohin er sich damals auf kurze Zeit begeben, die er den 19. Juni an Riemer schrieb. Ende der Woche, meldete er, werde er bei ihm wieder in Karlsbad sein, und hoffe er nach der Rückkehr von den Wahlverwandten stark angezogen zu werden. Wenn er am 2. Juni 1809 an Zelter schreibt, er befinde sich in Jena, um einen Roman fertig zu schreiben, den er in den böhmischen Bädern im vorigen Jahre konzipirt und angefangen, so deutet konzipirt hier offenbar nicht auf die Fassung der Idee, sondern auf den schematischen Entwurf. Auch Frau von Stein berichtet, Goethe habe den Roman im Sommer 1808 zu Karlsbad begonnen. Riemer (I, 390 nennt unter den poetischen Produktionen, die in Jena und Karlsbad größtentheils ausgebildet und zur ersten Erscheinung gebracht worden, auch die Wahlverwandtschaften. „Mir gewährte es ein unbeschreibliches Vergnügen", fügt er hinzu, „bei dem Entstehen, dem ersten Anlegen der Zeichnung, dem Untermalen gegenwärtig zu sein und, wenn ich so sagen darf, zuzusehen. Denn — ich war hier nicht nur Augenzeuge, sondern auch Gehülfe bei Entstehung und Bildung der lieblichsten Novellen, Märchen und Allegorien, indem ich mit rascher Feder die Diktate des Dichters auffaßte und sie zur äußern Erscheinung, zur nähern Uebersicht, zur fernern Ueberarbeitung und Ausbildung in Wort und Stil in reinlicher Hinschrift vor Augen legen konnte. Das Besprechen des Plans, die

Prüfung und Anwendung der einzelnen Motive füllte die Mußestunden der Spaziergänge, der Tischzeit. — Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche: wie sie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen Anlaß und Parallele boten. Für Charlottens Persönlichkeit fand ich bald unter den Badegästinnen eine Goethen nicht unwillkommene Repräsentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord, und für Mittlern wie für den Architekt ließ sich sogar eine porträtähnliche Verwandtschaft nachweisen." Nach der Rückkehr von Franzensbrunn wandte der Dichter sich zunächst der Fortsetzung der Pandora zu, die er am 2. Juli an Frau von Stein sandte. Wenn er in dem Briefe an diese bemerkt, an kleinen Erzählungen sei er bisher fleißig gewesen, so kann bei diesen nicht an die Wahlverwandtschaften gedacht werden, bei denen sich ihm schon damals das Bedürfniß einer weitern Ausführung herausgestellt hatte, doch in der nächsten Zeit (erst Mitte September kehrte Goethe aus den böhmischen Bädern zurück) wird er den Roman wesentlich gefördert und wohl die beiden ersten Bücher ziemlich zum Abschluß gebracht haben. Der Brief an Frau von Stein vom 16. August gedenkt nur allgemein seines Fleißes. Am 14. meldet er Frau Frommann in Jena: „Ich könnte mich fleißig nennen, wenn wir uns nicht nach allzuviel Seiten hinaus wagten. Mit einiger gewonnener Ausbeute hoffen wir den Freunden an der Saale zu dienen."

Im folgenden Winter verlor er den Roman nicht aus dem Auge, ja er dachte bereits an den Druck. Schon am 2. März 1809 schrieb Cotta an Schillers Gattin: „Wenn doch Goethe mit seinem Roman herausrückte! anfangs sagte er's mir zu, nun ist er aber wieder abgeneigt, ihn sogleich zu publiziren." Vielleicht war es eine Erinnerung Cottas, die ihn bei der frischen Frühlingsstimmung zur Vollendung trieb. Auch bildeten wohl die Vorlesungen, welche

Goethe seit dem 14. April an den Freitagabenden bei der Herzogin in Gegenwart der Prinzessin Karoline und der Frau von Stein hielt, eine äußere Veranlassung zur Wiederaufnahme der sein Herz tief berührenden Dichtung. Das Tagebuch gibt die erste Erwähnung der Wahlverwandtschaften oder, wie Goethe sie gern nannte, Ottiliens erst an dem auf den ersten Freitagabend folgenden Tage, am 15.; den 16. wurde „die Ausfüllung und Ausführung des Schemas (ohne Zweifel der zweiten Hälfte, vom dritten Buche an) auf einem Spaziergange überlegt und sofort die Ausführung begonnen." Den 21. las er den Anfang bei der Herzogin vor. Henriette von Knebel, die dabei zugegen war, bedauerte sehr, daß ihr Bruder Goethes Erzählung nicht angehört habe; sie sei voll Geist und Leben und versetze in die mildeste Stimmung. Die Fortsetzung ward eine Woche später gelesen. „Heute Abend", schreibt er an diesem Tage an Frau von Stein, „führ' ich noch zu guter Letzt meine Geister wieder vor." Er wollte am nächsten Tage sich in Riemers Begleitung nach Jena begeben. Knebels Schwester meldet am 29.: „Goethe hat uns gestern durch die Fortsetzung seines Romans einen der seltenen und auserlesenen Abende verschafft und hat uns ganz in seinen Zauberkreis hineingezogen. Seine Gemälde sind nicht allein vollkommen richtig gezeichnet, sondern jedes Detail ist zugleich mit so lebhaften Farben und so äußerst delikat ausgemalt, daß man dieses neue Produkt als ein Meisterwerk nicht genug bewundern und sich darüber erfreuen kann." Noch am 3. Mai äußert sie: „Goethe hat sich großes Verdienst um uns erworben, da er uns mit sanfter und sicherer Hand aus dem bösen Weltgetümmel gezogen und uns Geist und Sinne auf das lieblichste gefesselt hat." Auch Frau von Stein war davon entzückt. „Es that einem wohl," schreibt sie ihrem Fritz, „auf einige Stunden in eine idealische Welt zu kommen. Wie viel Kenntniß des menschlichen Herzens, was für feine Gefühle, wie viel

Sittlichkeit, Verstand und Anstand darin vorgetragen ist, kann ich Dir nicht genug sagen. Der Himmel gebe, daß er ihn vollenden kann. Er hatte ihn voriges Jahr in Karlsbad angefangen, und nun will er ihn auch dort vollenden, aber die Kriegsunruhen verhindern die Reise." Da er später von der ersten Hälfte des Romans als den Freundinnen bekannt spricht, so würde er, wenn man den Ausdruck ganz streng nehmen darf, an den beiden Abenden den ganzen ersten Theil vorgelesen haben, so daß auf jeden Abend eines der beiden ursprünglichen Bücher gefallen wäre. Eine Andeutung, daß der erste Theil noch nicht ganz vollendet gewesen, findet sich nicht. Der warme Beifall seiner Zuhörerinnen begeisterte Goethe zur Fortsetzung der seine Gedanken von der bedenklichen politischen Lage Deutschlands abwendenden Dichtung.

Leider erlitt der Dichter auf der Reise nach Jena einen Anfall seines alten Uebels, von dem er drei Jahre verschont geblieben war, und er fand sich längere Zeit sehr leidend. Auf eine antheilvolle Anfrage der Frau von Stein erwiederte er am 9. Mai durch Riemers Hand: „Indessen man in Weimar meiner so gnädig und freundlich gedachte und von meinen romantischen Mittheilungen einen guten Nachklang empfand, ist es mir zum Eintritt hier gleich sehr übel gegangen. — Daß unter solchen Aspekten nicht viel geleistet wird, können Sie wohl denken. Ich habe schon einigemal mein Gebet an die heilige Ottilie gewendet, allein ich habe noch keine Gegenwirkung empfunden." Diese Aeußerung bestätigt, was Goethe ein paar Jahre später in Dichtung und Wahrheit sagt, daß ihm bei seiner Ottilie die elsässische Heilige vorgeschwebt. „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt (entweder am 14. Dezember 1770 oder im folgenden Juli) denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne

Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben.*) Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.“ Also das nach der Sage und auch wohl nach einem Steindenkmal im Kloster Hohenburg**) in ihm lebende Bild der von ihrem Vater verfolgten heiligen Jungfrau war es, welches ihm bei seiner Ottilie vorschwebte. Daß der Zusammenhang der elsässischen Uedilli mit der Ottilie des Romans sich hauptsächlich in dem legendarischen Schlusse zeige, behauptet von Loeper gegen den deutlichen Sinn der Worte. Wenn Goethe bereits 1795 in den Unterhaltungen bei der Geschichte von Ferdinand Ottiliens Namen gebraucht hatte, so schwebte ihm hierbei nur die jugendlich strahlende Schönheit der Erwählten vor, die eine Zierde der Gesellschaft war, sich aber später als herzlos und herrschsüchtig zeigte.

Den 11. Mai nahm er das Schema der Fortsetzung des Romans wieder vor, dessen das Tagebuch auch an den folgenden Tagen erwähnt, dann nach längerer Pause wieder am 24. und 25.***) Erst

---

*) Odilia oder Ottilie war nach der durchaus sagenhaften Legende die Tochter des elsässischen Herzogs Ettich, die blind geboren wurde, erst nach der Taufe das Gesicht erhielt. Ihr Vater, der sich einen Sohn gewünscht, verfolgte sie; auf ihr Flehen öffnete sich ein Fels, der sie aufnahm. Später soll sie das Kloster Hohenburg bei Barr gegründet haben.

**) Sie erscheint dort mit kindlich frommen Zügen in einer Art Nonnentracht, mit langen Zöpfen, wie sie von ihrem Vater zum Zeichen der Belehnung ein Buch empfängt.

***) Diese und andere Angaben des Tagebuchs, welche ich schon in der ersten Auflage (1857) geben konnte, haben diejenigen, die später der Entstehungsge-

am folgenden Tage ging er an die Ausführung des dritten Buches, des jetzigen zweiten Theiles. Wahrscheinlich hatte das zweite Buch ursprünglich mit dem Geburtstag Kap. 9 begonnen und das Ganze sollte aus vier Büchern bestehn, von denen das letzte wohl mit Eduards Rückkehr aus dem Feldzuge anhob. Am 30. wurde (nach dem Tagebuch) an dem Roman fortgearbeitet, auch am bereits Geschriebenen verbessert. Denselben Tag schreibt Goethe an Frau von Stein: „An die physische Existenz habe ich keine großen Anforderungen; wenn mir es aber auch nicht einmal gelingt, geistig thätig zu sein, indem ich mich in die Wüste (er meint die jenaer Einsamkeit, die ihn von den Freundinnen schied) begebe, so wäre mir eine gewisse Ungeduld wohl zu verzeihen. Indeß nun hab' ichs auf die alte Art (indem er es sich ernstlich vornahm) doch wieder durchgesetzt, und es ist mir in diesen Tagen gelungen, an dem Roman fortzuarbeiten, der mir durch die gute Aufnahme seiner ersten Hälfte erst wieder werth geworden. Mögen Sie unserer verehrten Fürstin sagen, daß ich, indem ich mir jene Wirkungen zurückrief, die dasjenige hervorgebracht hatte, was schon auf dem Papiere fixirt war, mir den Muth und die Freude geben konnte, das übrige, was noch zwischen Sein und Nichtsein schwebte, hervorzurufen und festzuhalten. So viel hab' ich mir fest vorgesetzt: ich will alles abweisen und vermeiden, was mich hindern könnte, das Angefangene zu Stand zu bringen." Das Tagebuch erwähnt der Fortsetzung des Romans an den sechs ersten Tagen des Juni. Der Freundin, die ihn am 1. besucht hatte, schrieb er fünf Tage später: „Es war gar freundlich,

schichte des Romans gedacht, wie Strehlke und von Biedermann, ganz unbeachtet gelassen, wie auch manche andere in meinen Erläuterungen gegebenen Mittheilungen aus dem Tagebuch und sonstige thatsächliche Aufklärungen, mit Ausnahme der über die lyrischen Gedichte, von den Erklärern und Kunstrichtern, welche diese unscheinbaren Hefte vornehm zur Seite liegen ließen, nicht benutzt worden.

daß Sie uns neulich besuchten und unsere Einsamkeit aufheiterten. Ich kann nicht sagen, daß sie mir diesmal sehr erfreulich ist. Denn ungeachtet des schönen Wetters und der grünenden Flächen und Hügel, der blühenden Gärten und mancher andern guten Ingredienzien des Lebens ist doch alles, was mich in Jena umgibt, so trümmerhaft gegen vorige Zeiten, und ehe man sichs versieht, stolpert man einmal wieder über einen Erdhöcker, wo, wie man zu sagen pflegt, der Spielmann oder ein Hund begraben liegt. Vielleicht aber sind diese Umstände gerade daran Schuld, daß ich mehr in mich selbst zurückgewiesen werde, und meine Arbeit mir ganz gut von Statten geht. Ueber die Hauptschwierigkeiten bin ich hinaus, und wenn ich noch vierzehn Tage weder rechts noch links hinsehe, so ist dieses wunderliche Unternehmen geborgen. Freilich gehört zum letzten Zusammenarbeiten, ich will es nicht Ausarbeiten nennen, noch die größte innere Harmonie, damit auch das Werk harmonisch würde." Gerade zur dichterischen Ausführung der traurigen hier zu schildernden Verhältnisse, bei denen seine eigene Seele sich tief ergriffen fühlte, war die trübe, zum Theil aus seinem körperlichen Leiden fließende Stimmung, die ihn an schönere hier verlebte Zeiten wehmüthig erinnerte, besonders förderlich. Gegen Zelter gedenkt er am 2. unseres im vorigen Jahre konzipirten Romans, den er jetzt in Jena fertig zu schreiben gedenke, und in den er vieles hineingelegt, manches versteckt habe. Unter dem Hineingelegten sind seine Ansichten und Erfahrungen über Natur und Menschenleben, unter dem Versteckten persönliche Erlebnisse gemeint, die er auf freie Weise benutzte, wogegen diese Aeußerung entschieden gegen die Annahme spricht, der ganzen Dichtung liege ein eigener von ihm nur dichterisch verklärter Vorfall zu Grunde.

Leider sollten ihm die gehofften ruhigen vierzehn Tage nicht so bald beschieden sein. Der Rückzug des Königs von Westphalen brachte Weimar in solche Gefahr, daß Goethe in banger Sorge am 13.

nach Weimar eilte, von wo er erst nach mehr als fünf Wochen, am 20. Juli, sich wieder in seine jenaer Einsamkeit zurückziehen konnte. Er entschloß sich, wohl auch von Cotta gedrängt, gleich mit dem Drucke bei Frommann, der so manche von Cotta verlegte neue Werke Goethes zu drucken hatte, zu beginnen, um sich auch einen äußerlichen Sporn zu ununterbrochener Bearbeitung und Vollendung zu geben; denn auch der erste Theil bedurfte noch einer Durchsicht. Am 1. August erhielt er den ersten Bogen aus der Druckerei. Gerade einen Monat später wurde er durch einen Besuch der Herzogin, des erbprinzlichen Paares, der Prinzessin Karoline und des Prinzen Bernhard erfreut. Den folgenden Tag meldet er der in Ilmenau weilenden Frau von Stein: „Indem Sie mich, theure Freundin, von dem lieben Kreise weit entfernt glauben, so bin ich ihm nicht leicht näher gewesen. Meine einzige Beschäftigung ist dasjenige zu endigen, dessen Anfang Freude zu machen schien. Die gestrige Anwesenheit unserer gnädigsten Herrschaften erleichterte mir die Gewährung des Wunsches, noch eine Zeit lang hier bleiben zu können, ja nicht eher wegzugehn als nach völlig vollbrachter Arbeit." So hielt er sich leidenschaftlich an das ihm schwer auf dem Herzen lastende Werk, über das er niemand irgend eine nähere Mittheilung machte, selbst nicht seinem täglich besuchten Freunde Knebel. Eine „vorläufige Nachricht von den Wahlverwandtschaften" brachte das Morgenblatt schon am 4. Nach der Mitte des Monats erlitt der Dichter wieder einen Anfall seines leidigen Uebels, der aber bald vorüberging, wenn auch diese häufige Wiederkehr seine Stimmung trüben mußte. Seinem treuen Knebel sandte er am 24. mit einigen von seiner Gattin gezogenen Feigen den ausgedruckten ersten Theil des Romans mit der Bitte, ihn freundlich aufzunehmen, jedoch ja nicht aus den Händen zu geben, wobei er launig bemerkte, da er ihn nun einmal mit Süßigkeiten bestehe, wolle er den Roman bei dieser

Gelegenheit unterschieben. Goethe fürchtete, der alte Freund werde mit manchen Aeußerungen unzufrieden sein, wie dies denn auch wirklich der Fall war, so daß er ihm später den zweiten Theil nicht zusandte, weil er fürchtete, über diesen noch mehr als über den ersten ausgescholten zu werden: aber Knebel war sich eines Scheltens nicht bewußt, möge er auch einige Sätze noch zweifelhaft gefunden haben, was nicht auf die Rechnung des Werks, sondern der darin auftretenden Personen komme. Am 3. October sah Goethe den letzten Druckbogen durch. Dieser Tag, bemerkt er in den Annalen, habe ihn von dem Werke befreit, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können, eine Aeußerung, die ihre Erklärung in der ganz entgegengesetzten über den Werther in Dichtung und Wahrheit findet, er habe sich dadurch wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt gefunden. Schon oben hörten wir ihn bemerken, der Stoff sei zu tief in ihm gewurzelt gewesen, als daß er ihn so leicht wie die andern kleinern Erzählungen hätte beseitigen können, und den Roman selbst, wie Pandora, als Ausdruck des schmerzlichen Gefühls der Entbehrung bezeichnen. Unter dem Jahre 1809 heißt es in den Annalen: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ Gegen Bettinen äußerte er, bei der Entwicklung dieser herben Geschicke sei er tief bewegt gewesen, er habe sein Theil Schmerzen getragen; in diesem einen erfundenen Geschick habe er, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches Versäumte zu sammeln sich vorgesetzt. Etwas ähnliches muß Goethe in der Nacht des 5. Oktober 1815 seinem mit ihm im Wagen fahrenden Freunde Sulpiz Boisserée vertraut haben. „Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen“, schreibt dieser. „Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er

die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen, er sprach von seinem Verhältniß zu Ottilien, wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers." Boisserée hatte Goethe eben mißverstanden, da er nicht wußte, daß dieser seinen Roman gern mit dem Namen seiner Heldin Ottilie nannte. Daß er bei der Darstellung von Ottiliens Unglück selbst sehr gelitten habe, durfte er dem jungen Freunde vertrauen, der, da er an eine wirkliche Person dachte, nicht recht begreifen konnte, wie er ihm von einem Verhältnisse zu einer Ottilie sprach, ohne die ihm ganz unbekannte Person näher zu bezeichnen.

Fragen wir aber, welche leidenschaftliche Wunde bei den Wahlverwandtschaften „im Heilen sich zu schließen gescheut", so war es ohne allen Zweifel das Gefühl, nicht zum Besitze einer ihn ganz verstehenden, sein Herz ausfüllenden Gattin gelangt zu sein. Zu seiner Christiane Vulpius hatten ihn bloß sinnliche Neigung und das Gefallen an ihrer frischen Natur, im Augenblicke der Verzweiflung, von Frau von Stein sich kalt zurückgestoßen zu sehn, vor mehr als zwanzig Jahren geführt; er hatte die ihr gelobte Treue redlich gehalten, sich später auch kirchlich mit ihr trauen lassen, und war jetzt bestrebt, sie auch in Gesellschaftskreise einzuführen, ja sie selbst mit Frau von Stein zusammenzubringen. Dennoch hatte sich ihm nur zu oft das Gefühl aufgedrängt, wie wenig diese gutmüthige, aber leichte, keiner tiefern Empfindung fähige Natur seiner Seele genüge. Mehrfach hatte er sich zu jüngern Frauen hingezogen gefühlt, aber immer hatte er im Bewußtsein seiner Pflicht seiner Leidenschaft Halt geboten und sich Entsagung aufgelegt, die ihm oft sehr hart fiel. Alle diese Wunden wurden in seiner Seele aufgeregt, als er die Blutzeugin der Entsagung in der unwillkürlich in die sittliche Verwirrung herein-

gezogenen, aber zu festester Entsagung sich erhebenden und die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe durch ihr Opfer besiegelnden Ottilie darstellte, doch eine Beruhigung seines Schmerzes, daß ihm die Erfüllung seiner vollen Seelenneigung versagt geblieben, vermochte ihm auch der Abschluß der Dichtung nicht zu bringen. Alle alten Wunden waren aufgebrochen, da der Schmerz auf denselben Nerv traf, der so oft auch in früher Jugend gelitten hatte; eine Beruhigung seines Schmerzes über so manches durch Entsagung verlorene reinste Herzensglück konnte ihm aber auch die Dichtung nicht bieten.

So hatte denn der Dichter unser Vaterland zum neuen, freilich mit schweren Aufopferungen errungenen Frieden, wie zwölf Jahre früher mit Hermann und Dorothea, jetzt mit einer schwer wiegenden reifen Frucht seines Geistes beschenkt. Der Herzogin, die am Anfange des Romans so große Freude gehabt, ließ er ein Exemplar durch Frau von Stein zugehn. Diese übersandte ihm dafür ein gnädiges Andenken, das ihn sehr erfreute. Das Urtheil der Freunde, denen er noch vor dem Ende des Monats den Roman zugehn ließ, war mehr freundlich als wirklich erfreuend, da sie nicht auf den Grund der aus tief erschütterter Seele fließenden, mit feinstem Kunstsinn ausgebildeten Dichtung schauten. Wie wenig konnte ihm ein Urtheil, wie das von Knebel über den zweiten Theil abgegebene genügen, das nur den guten Willen zu loben kundgab! „Jedes Kapitel ist in seinem Inhalte tief, vortrefflich und schön — meisterhaft geschrieben", äußerte dieser. „Ich habe mich sehr ergetzt an dem tief Erkannten und gleichsam ganz auf eine neue Art ans Licht Geförderten. Was soll ich zu der schönen Novelle sagen? und dann zu der schaurigen Ruhe, zu der die Geschichte gegen das Ende steigt? Es ist neu und doch wahr und vortrefflich. Mit welchem Auge hast Du die Menschen und Dinge gesehen?" Von manchen Seiten in seiner nächsten Nähe vernahm er die beschränktesten Urtheile. Der

alte Freund Wieland äußerte ein paar Jahre später, beim ersten Lesen der Wahlverwandtschaften habe alles, was ihm mißfallen, ihm den Genuß alles dessen, was ihm gefallen, verkümmert, doch habe sich beides ziemlich das Gleichgewicht gehalten; beim zweiten habe er sich alle Mühe gegeben, sich selbst zu täuschen und sich alles gefallen zu lassen; das drittemal habe er die Wahlverwandtschaften in die eine und sein Ideal eines guten Romans in die andere Wagschale gelegt und vom ersten Augenblick an, wo die junge Heldin erscheine, habe die erstere zu steigen angefangen und sei mit wenigen Abwechslungen höher gestiegen, bis sie am Wagebalken wie an einem künstlichen Magnet hängen geblieben. Daß manche den hohen Werth der Dichtung anerkannten, blieb Goethe unbekannt. So wußte er wohl nicht, daß der junge, damals noch in Weimar lebende Passow den Roman als einen Schatz von Verstand und Liebe, von klassischer Vollendung und ewiger Jugendglut verehrte. Erst im Jahre 1826 ersah Goethe aus Solgers nachgelassenen Schriften und Briefwechsel (I, 175 ff.), wie sehr dieser seinen Roman als „ein unerschöpfliches Kunstwerk, ein immensum infinitumque" aufgenommen, wie mächtig sein Geist von ihm ergriffen worden. Damals, bemerkte Goethe gegen Eckermann, hätte es ihn freuen können, ein so gutes Wort über die Wahlverwandtschaften zu hören, während man zu jener Zeit und später ihm eben nicht viel Angenehmes über diesen Roman erzeigt habe. Besonders entsetzte man sich über den ideellen Ehebruch und erhob allerlei wunderliche Bedenken, bespottete manche an ihren Stellen wirksame Einzelheiten, fand mehrere auftretende Personen überflüssig, da man die feine künstlerische Anwendung und Berechnung übersah und nach dem ersten Anschein anmaßend aburtheilte.

Am wenigsten erfreulich waren die öffentlichen Urtheile. Selbst die freundliche Stimme in der allgemeinen Zeitung, welche

sein Verleger Cotta besaß, der selbst den Roman als einen Schatz von Weisheit, als ein wahres Lebensbuch verehrte, rühmte zwar die Feinheit, die himmlische Klarheit und Wohlredenheit desselben und wies die „mystischen Rabulisten" auf diese vollendete Meisterschaft der Zeichnung hin, faßte das Ganze aber nur als eine glückliche Idee aus der Naturlehre oder Scheidekunst, auf zarte Seelenbefreundungen angewandt. Als die Redaktion der jenaer Literaturzeitung auf Goethes Wunsch Rochlitz die Anzeige des Romans auftrug, lehnte dieser ab, was dem Dichter um so unlieber war, als dieser in einem Briefe an ihn „sich sehr einsichtig und zart geäußert hatte". Deshalb wollte Goethe, vorerst solle jede Anzeige unterbleiben; im nächsten Jahre lieferte Delbrück in diesem Blatte eine freundliche und einsichtige Beurtheilung. Dagegen stimmte die hallische Literaturzeitung einen so scharfen Ton an, daß Jean Paul, obgleich auch ihm, wie er sagte, das ideelle Ehebrechen gar nicht gefiel, ein reelles ihm viel sittlicher schien, beinahe das Wort dagegen ergriffen hätte. Frau von Stein, die beide Anzeigen gelesen, fand die letztere etwas bitter, in der andern schien ihr Ottiliens Charakter recht hübsch entwickelt, nur wollte sie nicht zugeben, daß, wie Delbrück behauptet hatte, Enthaltung von Speise und Trank die edelste und schicklichste aller Selbstentleibungen sei.

Wider den Vorwurf der Unsittlichkeit des Romans sprach sich Goethe selbst im Dezember 1809 gegen Riemer also aus: „Der Kampf ist hinter die Szene verlegt, und man sieht, daß er vorgegangen sein müsse. Die Menschen betragen sich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwiespalt doch das äußere Dekorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet sich niemals zu einer ästhetischen Darstellung: denn entweder siegt das Sittliche oder es wird überwunden; im ersten Falle weiß man nicht, was und warum es dargestellt worden, im andern ist es schmählich, das mitanzusehen. Denn am Ende

muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieses Moment gibt der Zuschauer gerade nicht zu, sondern verlangt ein noch schlagenderes, das der Dritte immer wieder eludirt, je sittlicher er ist. In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal, d. h. durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salvirt. So muß der Werther sich erschießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über sich hat werden lassen, so muß Ottilie karteriren (sich enthalten) und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph." Dem Grafen Reinhard schrieb er um dieselbe Zeit: „Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos. Es bildet sich wirklich ein, eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses oder jenes wegvotiren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen ist kein Mittel als ein stilles Ausharren; wie ich mich denn auch auf die Wirkung freue, welche dieser Roman in ein paar Jahren auf manchen beim Wiederlesen machen wird. Wenn ungeachtet alles Tadelns und Geschreis das, was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Faktum vor der Einbildung steht, wenn man sieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, so läßt man sich in der Fabel zuletzt auch so ein apprehensives Wunderkind gefallen, wie man sich in der Geschichte die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht wie das Geschehene." So setzte er sich über alle beschränkten Urtheile in dem Bewußtsein hinweg, daß er hier eine sittliche Idee mit einer Tiefe und Wärme des Gefühls, die aus eigener schmerzlicher Erfahrung floß, künstlerisch vollendet verkörpert habe.

Zu großer Freude gereichte ihm ein Aufsatz über die Wahlverwandtschaften, welchen Cottas Morgenblatt, das schon

früher eine Anzeige des Romans gebracht hatte, am Anfange des folgenden Jahres lieferte. Derselbe war einem Briefe entnommen, den R. Abeken, früher Hauslehrer bei Schillers Kindern, damals Lehrer in Rudolstadt, an Heinrich Voß geschrieben hatte. Der letztere ließ ihn ohne Angabe des Verfassers in das Morgenblatt einrücken. Riemer veranstaltete davon einen besondern Abdruck, den er zur Weiterverbreitung an Freunde sandte. So erhielt denn auch Schillers Gattin mehrere Abdrücke davon, und durch sie erst erfuhr Riemer, dann auch Goethe selbst, daß Abeken der Verfasser sei. In dem neuerdings im weimarer Sonntagsblatt 1857 S. 117 ff. wieder abgedruckten Aufsatze wurde als Thema des Romans der Gedanke hervorgehoben, daß dieselben ewigen Gesetze, die in der Natur walten, auch über den Menschen ihre Herrschaft üben, daß es eine, nur gesteigerte Kraft sei, die leblose Stoffe zueinander zwinge und einen Menschen zum andern ziehe. „Wo in den übrigen Wesen die Natur ihre Kräfte walten läßt, da entsteht Leben, da ist Dauer; und den Menschen vernichtet sie oft durch diese Kräfte. Das ist das tragische Princip, das in den Wahlverwandtschaften herrscht und das unwiderstehlich uns ergreift und die Menschheit in uns erschüttert." Auf sinnige Weise suchte Abeken von diesem Standpunkte aus die Komposition des „erhabenen Gedichtes" zu entwickeln.

Goethe soll Knebels Bedenken gegen den Roman launig mit den Worten abgelehnt haben, er habe diesen nicht für ihn, sondern für die Mädchen geschrieben, womit er auf die Erfahrung hindeutete, daß gefühlvolle Frauen sich viel inniger eine im innersten Seelenleben wurzelnde Dichtung aneignen, als nüchterne, nach einer kalten Sittlichkeitsregel urtheilende Männer, die sich gern auf das Wort des griechischen Komikers berufen, dem Dichter zieme es das Böse zu verbergen, nicht es darzustellen. Goethe erzählte, eine liebenswürdige junge Frau habe ihm vertraut, daß sie die Wahlverwandt-

der Roman zeige, wie stark die Glut der Leidenschaft in Goethe gewesen und wie mächtig er sich dagegen gewehrt habe. Die beiderseitigen Freunde hätten mit Kummer und Sorge eine Neigung wachsen gesehen, die zu keinem guten Ende habe führen können; man habe Minna zu ihrer Rettung in eine Pension geschickt. Lewes hat schlecht in Jena gehorcht. Daß man Minna Goethes wegen in eine Pension geschickt, ist eben so unwahr als daß sie, was Lewes gleichfalls behauptet, später eine glückliche Frau gewesen, und von einer von Goethe ihr bewiesenen und sie aufregenden leidenschaftlichen Glut wußte man in Jena zur Zeit, wo man es eben besser wissen mußte, gar nichts.*) Auf dieser falschen Grundlage beruht die Behauptung, Goethe habe seinen eigenen Kampf in der Neigung zu Minna Herzlieb in diesem Romane dargestellt und diese zu Ottilien gesessen, sowie die ganze Auffassung der Wahlverwandtschaften bei Lewes. Der Roman sei weder sittlich noch unsittlich, heißt es, der Dichter habe das Bild treu nach dem Leben gezeichnet; Eduard und den Hauptmann habe er aus sich selbst genommen. Dabei kümmert es Lewes nicht, daß Goethe im Briefe an Zauper vom 7. September 1821 die sittliche Tendenz des Romans entschieden bezeugt und hervorhebt, der wahre Dichter trachte als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen, es kümmert ihn nicht, daß Goethe gegen Eckermann den 6. Mai 1827 behauptete, er habe von allen größern Dichtungen nur die Wahlverwandtschaften „nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet", daß er gegen denselben ein paar Monate früher äußerte, er selbst könne Eduard nicht leiden, doch habe dieser viele Wahrheit, da sich in den höhern Ständen Leute genug fänden,

*) Vgl. F. J. Frommann „Das Frommannsche Haus und seine Freunde" (1870) S. 84 ff.

bei denen, wie bei ihm, der Eigensinn an die Stelle des Charakters trete. Freilich finden sich in Eckermanns Gesprächen auch die Aeußerungen, in den Wahlverwandtschaften und in der Darstellung von Sesenheim in Dichtung und Wahrheit sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich, so wie er erlebt worden, in dem Romane sei überall keine Zeile, die er nicht selber erlebt, und es stecke mehr darin, als man bei einmaligem Lesen aufzunehmen im Stande wäre, aber das erleben kann hier unmöglich im strengen Sinne genommen werden, sondern muß sich allgemein auf seine Lebenserfahrung beziehen, die ihm in allen seinen Dichtungen, in hervorragender Weise in den Lehrjahren, den Einschlag zu seiner Darstellung lieferte.

Adolf Stahr sah sich auch hier, wie bei Frau von Stein, getrieben, in seiner leichtfertig geistreichen Weise Lewes zu überbieten und das Verhältniß Goethes zu Minna zu einer Tragödie aufzubauschen. Daß die Behauptung, die Liebe zu Minna habe Goethe einen schweren Kampf gekostet, an dem er Jahre lang gelitten, jedes thatsächlichen Haltes entbehre, daß der Dichter, wenn ihn auch die Neigung zu dem wunderlieblichen Mädchen einen Augenblick leidenschaftlich hinzureißen gedroht, er sich doch gleich gefaßt und sein „Nicht weiter!“ sich zugerufen, da wir ihn gerade in der Zeit, in welcher ihn Stahr einen schweren Seelenkampf bestehn läßt, heiter und wohlgemuth finden, habe ich in dem Aufsatze „Goethe, Minna Herzlieb und die Wahlverwandtschaften“ *) erwiesen. Freilich hat K. W. Meyer in den Preußischen Jahrbüchern Juniheft 1870 gleichfalls Minna Herzlieb für die heilige Ottilie der Wahlverwandtschaften erklärt und hierdurch einen mystischen Schein auf

*) In Lehmanns „Magazin für die Literatur des Auslandes 1870. Nr. 20. 21.“

den Roman werfen wollen, aber wie haltlos seine Aufstellungen sind und wie sehr sie zum Theil unleugbaren Thatsachen widersprechen, ist von mir aufgezeigt worden.*) Auch den vermittelnden Standpunkt Hermann Grimms habe ich als unberechtigt zu erweisen gesucht.**) In seinen „Vorlesungen über Goethe" hat derselbe seine Ansicht ausführlicher entwickelt. Hiernach sollte in unserm Roman des Dichters Verhältniß zu Frau von Stein seine künstlerische Verklärung empfangen. Goethe erkenne hier seine Schuld an, daß er Jahre lang in einer Stellung zu Frau von Stein verharrt, welche eine Sünde gegen die geheiligte Ordnung sei, auf deren Bewahrung das Leben beruhe. Schon längst habe ihm diese Verklärung im Sinne gelegen, aber zur Gestaltung Ottiliens habe es eines eigenen Erlebnisses für ihn bedurft, das eben der Eindruck gewesen, den Minna Herzlieb auf ihn geübt. Da bleibt es doch völlig unerklärlich, wie zwischen diesem Ereignisse und dem Anfange der Dichtung fast ein halbes Jahr in der Mitte lag und der Schluß erst ein volles Jahr später gelang. Wie anders war es bei Werther, der durch des Dichters Mitgefühl für Maximiliane Brentano im raschen Flusse weniger Wochen gedieh. Und wer will es Grimm glauben, daß es Goethe an Lebenserfahrungen gefehlt, um seine Ottilie zu ge-

*) Daselbst Nr. 30.

**) Daselbst 1873. Nr. 5. 6. Wenn Frommann, obgleich er einen lang andauernden Kampf von Goethes Neigung entschieden als Entstellung der thatsächlichen Wahrheit nachweist, doch äußerte, mit der dichterischen Darstellung Ottiliens hätten Goethes Empfindungen für Minna ihren Abschluß gefunden, er sich darin von aller leidenschaftlichen Erregung befreit, so übersieht er einmal, daß Goethe selbst sagt, die Empfindung des Inhalts des Romans habe sich nicht ganz verlieren können, sodann aber, daß, wie aus Frommanns eigener Darstellung sich ergibt, von einem Versuche Goethes, Minna für sich zu gewinnen, und von leidenschaftlicher Gegenliebe derselben, also von demjenigen, was im Romane die zu sühnende Schuld bildet, sich nicht die geringste Spur findet.

stalten, die aus dem Keime der Dichtung unter seiner schöpferischen Hand von selbst hervorwuchs. Daß dieser keinen langen leidenschaftlichen Kampf Ottiliens wegen bestanden, findet Grimm dadurch bestätigt, daß Ottilie keine Konzeption der Leidenschaft sei. Wenn er aber weiter bemerkt, durch Ottilien widerfahre Eduard und Charlotten dasselbe, was Herrn von Stein und seiner Gattin durch ihn widerfahren sei, so widerspricht diese wunderliche Gleichung doch völlig der thatsächlichen Wahrheit, da das Verhältniß von Charlotte von Stein zu ihrem Gatten keineswegs durch Goethe gelockert wurde, sondern ganz dasselbe blieb. Und der Hauptpunkt der ganzen Dichtung, die wahlverwandte unmerkliche Anziehung in Folge ihres Zusammenlebens, findet am wenigsten einen entsprechenden Zug bei Frau von Stein, die sich so wenig unbewußt hinreißen ließ, daß sie den Dichter sehr kurz hielt, ihn bei jedem Auflodern seiner Leidenschaft von sich entfernte. Wir haben hier den in der Geschichte der Wissenschaft nicht seltenen Fall, daß man von einer als falsch nachgewiesenen, geistreich scheinenden Ansicht, statt sie ganz aufzugeben, einen Punkt festhält, um darauf eine neue zu bauen, und so pflanzt sich der Irrthum stets in neuer Gestalt fort, wenn wir nicht den ersten Keim desselben zerstören. Da, wo wir die erste Kunde von dem Plane unseres Romans erhalten, tritt er uns gleich unter der Bezeichnung von Wahlverwandten entgegen; er gehört zu den zahlreichen Stoffen, in welchen der Dichter die Entsagung darstellte; eine thatsächliche Grundlage dazu in einem besondern Ereignisse von Goethes Leben zu suchen, sind wir durch nichts berechtigt, nur daß er vielfach Entsagung hatte üben müssen, liegt wirklich vor, und dies gab der Dichtung gleichsam die Herzensweihe. Von Minna Herzlieb nahm er einzelne Züge, ohne an irgend eine Porträtähnlichkeit zu denken, wie solche ihm in allen seinen Dichtungen durchaus fern lag, da seine Charaktere Personen aus einem Stück sind, wie sie

geänderte Ausgabe letzter Hand übergingen und mit neuen noch spätere Ausgaben entstellten; erst die neuesten haben größtentheils den Text gereinigt.

II. Grundanschauung, Ausführung, Entwicklung.

Gegen Eckermann äußerte Goethe in launiger Aufregung über die ihm lästige und leidige Sucht, in allen seinen Werken die zu Grunde liegende Idee aufzuspüren: „Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden, und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen. Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darstellen, so that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entschiedene Einheit herrschen konnte. — Das einzige Produkt von größerm Umfange, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben*), wären etwa meine Wahlverwandtschaften. Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden, aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre.“ Daß die

*) Er dachte bei dieser Ausschließung der Produkte von kleinerm Umfange wohl besonders an die Erzählungen der Wanderjahre, bei denen er gleichfalls von der Idee, nicht von einer ihm gebotenen Geschichte ausging.

hier zu Grunde liegende Idee, der sehr einfache Text des Ganzen, das sechste Gebot, genauer das Wort des Heilands sei: „Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen“ (Matthäus 5, 28), hat er selbst gegen Zelter und Zauper ausgesprochen. Bestimmter werden wir als Grundanschauung die Heiligkeit und Unauflösbarkeit der Ehe bezeichnen dürfen, wie dies Mittler in seiner gewichtigen Erhebung dieses „Anfangs und Gipfels aller Kultur“ thut: sich zu trennen, fügt dieser hinzu, gebe es gar keinen hinlänglichen Grund, da der menschliche Zustand in Leiden und Freuden so hoch gesetzt sei, daß gar nicht berechnet werden könne, was ein paar Gatten einander schuldig werden, es eine unendliche Schuld sei, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden könne. Wenn aber Mittler in seiner nüchternen Predigerweise die Unstatthaftigkeit der Ehescheidung als nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens ausspricht, so ist es Ottilie, welche nicht allein mit der ganzen Innigkeit ihrer Natur die Unauflöslichkeit der Ehe empfindet, sondern auch die unverletzliche Heiligkeit derselben durch das Sühnopfer ihres unwillkürlich der Schuld anheim gefallenen Lebens herrlich bewahrheitet und verklärt. Gerade die Darstellung, wie in Ottiliens Gemüth das Gefühl der Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe urplötzlich hervorbricht und sie zu sühnender Entsagung drängt, bildet den Inhalt unserer ganzen aus diesem ideellen Keime hervorwachsenden, zu einem wunderbaren Blüthenbaume sich entwickelnden innig ergreifenden Dichtung.

Von höchster Bedeutung aber mußte in dieser Beziehung die Wahl des Charakters der Heldin sein, und gerade hierin hat der Dichter seinen Sinn und glückliche Auffassung auf das glänzendste bewährt. Daß ihm bei seiner seltsam unglücklichen Heiligen das Bild der elsässischen Ottilie vorgeschwebt, hörten wir ihn selbst (oben S. 6 f.)

äußern. Sollte sich in Ottilien die reine Naturgewalt einer auf der Gewißheit unzertrennlicher Zusammengehörigkeit beruhenden Liebe entwickeln, aber auch die blitzschnell zündende, unauslöschliche Empfindung, daß die Ehe eine heilige Seeleneinigung schaffe, deren Verletzung und Lösung, weil sie den sittlichen Grund des Daseins untergrabe, strengste Sühne fordere, so mußte sie als ein ganz innerliches Wesen erscheinen, das nur den Eingebungen eines reinen und zarten, ahnungsvoll der Stimme der Natur lauschenden, von ihrer Gewalt durchströmten Herzens folgt, als eine wahrhaft schöne Seele*), die sich in der äußern Schönheit herrlich abspiegelt. Sehen wir, wie vortrefflich der Dichter diese Anforderungen in seinem mit feinem Sinne entworfenen, so zart gewobenen und doch so sprechend wahren, lebensvoll uns anschauenden Bilde Ottiliens erfüllt hat. Ihre ganze äußerliche Erscheinung ist eine höchst wohlthuende, zur Seele sprechende. Ihr reines, gemüthliches, holdes Wesen spiegelt sich in ihren großen, schwarzen, durchdringenden Augen, die so tief und freundlich uns entgegenleuchten**); aber dieser wird erst sehr spät (II, 13) gedacht, bei der Aehnlichkeit des Kindes mit Ottilien. Der Dichter hat es mit Recht bei dieser seelenhaften Schönheit unterlassen, ihre äußere Gestalt näher zu beschreiben; wir hören zunächst nur von ihrer Schönheit, besonders ihren schönen Augen (I, 2); auch bei ihrer Ankunft (I, 6) wird nur allgemein ihrer Schönheit gedacht, erst als ihre Gestalt durch die neuen modischen Gewänder erhöht worden, heißt es, sei sie Eduard und dem Hauptmann immer mehr ein „wahrer Augentrost" geworden, eine Aeußerung, die gleichsam sinn-

*) Vgl. die Erläuterungen zu den Lehrjahren (III) S. 109.

**) Daß Goethe schwarze Augen besonders liebte, ward bereits in den Erläuterungen zu Werther hervorgehoben. Goethe gab Werthers Lotte schwarze Augen, obgleich die wirkliche Lotte blaue hatte.

lich belebt wird durch die erklärende Bemerkung: „Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehn; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung"; denn wir müssen diese Worte eher für ein begeistertes Lob der hohen Schönheit Ottiliens nehmen als für einen allgemein gültigen Satz, da ja die Folge unserer Geschichte lehrt, wie Eduard durch Ottiliens Anblick zu leidenschaftlicher, die Schranken des sittlichen Gesetzes überspringender Glut hingerissen wird. Daß Ottilie hübsch sei, besonders schöne Augen habe, das hatte Eduard schon früher bemerkt, doch war er damals so ganz von der Hast ergriffen, Charlotten endlich als Gattin heimzuführen, daß die Anziehungskraft des reizenden Mädchens dagegen verschwinden mußte. Gelegentlich wird (I, 7) erwähnt, daß Ottiliens und Eduards Hände außerordentlich schön gewesen, so daß vielleicht nie schönere sich zusammen geschlossen. Jede weitere Andeutung über ihre Gestalt fehlt, wogegen wir schon vor ihrer Erscheinung in den Briefen des Gehülfen über ihr Verhalten und ihre geistige Eigenthümlichkeit näheres erfahren (I, 3. 5). Halten wir die Schilderung von Ottiliens Gestalt mit dem zusammen, was wir von Minna Herzlieb wissen, so hatte diese nach Frommanns Beschreibung keine regelmäßig schöne Gesichtsbildung, aber ihr reiches schwarzes Haar und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangenen freundlichen Ausdruck, der auch um ihren Mund spielte, ließ nicht an das denken, was etwa fehlen mochte. Und die herangewachsene Jungfrau übte auf alle, die ihr, wenn auch nur in gewisser Entfernung, nahten, einen unwiderstehlichen Zauber. So hat also Goethe nur den eigenen Zauber der Schönheit von Minnas Gestalt auf Ottilien übertragen.

Ottiliens ganzes äußeres Wesen verräth die reinste, edelste Weiblichkeit; das Schickliche ist mit ihr geboren, wie später der Architekt treffend bemerkt. Alle ihre Bewegungen sind so natürlich und angenehm, ohne irgend eine Unruhe zu verrathen, der Abglanz einer stillen, in sich ruhenden Seele; sie tritt so leise auf, daß man ihr Gehen und Kommen kaum hört. Und scheut sie sich auch, dem, was sie innerlich quält, einen äußerlichen Ausdruck zu geben, sie trägt und duldet, ohne durch eine Gegenwirkung oder auch eine bloße Mittheilung ihres Leidens andern beschwerlich zu fallen. Selbst verletzenden Hohn, wie sie ihn von Lucianen erleiden muß, nimmt sie gelassen hin, nur kann sie es nicht verhindern, daß die innere Aufregung sich durch die ungleiche Farbe des Gesichts zu erkennen gibt, indem die linke Wange auf einen Augenblick roth, die rechte dagegen bleich wird. Auch wenn sie an Kopfweh leidet, was bei ihr häufig der Fall ist, verändert sie ihr Gesicht nicht, ja nicht einmal bewegt sie die Hand nach dem Schlafe. Es ist bemerkenswerth, daß ihr Kopfweh immer die linke Seite trifft, wie auch ihre linke Wange sich röthet; schlägt ja auch das Herz, dieser Quell ihres ganzen Seins und Wesens, an der linken Seite. Fühlt sie sich gedrungen, etwas abzulehnen, was ihrer Natur zuwider ist, so drückt sie die flachen Hände zusammen, indem sie dieselben erhebt, und führt sie gegen die Brust, wobei sie sich nur wenig vorwärts neigt und den Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht. Es erinnert dieser Zug lebhaft an Mignon, deren Herz beim Schmerze krampfhaft zusammenzuckt, so daß sie mit einem ängstlichen Schrei gebrochen hinstürzt. Sehr bezeichnend für Ottiliens seelenhaftes Leben ist ihre äußerste Mäßigkeit in Speise und Trank. Ihr wunderbar tief angelegtes, von reinster Naturempfindung durchströmtes Wesen tritt auch, außer der Beängstigung, womit sie das ihrer Seele Widerstrebende ablehnt, in ihrem eigenen Bezuge zu der mineralischen

Natur, in ihrer rhabdomantischen Eigenschaft hervor*). Der Begleiter des Lords, der zufällig gefunden, daß unterirdische Steinkohlen Ottilien Kopfschmerz verursachen, läßt sie Versuche mit dem sogenannten siderischen Pendel anstellen, der, von ihr über Markassiten (Schwefelkiesstufen) und andere metallische Substanzen gehalten, die lebhaftesten Schwingungen macht, wogegen er in Charlottens Hand nicht das mindeste Schwanken zeigt. In wiefern die neuere Wissenschaft die Erscheinungen der Rhabdomantie bestätigt, kommt hier eben so wenig in Betracht, als daß es sonst gerade nicht besonders geistige Naturen sind, an denen man die rhabdomantische Gabe bemerkt haben will. Dem Dichter war es nur darum zu thun, auf die wunderbare Tiefe und Feinheit von Ottiliens aus dem innersten Kern ihrer Natur sich entwickelndem Wesen hinzudeuten. Hierzu stimmt auch der zweimal in ihrem Leben eintretende eigenthümliche Schlummer, wo sie in einem zwischen Schlafen und Wachen seltsam schwebenden Zustand alles vernimmt, was um sie vorhergeht, und besonders alle Reden, aber ohne daß sie im Stande wäre, sich zu regen oder durch irgend ein Zeichen zu erkennen zu geben, daß sie sich ihrer bewußt fühle.

Neigung, Anhänglichkeit und Liebe durchziehen ihr ganzes so anspruchsloses, bescheidenes, sich rein hingebendes Wesen. Der für sie geschaffene Kreis ist das Haus, worin sie mit großer Gewandtheit, Pünktlichkeit und Sicherheit in ununterbrochener ruhig heiterer Thätigkeit sich bewegt, so daß sie darin wie der Geist der Ordnung zu walten scheint; so sehen wir sie denn auch, so lange nicht eine gewaltige Leidenschaft sie aus sich herausgetrieben hat, zum Leben im Freien weniger geneigt. Für alles Schöne und Edle hat sie einen stets offenen Sinn. So hat

*) Vgl. die Erläuterungen zu den Wanderjahren (IV) S. 135.

sie gleich die außerordentlich schöne Aussicht auf der obersten Fläche der Anhöhe erkannt, und ihre Aeußerung, daß hier das neu zu errichtende Haus stehn müsse, ergibt sich als die richtige, wobei denn auch wieder ihre Liebe für heimliche Stille sich verräth.

Von den Künsten fühlt sie sich besonders angezogen. Im Zeichnen macht sie die besten Fortschritte; ihre Umrisse sind rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Auch im Malen zeigt sie bei der Ausschmückung der Kapelle eben so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit. Die frommen, einfach würdigen, von mildem Menschensinne durchwehten altdeutschen Gemälde ziehen sie besonders an; bei diesen von himmlischem Leben durchglühten Darstellungen fühlt sie sich wie unter ihres Gleichen. Wenn sie auch auf das Schreiben große Sorgfalt verwendet, so bringt sie es hierin doch in echt weiblicher Weise zu keiner großen Fertigkeit und Leichtigkeit; sie schreibt langsam und steif, aber doch nicht zaghaft und ungestalt; fehlt ihr ja hier jeder innere Trieb, da ihr reines Gefühl bei ihren Musterschriften und sonstigen Arbeiten ganz unbetheiligt ist; erst als der Liebe Gewalt sich entwickelt, tritt auch in ihren Schriftzügen die freieste Gestaltung hervor, so daß sie unbewußt Eduards Handschrift auf das täuschendste nachbildet. Im musikalischen Vortrag fehlt es ihr nicht an Geschick und Ausdruck, nur begnügt sie sich mit wenigen bescheidenen Melodien, die ihrer reinen, ruhigen, aber tiefen Seelenstimmung entsprechen; einer von ihren Lieblingsmelodien legt der junge Dichter, von welchem Luciane gern gefeiert worden wäre, ein allerliebstes Gedicht unter, wie es Goethe selbst mehrfach zur Zeit seiner sesenheimer Liebe und sonst gethan hatte. Wie geschickt weiß sie den willkürlich sich gehn lassenden Geliebten zum Klavier zu begleiten! Freilich wirkt hier die Liebe, welche sich den bald zögernden bald voraneilenden Vortrag Eduards genau gemerkt hat, aber eine solche sich anpassende Begleitung setzt doch bedeutende Fertigkeit vor-

aus. Ueber Ottiliens Geschick in weiblichen Handarbeiten erhalten wir nur kurze, doch ausreichende Andeutungen. Sie weiß sich ihre Kleider selbst zuzuschneiden und sie mit geringer Beihülfe anderer schnell und höchst zierlich anzupassen. Bei dem Bestreben, die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern, greift sie gelegentlich mit ein. Mit Charlotten sehen wir sie an der für den Architekten bestimmten Weste stricken.*) Aus dem von Eduard ihr zum Geburtstag verehrten Stoffe schneidet sie sich einen vollen Anzug zurecht, den sie am Geburtstag des Geliebten anzulegen gedenkt.

Von den Wissenschaften kann sie nur das sich recht aneignen, was ihr in einem innern Zusammenhang überliefert wird, so daß sie es selbstthätig aufzufassen vermag; jedes todte Anlernen ist ihr unmöglich. „Was nicht aus dem Vorgehenden folgt, begreift sie nicht", schreibt der Gehülfe in der Pension. „Sie steht unfähig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich." So ist es sehr natürlich, daß Namen und Jahrszahlen der Geschichte sich ihr schwer einprägen, wogegen bedeutende menschliche Züge gar fest bei ihr haften. Ihr ganzes schönes Herz offenbart sich in der Rührung, die sie für den unglücklichen Karl I. von England empfindet, als er

*) Die bei dieser Gelegenheit gemachte Bemerkung (II, 7), eine solche Gabe sei die angenehmste, die ein liebender, verehrender Mann erhalten könne, da er sich schmeicheln dürfe, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit nicht ohne Antheil gewesen sein, erinnert an manche Aeußerungen in Goethes Briefen an Frau von Stein, der er einmal schreibt: „Ihre Weste trage ich bei jeder Feierlichkeit; ich möchte ein ganz Gewand haben, das Sie gewoben und gewirkt hätten, um mich drein zu wickeln." Vgl. in den Wanderjahren II, 4 und das Gedicht Magisches Netz mit den Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 359 f.

[illegible] muß, um den goldenen Kopf seines Stöckchens auf- [illegible] weder sie, sobald sie einem etwas aus den Händen fallen [illegible] gerieben fühlt, sich darnach zu bücken. So erfreut sie [illegible] in der Geographie die Beschreibung der Natur des Landes und [illegible] Bewohner, aber die politische Eintheilung behält sie nicht. Damit stimmt auch, daß ihr nur derjenige Naturforscher verehrungswerth scheint, der das Fremdeste, Seltsamste mit seiner ganzen Umgebung in dem eigensten Element darzustellen weiß (II, 7). So tritt auch hier unverkennbar ihre ganz innerliche Natur hervor, die so wenig nach äußerm Schein strebt, daß sie, wo es darauf ankommt, ihr Wissen zu zeigen, stockt und schweigt, und nichts zu wissen scheint. Mit Recht bezeichnet der Gehülfe sie als eine der verschlossenen Früchte, die erst die rechten kernhaften sind und sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln. Er allein, der sie nicht bloß als kundiger Lehrer, sondern auch mit dem Blicke der Liebe beurtheilt, und ihre Pflegemutter Charlotte wissen das gute Kind recht gut zu schätzen, und letztere lebt der Ueberzeugung, daß sie unter ihrer Leitung zu einem herrlichen Geschöpf sich heraufbilden würde, da sie in ihr ganz den Charakter ihrer Mutter, ihrerwerthesten Freundin, erkennt, welche sich neben ihr entwickelt hat.

Vergleichen wir auch hier, was Frommann von Minna berichtet, so hören wir, daß bei ihr alles in Harmonie mit dem Ebenmaaß ihrer schlanken Gestalt und der Anmuth ihrer Bewegungen, beseelt durch allgemeines Wohlwollen, bescheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfnisse und nicht ausgesprochenen Wünsche aufmerksames Wesen stand, daß sie geistig sich nur langsam entwickelte, ihr keine anhaltende strengere Verstandesarbeit zugemuthet werden durfte, sie ihr Leben lang etwas Träumerisches behielt, daß sie schüchtern, ohne Energie der Leidenschaft und Willenskraft war. Stimmen diese Züge größtentheils zu Ottilien, so fehlt dieser dagegen der von Minna

bezeugte, sich auch gegen sie selbst wendende harmlose Humor, der dem Verkehr mit ihr einen besondern Reiz gewährte. Freilich behauptet Meyer, Ottiliens leise wandelnde Gestalt, ihr einseitiges Kopfweh, ihre Mäßigkeit im Essen, ihren allen Glanz und Witz anderer weiblichen Reize überbietenden Magnetismus und manches andere habe Goethe von Minna hergenommen: aber wir vermissen hierfür jede thatsächliche Begründung, die wir unmöglich in der ganz allgemeinen Berufung auf Schilderungen und Bildnisse, briefliche und mündliche Mittheilungen finden können; wir müßten erst die Quelle dieser-Mittheilungen kennen, um ihren Werth feststellen zu können, und halten sie bis dahin für leeres Gerede, wie so vieles eben bei dieser Veranlassung verführt wurde.

Schon sehr frühe hat Ottilie ihren Vater verloren, einen braven Mann — mit Recht unterläßt Goethe jede hier unnöthige nähere Bestimmung seines Standes, — dessen Miniaturbild sie in frommer Liebe auf ihrer Brust trägt, obgleich sie ihn kaum gekannt hat. Die Mutter war dem Vater bald gefolgt, und Charlotte hatte sich der Sorge für die Waise unterzogen, sie nach ihrer Vermählung, wenn nicht erst seit dem Tode ihres Gatten, zu sich genommen. Das stimmt freilich in so fern zu Minna, als diese ihre Eltern frühe verlor, aber nicht gleich nach dem Tode derselben, sondern erst einige Jahre später kam sie als neunjähriges Mädchen zu Frau Frommann als liebevoller Pflegemutter. Der Schmerz über den Heimgang der Mutter hatte die Kleine gewaltig ergriffen, und so gerieth sie denn eines Abends in einen der oben erwähnten Schlummerzustände, wo sie, auf Charlottens Knien liegend, alle Reden vernahm, ohne sich selbst irgend regen zu können. „Damals sprachst du mit einer Freundin über mich", äußert sie selbst gegen Charlotten; „du bedauertest mein Schicksal, als arme Waise in der Welt geblieben zu sein; du schildertest meine abhängige Lage, und wie mißlich es um

mich stehn könne, wenn nicht ein besonderer Glücksstern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienest. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange Zeit gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmst, und auch noch einige Zeit hernach." Ottilie hatte das volle, reine Gefühl, daß sie der mütterlichen Freundin zu strengstem, liebevollstem Gehorsam, daß sie als aussichtslose Waise zu Bescheidenheit und demüthiger Dienstbeflissenheit verbunden sei. Noch vor Charlottens Vermählung hatte Eduard einen äußerst lebhaften Eindruck auf das damals ganz junge Mädchen hervorgebracht, das bei seinem plötzlichen Eintreten in kindischer Ueberraschung und freudigem Erschrecken über die wunderbare Schönheit seiner Erscheinung sich in den Schoß der mütterlichen Freundin versteckte. Zu ihrer weiteren Ausbildung hat Charlotte sie derselben Pension wie ihre Tochter anvertraut, wo sie mit möglichstem Fleiße dem Unterrichte folgte, da sie sich ihre Abhängigkeit ernstlich vorhielt, und Charlotten für so viele Güte und Liebe durch ihre Fortschritte wahre Freude zu machen sich gedrungen fühlte. Leider wollte ihr dieses nicht gelingen, sie blieb bei der herrschenden Unterrichtsweise hinter den übrigen Zöglingen zurück. Charlotte wußte indessen Ottiliens Wesen und Streben bestens zu würdigen, und sie blieb auf jede Weise bedacht, ihr ein sicheres Glück zu gründen. Da Eduard eben von seinen Reisen zurückgekehrt war, so hatte sie diesem bei einem Besuche die geliebte Pflegetochter vorstellen lassen und seinen Freund den Hauptmann bestimmt, ihn auf die Reize dieser holden Schönheit aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, Ottilien eine so reiche Verbindung zuzuwenden. Allein Eduard hatte damals nur für Charlotten Sinn und Neigung. Ottilie, die als Kind ein so

mächtiges Wohlgefallen an dem schönen Mann empfunden hatte, wagte jetzt kaum die Blicke zu ihm zu erheben, und gerade Charlottens Bestreben, ein näheres Verhältniß einzuleiten, scheuchte ihr jungfräuliches, nur den eigenen Eingebungen folgendes Herz in sich selbst zurück, worin die Liebe um so weniger aufknospen konnte, als sie mit ihrem feinen Sinne die Neigung des durch Rang und Vermögen hochgestellten Mannes zu Charlotten herausfühlen mußte. So durfte denn Charlotte in den Reizen des lieben Mädchens, das in demüthiger Bescheidenheit und kindlicher Verehrung zu ihr aufblickte, wenig Gefahr für den ihr treu anhängenden Gatten finden, als sie ein Jahr später Ottilien zur Aushülfe im Haushalt und zur weitern Ausbildung zu sich kommen ließ. Allein die Gewalt der Leidenschaft sollte hier unerwartet ausbrechen, und dem reinsten, edelsten, liebevollsten Herzen schaurigen Untergang bereiten.

Gleich die erste Begrüßung Charlottens eröffnet uns Ottiliens von dankbarer Liebe und reiner Anmuth erfülltes Herz. Vor ihrer mütterlichen Freundin wirft sie sich nieder und umfaßt ihre Knie, indem sie sich gern in jene Zeiten zurückversetzt, wo sie nicht höher reichte, und schon ihrer Liebe so gewiß war. In den Haushalt greift sie gleich mit Thätigkeit, Sinn, Anmuth und Liebe ein, da sie das, was zu thun ist, mit Leichtigkeit mehr fühlt als erkennt, sie alle Verhältnisse klar durchschaut, und es geht ihr alles so leicht von der Hand, daß sie Zeit genug findet, auch ihre wissenschaftliche Bildung weiter zu fördern; weiß sie ja, wie sehr sie hierdurch ihre mütterliche Wohlthäterin erfreuen kann, die nichts versäumt, sie an sich zu fesseln, ihren Geist zu heben, ihr Herz zu öffnen, damit ihr liebevolles Wesen sich der Welt in voller Pracht erschließe. Ein vortrefflicher Zug ist es, wie Charlotte sie dadurch gesprächig macht, daß sie die Unterhaltung in der französischen Sprache ihr zur Pflicht macht. War Ottilie in der Pension, wo andere sich vor ihr hervorthaten,

wo sie sich ganz allein fühlte, da nur der Gehülfe ihr geneigt war, sonst niemand sie zu fassen vermochte, war Ottilie dort immer mehr in sich versunken, so fühlte sie sich unter Charlottens liebevoller Theilnahme und Anregung, in der freundlichen Umgebung und der ihr so nöthigen häuslichen Thätigkeit plötzlich wie umgewandelt, ihre Seele frisch belebt. Das achtungsvolle Entgegenkommen der von ihrer milden Anmuth gefesselten Männer that ihrem Liebe verlangenden Herzen so wohl, besonders aber zog sie ein linder Zug zu Eduard hin, in welchem sie freilich auch den Gatten ihrer Wohlthäterin zu verehren hatte, wodurch die Dienstbeflissenheit, die sie gegen ihn vor allen zeigte, ihre äußere Erklärung und Berechtigung fand. Wie sie in jeder Beziehung seinen Neigungen und Eigenheiten *) größte Aufmerksamkeit zuwandte, so ging sie ihm auch in seiner Sorge für den Baum- und Blumengarten thätig zur Hand, wo sie sich um so häufiger mit ihm zusammen fand, als die Parkanlagen Charlotten und den Hauptmann in gemeinsamer Beschäftigung fern hielten. Eduards Herz sprach immer lauter für sie, und da es sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit vor ihr erschloß, so fand sich auch Ottilie bald zu größerer Gesprächigkeit und Offenheit ihm gegenüber getrieben; Vertrauen und Neigung wuchs von Tag zu Tage, arglos überließ man sich dem schmeichelnden Glücke, das nur auf reinstem Wohlwollen zu beruhen schien. Ein Spaziergang, auf welchem die einen Felsen leicht, ohne Furcht und Aengstlichkeit im schönsten Gleichgewicht herabsteigende Ottilie wie ein himmlisches Wesen Eduard entgegenstrahlt, entzündet seine Seele, die den Gedanken nicht ertragen kann, diesem herrlichen Wesen könne irgend ein Unfall zustoßen, und so bittet er sie, das übergroße Miniaturbild ihres Vaters von ihrer

*) Der Dichter leiht Eduard seine eigene damalige Empfindlichkeit gegen Zugluft, welcher Frau von Stein gelegentlich gedenkt.

Brust wegzunehmen. Schon früher hat es ihn häufig besorgt gemacht, daß sie so leicht durch einen Stoß, einen Fall oder eine sonstige heftige Berührung davon Schaden nehmen könne*), aber bisher hat er nicht gewagt, ihr eine solche Zumuthung zu machen: jetzt überwindet das von inniger Neigung eingegebene Vertrauen, ihre Liebe zu ihm werde sie auch dieses Opfer bringen lassen, jedes Bedenken, wenn er auch seine Bitte nur mit einigem Zaudern vorbringen kann. Und als seine Hoffnung ihn nicht getäuscht, als sie nicht ohne schwere Entsagung die Kette gelöst und das Bild, nachdem sie es gegen ihre Stirn gedrückt, dem Freunde zum Aufheben mit wärmster Anerkennung seiner theilnehmenden Sorgfalt überreicht hat, da fühlt er sich von einem ganz neuen Gefühle unaussprechlicher Wonne überströmt; darf er auch keinen Kuß auf das ihm so theure Bild drücken, so enthält er sich doch nicht, ihre Hand zu fassen und sie an seine Augen zu drücken**) — hat ihm ja ihr Blick, ihr Wort, ihr Wesen unzweideutig verrathen, daß sie von Herzen ihm geneigt sei. Durch diesen ersten Händedruck ist er wie mit magnetischer Kraft der Geliebten angeschlossen, sein Dasein in das ihrige unauflöslich verschlungen, die Kluft, welche ihn von ihr trennte, für ihn geschwunden.

Ottilie ahnt nicht, welche verbrecherische Leidenschaft sie in Eduard nährt, dessen Herz ganz ihrer mütterlichen Freundin angehört, der sie ihn nicht entreißen darf. Ungescheut gibt sie sich ihrer süßen Neigung hin. „Wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft vorausseh'n lassen, wohin sie uns führen kann?" sagt Goethe einmal bei Gelegenheit Friederikens. Eduards steigende Neigung gibt sich in so manchen

*) Man erinnere sich des Medaillons der Gräfin in den Lehrjahren (III, 12. V, 16).

**) Ganz so drückt Werther Lottens Hände an seine Augen, wider seine Stirn, wie es Goethe in der Leidenschaft sich auch bei Frau von Stein erlaubte.

äußern Zeichen deutlich genug zu erkennen. Auch Charlotten entgeht sie nicht, aber diese belächelt sie mehr als daß sie ihr gefährlich schiene, wobei freilich ihre eigene Neigung zu dem Hauptmann nicht ohne Einfluß bleibt. So lebt denn Ottilie, ohne daß irgend eine Warnung von der ihr sonst so treu rathenden Charlotte sie träfe, sich immer tiefer in das wonnevolle Gefühl der Liebe zu Eduard hinein, in welcher ihr zum erstenmale das Leben in vollem Glanz aufgeht; ihr ganzes Dasein scheint ihr nur durch ihn Werth zu erhalten, wie Eduard nur für sie denkt, fühlt, schwärmt. In diese Zeit fällt der Besuch der Baronesse und des Grafen, die in Ottiliens Gegenwart sich in leichtfertiger Weise über Ehestand und Scheidung aussprechen; keines ihrer Worte entgeht dem liebenden Mädchen, dessen Herz sich dadurch mächtig aufgeregt fühlt*), nicht als ob ihr der Gedanke an eine Trennung Eduards von Charlotten nahe getreten wäre, aber das Glück einer auf reinster Seelenübereinstimmung beruhenden Verbindung stellt sich in vollster Klarheit ihrer liebentflammten Seele dar. Ihr völliges Aufgehen in Eduard offenbart die ihm zu Liebe übernommene, mit rastlosem Fleiße zu Ende geführte Abschrift, die auf den letzten Seiten ganz seine Hand zeigt; seine Freude über diese ihr selbst unbewußte Erscheinung thut ihr innigst wohl, und als nun Eduard, aller Fassung beraubt, der seligen Ueberzeugung, daß sie ihn liebe, ihren scharf bezeichnenden Ausdruck gibt, da sinken beide in süßem Liebesrausch sich in die Arme. Die Gewißheit, daß sie für einander geschaffen, daß sie nur in einander das wahre Lebensglück zu finden bestimmt seien, durchzuckt sie, und ihre herzlichen Umarmungen fänden kein Ende, würden sie nicht

*) Bei dem zweiten Besuche jenes Paares (II, 5) erinnert sich Ottilie noch jeder Aeußerung über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen; hatte ja ihre Liebe zu Eduard in ihr schon damals die regste Theilnahme für alles erregt, was sich auf herzliche Neigung bezieht.

durch die Rückkunft Charlottens und des Hauptmanns gestört. Noch immer fällt keine Ahnung in Ottiliens Seele, daß diese Liebe verbrecherisch, daß sie ein Raub an Charlottens heiligen Rechten sei; so wenig hat sie einen Begriff vom Wesen der Ehe, deren sittliche Bedeutung ihr noch ganz fern liegt, so einzig hängt ihr ganzes Dasein an Eduard, dessen Liebe und Einsicht sie völlig vertraut. „Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen andere, findet sie sich in einem Himmel auf Erden."

Charlotte wird indessen durch die immer deutlicher hervortretenden Zeichen von Eduards wachsender Liebe zu dem reizenden, ihr innigst am Herzen liegenden Mädchen auf die drohende Gefahr hingewiesen; sie sucht deshalb Ottilien näher an sich anzuschließen, aber die verständige Frau merkt gar bald, wie tief die Liebe in die junge Brust gegriffen, so daß sie in ihrer Entfernung das einzige Rettungsmittel sieht. Eduard fühlt sich durch die Versuche, ihn und Ottilien auseinander zu halten, arg verstimmt, und so kann er nicht unterlassen, so oft er Ottilien flüchtig allein sprechen kann, sich gegen sie in bittern Tadel über Charlotten und den Hauptmann zu ergehn, wovon, bei dem Uebergewichte, das Eduard auf sie übt, die nothwendige Folge ist, daß diese sich beiden einigermaßen entfremdet fühlt. Da nimmt sich denn Charlotte endlich ernstlich vor, die immer drohendere Gefahr dem lieben Kinde zu enthüllen; doch dies will ihr, da sie sich selbst in ähnlicher schwankender Lage befindet, gar nicht gelingen. Die leisen Andeutungen, welche ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht, da Eduard, von seiner dem ersehnten Ziele sich nahe träumenden Leidenschaft hingerissen, sie leicht zu überzeugen weiß, seine Gattin habe Neigung zum Hauptmann gefaßt und wünsche deshalb eine Scheidung, die er auf anständige Weise herbeizuführen gedenke. Ganz von der Liebe verschlungen, findet sie in einer solchen

Scheidung nichts Anstößiges; ist ihr ja die Heiligkeit der Ehe noch nicht aufgegangen, die ihr ganzes Wesen aufschließende und befreiende Liebe steht ihr hoch über jeder andern Rücksicht, und daß eine Scheidung unter gewissen Verhältnissen sich von selbst verstehe, nichts weniger als anstößig sei, das hat sie früher aus den Reden des Grafen vernommen. Den Gipfelpunkt ihres Glückes soll sie in dem von Eduard zu ihrem Geburtstag bereiteten Feste feiern, wo der Geliebte es zum erstenmal wagt, in raschem Tanze mit ihr die Runde zu machen, und da ein ungewöhnlicher Vorfall die Menge entfernt, hält er sie Charlotten zum Trotz allein bei sich zurück. Wie lieblich glänzt ihr an diesem Abende die hoffnungsvolle Aussicht, Eduard nun bald ganz anzugehören, wie dieser mit leidenschaftlichster Lebhaftigkeit ihr verkündet. Aber wie glühend auch sein ganzes Wesen entflammt ist, noch immer erscheint er als der zärtlich bescheidene Liebhaber, der die seligste Wonne darin findet, an ihrer Seite sitzend, das ihr zu Ehren veranstaltete Feuerwerk auch für sie allein abbrennen zu lassen. Und als nun Ottilie, deren zartes Gemüth durch das Rauschen und Prasseln der feurigen Erscheinungen mehr geängstet als erfreut wird, sich schüchtern an ihn lehnt, da ergreift ihn, indem er in dieser Annäherung nur das Zeichen reinster Hingabe sieht, das volle Gefühl seines Glückes, welches sich ahnungsvoll auch über die schweigend ihm zugewandte Geliebte ergießt.

Allein wie tief erschüttert muß diese sich nach solchem seligen Liebesglücke fühlen, als Eduard am andern Tage, in Folge von Charlottens Vorstellungen, ohne ein Wort gegen sie zu äußern, verschwindet, und sie voraussieht, daß er längere Zeit entfernt bleiben werde. In ihrem unendlichen Leiden bittet sie Gott, sie nur diesen Tag überstehn zu lassen. Ihrer guten Natur gelingt es, den ersten grimmen Schmerz zu überwinden. Als sie sich aber nun aus ihrem Schmerze selbstbewußt wiederfindet, da fühlt sie sich wunderbar ver-

ändert; das stille Glück der Liebe ist aus ihrer Brust geschwunden, an ihre Stelle die tiefe Sehnsucht nach dem Geliebten getreten, dem sie nicht entsagen, in dessen Verlust sie sich nicht ergeben kann. Nach der Ursache von Eduards Entfernung zu fragen, wagt sie nicht; daß man diesen ihr entreißen wolle, ahnt sie und muß fürchten, man werde sie nun zunächst von hier wegbringen. Auch Charlotte meidet jedes bezügliche Gespräch, um Ottilien zu schonen; nur in gelegentlichen Bemerkungen deutet sie auf die Macht der Besonnenheit hin: aber wie könnte diese Mahnung bei Ottilien Eingang finden, welche alles nur auf Eduard und seine ersehnte Rückkehr bezieht, die Charlotte in Aussicht zu stellen nicht ermangelt. Auch deutet sie auf eine bevorstehende Heirat des Hauptmanns als eine abgemachte Sache hin, wodurch Ottilie sich sehr beunruhigt fühlen muß; denn Eduard hatte ihr ja von einer Neigung Charlottens zum Hauptmann und von einer baldigen Verbindung beider gesprochen, welche das Haupthinderniß ihrer eigenen Vereinigung hinwegräume*). Ja Charlotte sucht Ottilien an den Gedanken eines freundschaftlichen, ruhigen Verhältnisses zu ihrem Gatten zu gewöhnen, den aber ihre nur auf ihn gerichtete, einzig in ihm lebende Seele nicht zu denken vermag. Je länger Eduards Abwesenheit währt, je schwächer die Hoffnung wird, seinen Geburtstag in seiner Gegenwart zu feiern, wie er einst den ihrigen verherrlicht hatte, um so mehr nehmen Ottiliens Sorge und Unruhe überhand, die sie aus ihrer stillen Häuslichkeit heraus ins Freie, ja auf den See locken, wo sie, auf schwankem Kahne treibend, sich weit hinweg, in die Nähe des Geliebten träumt. Ihre immer mehr schwindende Aussicht auf eine fröhliche Vereinigung mit dem Geliebten

*) Wenig angebracht dürfte die bei dieser Gelegenheit hinzugefügte Bemerkung (I, 17) sein: „Durch alles dies vermehrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, scharfsinnig, argwöhnisch geworden, ohne es zu wissen."

Leben durchschneidende Schmerz steigert sich hier zur bittersten Schärfe, ihr Leiden hat den Höhepunkt erreicht, und sie müßte der wildesten Verzweiflung zum Opfer fallen, erhöbe sich in ihr jetzt nicht jene hohe sittliche Kraft, welche die leidenschaftliche Naturgewalt überwindet.

Diese Umkehr von Ottiliens schrankenloser Leidenschaft wird durch Charlottens Niederkunft eingeleitet, von der Mittler eine Wiederherstellung des getrennten Ehebundes erwartet, da seine nüchterne Seele Eduards Leidenschaft eben so wenig zu ermessen vermag wie Ottiliens unbezwingliche Seelenneigung. Mit Herzlichkeit begrüßt diese den Neugeborenen, der ja Eduards Sohn ist, wenn sie auch vergeblich die Züge ihres Geliebten in ihm sucht. Sie theilt auch Charlottens Freude, und ihr wohlwollendes Herz erkennt in dem Kinde ein neues Einigungsband zwischen den Gatten, wie wenig sie auch ihre eigene Trennung vom Geliebten zu fassen vermag. Daß mit dieser ihr ganzes Leben dahin sei, drängt sich ihr mit schauerlicher Gewalt in dem Augenblick auf, wo der alte Geistliche eben nach der Taufe des Kindes todt zusammensinkt; mit einer Art Neid schaut sie auf den Verblichenen, da auch ihr der Tod jetzt nur eine Wohlthat scheint. Allein diesen düstern Betrachtungen ihres unerträglichen Schicksals entreißt sie die zerstreuende Sorge für das Haus und das Kind, dem sie sich mit voller Seele widmet, besonders da der nach langer Erwartung endlich rasch eintretende Frühling in ihrem geliebten Garten frisches Leben wach ruft. Erinnert sie hier ja alles an ihren Eduard, an dessen Seite sie vor einem Jahre hier der Blumen und Bäume gewartet hatte, an ihr ganzes mit ihm genossenes Liebesleben, dessen Verlust sie wehmüthig beklagen muß, aber ohne sich diesem Gefühle ganz hinzugeben. Sie überträgt jetzt ihre innige Liebe auf den Knaben, dessen Glück wie ein holder Traum vor ihrer Seele schwebt. Wie aber könnte dieser froh dem Leben entgegen-

wachsen, wenn nicht der Eltern liebevoll einiges Zusammenleben ihn beglückte, ihn leitete, ihn auf allen Wegen freundlich förderte! So erkennt sie denn die Nothwendigkeit, daß ihre Liebe zu Eduard, um sich zu vollenden, uneigennützig sein, daß sie ihm des Knaben wegen entsagen müsse, und in manchen Augenblicken fühlt sie sich schon stark genug, diese Entsagung zu üben, den Freund ihrer Seele nie wiederzusehn, weiß sie ihn nur beglückt; doch den Gedanken, je einem andern anzugehören, weist sie als Verrath ihres heiligsten Gefühles mit Widerwillen zurück. Durch die Aeußerungen des bei Charlotten einsprechenden Lords wird die Ueberzeugung, daß sie Eduard entsagen und alles zu seiner Wiedervereinigung mit der Gattin beitragen müsse, zum festen Entschluß getrieben, ihren Schmerz und ihre Liebe an einem stillen Orte zu verbergen, wo sie durch irgend eine Art von Thätigkeit sich diesen beängstigenden Gefühlen entziehe; denn hatte schon die Bemerkung, daß Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle und Nothwendigkeit den Menschen so oft von seinem fest gegründeten häuslichen Sitze wegtreiben, sie an Eduards Verbannung bitter gemahnt, der gerade durch die Liebsten und Nächsten in die fremde Welt gedrängt werde, hatte sich ihr die Nutzlosigkeit von allem, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, in schauerlichster Klarheit enthüllt, so schaute sie bei des Lords Schilderung des raschen Hin- und Hereilens nur Eduard vor sich, dessen Beschwerden, Entbehrungen und Leiden sie auf die selbstquälerischste Weise sich ausmalen mußte, so daß sie kein kümmerlicheres und jämmerlicheres Leben sich zu denken vermochte.

So ist es denn die Sorge für Eduards herzlich geliebtes Kind und das Unglück seines heimatlosen verzweifelnden Herumschweifens, was der durch den Schmerz erhobenen Dulderin die Entsagung zur Pflicht zu machen scheint: um ihrer Liebe selbst willen fühlt sie sich gedrungen, ihre Liebe aufzuopfern; hängt ja ihre ganze Seele nur

dem einzigen Manne nach, dessen Glück allein ihr Glück. Daß dieser nie auf ihre Liebe zu verzichten vermöge, daß die innigste Vereinigung mit ihr sein Lebensodem sei, das kann ihr, bei der leidenschaftlichen Hast, ihn nur wieder beglückt zu sehn, gar nicht in den Sinn kommen, wie tief sie es auch empfinden müßte, hätte sie nicht allen ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben. Daß ihre Liebe zu Eduard verbrecherisch, daß die Ehe ein heiliges, unverletzliches Band sei, dieses Gefühl ist ihrer Seele noch immer fremd geblieben; in ihrem Herzen es zu erwecken, bedarf es eines gewaltigen Schicksalsschlages.

Eduard überrascht die Geliebte, als sie am See sitzt, in ein ihr zartes Gemüth ganz hinreißendes Buch vertieft, während das Kind ruhig neben ihr liegt. Er stürzt auf sie zu, fällt ihr zu Füßen, bittet sie um die Einwilligung zu ihrer Verbindung, welche die schon eingeleitete Scheidung mit Charlotten ermöglichen soll. Ottilie aber weist ihn und seine Liebkosungen zurück, indem sie auf das Kind hindeutet, welches die unzertrennliche Verbindung der Eltern dringend fordere. Und als Eduard dieses als die Frucht eines doppelten Ehebruches bezeichnet, da sich ihm die Aehnlichkeit mit dem Major und Ottilien erschütternd aufdrängt, auch da will Ottilie noch von keiner Annäherung wissen, bis Charlotte ihr Schicksal entschieden habe; dieser darf sie nicht vorgreifen, nur wenn diese ihre Ansprüche auf Eduard aufgibt, kann sie die Seine werden. Die leidenschaftliche Hast, womit sie den geliebten Mann von dannen treibt, dessen Nähe ihr so unendlich wohlthuend und doch so beängstigend ist, der innige Ausdruck ihrer wundersam aufgeregten Seele, die ihr ganzes Wesen erfassende und gleichsam verklärende Bewegung, alles dieses entzündet Eduard so gewaltig, daß er sich von ihr nicht trennen kann, ohne, vom überflutenden Gefühle ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit fast willenlos hingerissen, sie fest in seine Arme zu

schließen. Und wie vermöchte das von der urplötzlichen Erscheinung des ihr ins Herz gewachsenen Mannes ganz außer sich gesetzte Mädchen dem elektrisch sie durchzuckenden Liebesstrahle zu widerstehn! Sie umschlingt den Auserwählten ihres Herzens, dem sie schon ganz entsagt, der ihr schon für verloren gegolten hatte, mit ihren Armen und drückt ihn auf das zärtlichste an ihre Brust. In diesem seligen Umfangen schwinden alle ihrer Verbindung entgegenstehenden Hindernisse vor ihrer in eine andere Welt entrückten Seele. „Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich."

Kaum ist Eduard weg, so fühlt Ottilie sich von einer ahnungsvollen Verwirrung ergriffen; es sind die ersten leisen Regungen ihres Schuldbewußtseins, das sie angstvoll durchbebt, sie hastig forttreibt, ihre Sinne fieberhaft umzieht, und in dieser fürchterlichen Aufregung ihres pochenden Herzens ereilt sie die herbe Strafe ihrer Schuld; das Kind stürzt durch einen unglücklichen Zufall in den See und ertrinkt. In bitterster Verzweiflung wendet sich ihr brünstiges Flehen zum Himmel, und fällt, als sie alle Rettung verloren sieht, gebrochen in sich zusammen. Aber aus dem tiefen, ihr innerstes Wesen erschütternden Schmerz entwickelt sich der reine sittliche Sinn, der die unverletzliche Heiligkeit der Ehe als den Grundstein alles Lebens erkennt, so daß sie ihre Hingabe an Eduard als ein schauerliches Verbrechen gegen die göttliche Weltordnung büßen zu müssen glaubt. Als sie auf Charlottens Knien in schlummerähnlicher Erstarrung liegt, vernimmt sie, wie diese sich Schuld gibt, durch ihr Zaudern und Widerstreben das Kind getödtet zu haben, und nun unbedenklich in die Scheidung willigen will, da Ottilie ohne den

Geliebten nicht zu leben vermöge, das Schicksal diese Verbindung sich hartnäckig vorgesetzt habe. Allein Ottilie schaudert vor Charlottens trostloser, die menschliche Freiheit vernichtender Schicksalsansicht zurück, welche unter dem Scheine, sich in das Unvermeidliche zu fügen, im blendenden Gefühl eigener gefaßter Aufopferung das Verbrechen heiligt, indem sie die Unauflösbarkeit der auf tiefstem sittlichen Grunde beruhenden Ehe verkennt. Auf schreckliche Weise hat Gott ihr durch den Tod des Kindes die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen sie befangen gewesen, und sie ist entschlossen, die Schuld, in welche sie arglos hineingerathen ist, streng zu büßen. Hatte sie bisher in allen Dingen nur ihrem guten Geiste Folge geleistet, so ist sie hier zum erstenmal von der rechten Bahn abgewichen, indem sie sich der schmeichelnden Leidenschaft ergab, die ihr reines Gefühl übertäubte; das traurige Ereigniß zeigt ihr ihren Irrthum und klärt sie über die Heiligkeit der eine unzertrennliche Einigung begründenden Ehe auf. Weit entfernt ist sie, diese auf so schreckliche Weise gewonnene Ueberzeugung als einen unumstößlichen Lehrsatz hinzustellen, aber sie tritt aus allen ihren Aeußerungen unverkennbar hervor, wie sie denn auch die Hoffnung, welche Charlotte dem Major auf eine mit ihr einzugehende Verbindung gemacht hat, ausdrücklich als eine frevelhafte bezeichnet. So fühlt sie denn in dem früher gefaßten Entschlusse, Eduard nie anzugehören, sich unerschütterlich; hatte sie damals die Liebe zu diesem und dem Knaben bestimmt, ihr eigenes Glück aufzuopfern, so hat ihr jetzt der Tod des in Schuld gezeugten Kindes die Heiligkeit der Ehe, das Verbrecherische ihres Verhältnisses zu Eduard gezeigt; das Kind hat, weil es die Frucht von Eduards frevelhafter Liebe war, im See seinen Tod gefunden, und zwar unmittelbar nach dem Augenblicke ihres höchsten hoffnungstrunkenen Liebesglückes. Sie droht jetzt, ihr Vergehen, ihr Verbrechen in demselben See zu büßen, sollte Charlotte je in eine Ehescheidung willigen, da sie diese für

eine Verletzung des heiligsten Bandes hält, die ihr eigenes Verbrechen ins ungeheure steigern würde. Die Hand des Schicksals hat sie hart getroffen, sie hat sie in ein Verbrechen verwickelt, dessen fürchterliche Tiefe sie erst jetzt erschaut; die Schuld, in die sie mit reinem Sinne gerathen, muß sie durch völlige Entsagung sühnen. Fest steht ihr, daß sie den Ort, wo sie so viel genossen und gelitten, verlassen, daß ein so seltsam unglückliches Wesen sich dem Anblick der Welt entziehen müsse, und nur in einer würdigen, heiligen Thätigkeit die wahre Seelenruhe wiederfinden, ja sich gegen den Andrang der finstern Schicksalsmächte sicher stellen könne. Und so ist sie denn entschlossen, als Erzieherin in die Pension zurückzukehren, indem sie es als eine glückliche Bestimmung betrachtet, andere auf freundlichem Wege zum Leben heranzubilden, nachdem das Schicksal sie so sonderbar erzogen. Dieser Entschluß gießt unendliche Ruhe und lichteste Klarheit über ihre Seele, sie fühlt sich in einer andern höhern Welt, aller leidenschaftlichen Verwirrung entrückt, und so kann sie Charlotten, die noch immer Eduards Drohungen fürchtet, ohne Bedenken das Versprechen geben, sich mit dem Geliebten, wenn er sich zu ihr drängen sollte, nie mehr einzulassen, selbst nicht in eine Unterredung.

Allein die Hoffnung, daß sie fern vom Geliebten, abgeschieden von der Welt, in einer glücklichen Thätigkeit ihr Leben verwerthen könne, soll leider nur ein schöner Traum bleiben, dessen Erfüllung ihr das Schicksal verwehrt. Unerwartet erscheint ihr Eduard, der sie durch einen Brief auf seine Anwesenheit vorbereiten wollte, aber durch einen seltsamen Zufall gezwungen wird, gleich persönlich vor sie zu treten. Daß sie ihm nicht angehören dürfe, ist ihr freilich eben so gewiß, als sie sich verpflichtet fühlt, ihr Charlotten gegebenes Versprechen auf das pünktlichste zu halten: aber weist sie auch die Frage, ob sie die Seine werden könne und wolle, mit der Gebärde entschieden-

ſter Abneigung zurück, ſo übt doch der Anblick des von feurigſter Lieb durchzuckten Mannes gerade auf dem Scheideweg ihres Lebens eine ſolche Gewalt über ihr Herz, daß ſie die Unmöglichkeit fühlt, fern von ihm zu leben, und ſo faßt ſie den Entſchluß, ihn zu Charlotten zurückzuführen und dort ihr Leben in ſeiner beglückenden Nähe zu enden; kann ſie auch ſeiner holden, magnetiſch wirkenden Nähe nicht entbehren, ſo fühlt ſie ſich doch zur Entſagung genöthigt, und da ſie ihr Herz nicht zu bezwingen vermag, ſo opfert ſie das Leben ſelbſt, aber nicht auf eine gewaltſam zerſtörende Weiſe, ſondern indem ſie ſich der zur Friſtung des natürlichen Daſeins nöthigen Nahrung ganz enthält, und ſo allmählich hinſtirbt, immer Blick und Herz an dem nahen Geliebten weidend, doch kein Wort ſoll je mehr über ihre Lippen treten. So wird ſie denn zu gleicher Zeit zur Blutzeugin der mit dem Leben innigſt verwachſenen Liebe und der Heiligkeit der Ehe; iſt jene auch ein unveräußerlicher Theil ihres Lebens, ſo gilt ihr dieſe doch bei weitem höher. Ottiliens tiefe, reine Natur erkennt, daß das Sittengeſetz über dem Naturgeſetz ſtehe, und ſo feiert dieſes in ihrem freiwilligen Aufgeben des Lebens ſeinen ſchönſten Sieg, da es ja in ihrer Macht ſtand, durch eine von Charlotten ſelbſt gewünſchte Verbindung mit Eduard dem glühenden Naturtriebe die reichſte Befriedigung zu ſchaffen. Unmöglich hätte Goethe auf eindringlichere Weiſe die Heiligkeit der Ehe zur Erſcheinung bringen können als in Ottiliens Bilde, dieſer ganz von der Natur beherrſchten Seele, aus deren innerſter Tiefe ſich alles ſo rein und klar entwickelt, die nichts Fremdes in ſich aufzunehmen vermag, alles aus dem geheimnißvollen Born ihres Weſens ſchöpft. Daß gerade dieſe Naturſeele von dem Gefühle der Unverletzlichkeit der Ehe ſo allgewaltig ergriffen wird, daß ſie der ſie ganz beherrſchenden Liebesleidenſchaft zu entſagen vermag, dies beweiſt mehr als alles, wie tief die Heiligkeit der Ehe in der menſchlichen Bruſt und der göttlichen Weltordnung begründet

liegt. Ottilien hat man in ihrer Jugend unter den Zehngeboten auch das Verbot des Ehebruches überliefert, aber bei einer solchen nur aus sich selbst sich entwickelnden Natur gingen alle derartigen Satzungen wirkungslos vorüber; erst in dem Augenblick, wo nach der Szene mit Eduard das Kind, die Frucht eines doppelten Ehebruches, ertrunken ist, geht ihr die Heiligkeit der Ehe und die Größe ihres Verbrechens auf, und von welchem schaurigen Schrecken fühlt sie sich erschüttert, als der ungeschickte Mittler in ihrer Gegenwart des Verbotes: „Du sollst nicht ehebrechen!" gedenkt, und die Ehrfurcht vor der ehelichen Verbindung scharf hervorhebt! Es ist einer der vielen so außerordentlich wirksamen Züge des Romans, daß gerade diese zufällige Erwähnung des sechsten Gebotes der durch die bisherige Verzichtung auf alle Nahrung geschwächten Natur Ottiliens den Todesstoß geben muß. Ihr letztes Wort — denn in diesem Augenblick glaubt sie ihres Gelübdes entbunden zu sein — ist die an Eduard gerichtete Bitte: „Versprich mir zu leben!" da sie noch immer an die Möglichkeit denkt, dessen Verhältniß zu Charlotten wieder herzustellen, was auch immer ihr Herz dagegen reden mag.

Es ist Zweifel erhoben worden, ob Ottiliens Tod ein Selbstmord oder die Folge eines nicht mehr auszugleichenden Mißverhältnisses zwischen Leib und Seele sei, woraus ein unüberwindlicher Ekel gegen alles Stoffliche sich entwickle, und für letzteres hat man die frühern Hinweisungen auf Ottiliens übergroße Mäßigkeit in Speise und Trank angeführt, ja auch den Abscheu, womit sie sich abwendet, als man ihr zuletzt eine Tasse mit Kraftbrühe reichen will. Aber ein freiwilliges Aufgeben des Lebens ist durchaus gefordert, um den Sieg der Sittlichkeit über die Naturgewalt zur Anschauung zu bringen, und diesen Entschluß muß Ottilie schon in dem Augenblicke gefaßt haben, wo sie sich zu Charlotten zurückfahren läßt. Auch deutet alles darauf, daß sie sich hierzu wirklich ermannt hat, besonders die

ängstliche Weise, wie sie die Ihrigen zu täuschen sucht, indem sie diesen ihre Enthaltung von aller Nahrung verheimlicht. „Dringt nicht in mich", schreibt sie, „daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trank genießen soll, als ich höchstens bedarf*). Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg! Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her." Freilich wird man den Selbstmord eben so wenig als eine solche Täuschung für sittlich halten dürfen, aber man verzeiht es mit innigster Rührung einer vom Schicksal so schwer belasteten Seele, wenn sie in dem Kampfe mit der Leidenschaft keinen andern Weg findet, um die sittliche Idee zu retten. Die Naturgewalt hat sie unwiderstehlich in Eduards Nähe getrieben, dem sie nicht angehören darf, dessen Ehe ihre Gegenwart stört; da bleibt keine andere Wahl, als ohne Gewaltthat ihr Leben zu enden und an der Natur selbst zu strafen, was die Natur verbrochen. Das ungeheure auf ihre Seele gewälzte Unglück erdrückt sie, aber sie sühnt auf schönste Weise das Gesetz der Sittlichkeit, deren ewige Stimme die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe mahnend lehrt. Wenn der Dichter von Ottiliens Leiche Erquickung und Heilung manchen Gläubigen zufließen läßt, ohne irgend auf eine übernatürliche Wirkung hinzudeuten, die er vielmehr geradezu ausschließt, so ist dies gleichsam ein Ersatz des Schicksals für die schweren im Leben ihr aufgelegten Prüfungen, wie in des Sophokles Oedipus auf Kolonus der unglückliche Dulder, der wider Wissen und Willen in die schwere Schuld hineingezogen worden, zur Sühne für so viel Wehe lebend zur Unterwelt hinabsteigt und sein Grab den Athenern zum Segenspfande wird. Wenn

*) Beides umfaßt das „strenge Ordensgelübde", das sie nicht mit Ueberlegung, sondern vom Gefühl durchdrungen über sich genommen, und das ihr, eben weil sie nur ihrem Herzen gefolgt ist, gar nicht unbequem fällt.

Goethe am Schlusse auf die selige Wiedervereinigung der beiden Liebenden im jenseitigen Leben hindeutet, wo sie der auf Erden durch widriges Schicksal verwehrten Liebe sich vollauf erfreuen werden, indem er einer dem frommen Glauben so wohlthuenden Vorstellung von dem frohen Wiedererwachen nach der Erfüllung der Zeiten folgt, so löst sich in diesem hoffnungsvollen Lichtblicke der ergreifende Schmerz um die hehre Dulderin der Liebe lieblich beruhigend auf, wenn auch nicht zu leugnen steht, daß diese Anschauung dem den ganzen Roman durchziehenden freiern, naturalistischen Geist fremd und in dieser Beziehung nicht ohne Anstoß ist.

Wir haben die Geschichte Ottiliens, die den eigentlichen Inhalt des Romans und die Trägerin der ihn durchziehenden Idee bildet, in ihren Grundzügen dargestellt. Alles übrige ist wundervoll auf diese Entwicklung berechnet, die es begründet, stützt und hebt. Das gilt ganz besonders von den übrigen Charakteren. Wenden wir uns zunächst von Ottilien zu ihrem Geliebten. Eduard ist eine durchaus weiche und schwache, offene und rasche Natur, der jede Kraft des Willens abgeht, die nur stark in der rücksichtslosen Leidenschaft ist. Mit argloser, kindlicher Freude gibt er sich allen ihn anmuthenden Eindrücken hin, ohne daß irgend etwas tief in ihm haftete, sein Wesen zu lebendiger, die ihm verliehene Kraft aufwendender Thätigkeit anspannte; nur der Laune hängt er eigensinnig nach und verfolgt sie mit hartnäckiger Lust, die aber nicht lange vorhält, sondern gar bald anderer Anziehungskraft weichen muß. Sein ganzes Thun und Wesen ist liebhabermäßig, da ihm jede tiefere Erregung fehlt, woher er denn unmöglich mit entschiedener, ihres Zweckes bewußter, ihm unverrückt nachstrebender Ausdauer irgend etwas durchzusetzen vermag. So ist er das gerade Gegentheil von Ottiliens ganz innerlicher Natur, die sich rein, mit voller Nothwendigkeit aus sich entwickelt, nur das ergreift, was

ihrem Wesen gemäß ist, und es mit lebendigster Kraft durchempfindet. Wenn aber Eduard und Ottilie sich so unwiderstehlich von einander angezogen fühlen, so tritt hier gerade die Nothwendigkeit gegenseitiger Ergänzung hervor, die so häufig die Liebe vermittelt*), wobei es freilich an Verbindungspunkten nicht fehlen darf, wie sie hier in reiner Gemüthlichkeit, edelstem Sinne und sprechender Schönheit gegeben waren. Freilich stellt sich auch in Charlottens verständiger, taktvoller Natur ein ergänzender Gegensatz zu Eduards weicher Schwäche dar, aber diese kann ihn nicht nachhaltig anziehen, nicht unwiderstehlich hinreißen und fesseln, gleich Ottiliens ahnungsvoll sich öffnender, von allen Reizen natürlichster Anmuth umflossener Seele, wie diese durch Eduards kindlich reine Hingabe, seine offene Raschheit lieblich getroffen und dem eben so schönen als liebevollen, durch ihr reines Wesen entzündeten, in reichem Glanze ihr entgegentretenden Manne zugeeignet wird; denn wie Ottilie in ihm, so findet Eduard in dieser zum erstenmal sich und ein ihn erfüllendes Ziel seines glühend entflammten Strebens.

Eduards Erziehung und Bildung hatte seine weiche Schwäche mächtig genährt. Hätte ihn das Leben frühe zu Kampf und Entbehrung genöthigt, so würde sein edler, schönster Menschlichkeit zugewandter Geist mehr Halt und Festigkeit gewonnen, er die launenhafte Leidenschaft zu beschränken, sich zu rüstig wirkender Thatkraft zu ermannen gelernt haben. Statt dessen sehen wir ihn als einzigen Sohn reicher Eltern früh verzogen und verzärtelt, so daß er sich nichts zu versagen vermag. Am Hofe findet der schöne junge Mann ausgezeichnete Aufnahme; seine Aufmerksamkeit zieht die gleich-

*) Charlotte deutet hierauf bei dem Gespräch über Wahlverwandtschaften (I, 4). „Entgegengesetzte Eigenschaften", bemerkt sie, „machen eine innigere Verbindung möglich." Vgl. die Erläuterungen zu Hermann und Dorothea (I) S. 74 f.

falls durch reiche Anmuth hervorragende Charlotte auf sich, deren verständiges, wohlwollendes Wesen ihn eine Zeit lang fesselt, aber seine launische Eitelkeit kann die Prüfung nicht ertragen, welche die ängstliche Zurückhaltung der Geliebten ihm auflegt, und so erkaltet dieses reizende Verhältniß. Wir sehen ihn darauf im Heere, aber auch hier hält er es nicht lange aus, da die „militärischen Halbheiten", der Mangel an jeder wirklichen Thätigkeit, weil im Frieden alles nur Kriegsspiel ist, ihm beschwerlich fallen. Seine Eltern bestimmen ihn, einer viel ältern, aber reichen Frau seine Hand zu geben, was ihm nicht schwer fällt, da ihn keine entschiedene Leidenschaft fesselt, sein weiches, gutmüthiges Herz nicht gern dem dringenden Wunsch des habgierigen Vaters widerstreben mag, und er hoffen darf, durch eine solche Verbindung bald zu erwünschter Selbständigkeit zu gelangen. Seine Gattin suchte sein gutes Betragen durch größte Freigebigkeit zu erwiedern. Da sie bald darauf starb und ihm ihr großes Vermögen hinterließ, so begab er sich auf Reisen, die Eduards Hange nach Abwechslung und Veränderung die reichste Nahrung boten, wie sie seinem, wenn auch nichts Uebertriebenes, doch vieles und vielerlei verlangenden Geiste besonders zusagten. Aber auch der Reisen wird er endlich überdrüssig, und so kehrt er nach einigen Jahren auf sein Erbgut zurück, dessen neue Einrichtung seine nächste Thätigkeit in Anspruch nimmt. Zufällig findet er Charlotten als Wittwe wieder, und sogleich sieht sein rasch entzündlicher, zu schmeichelnden Ahnungen geneigter Geist in diesem Zusammentreffen einen Wink des Schicksals, daß sie beide für einander bestimmt seien, daß ihre frühere Neigung ihre Erfüllung finden müsse, woher er nicht eher ruht, bis er Charlotten die Seine nennen darf. Daß sein hartnäckiger, verehrungsvoll der schönen Frau ergebener Sinn dabei Ottiliens aufblühende Schönheit ganz übersieht, ist seiner Leidenschaft durchaus gemäß. Eine schöne Aussicht malt sich vor seinem

hoffnungsvollen Blicke; ganz will er jetzt der Gattin und sich leben, an ihrer Seite von der Unruhe eines unbefriedigt umgetriebenen Lebens ausrasten, seine Güter auf das sorglichste verbessern und verschönern, seine Reisetagebücher der Geliebten mittheilen und daraus ein erfreuliches Ganzes zusammenstellen, er hofft sich ein auf jede Weise behagliches Familienleben zu gründen.

Kurze Zeit ist seit der Vermählung den glücklichen Gatten verflossen, von denen Eduard im Garten, Charlotte in den Parkanlagen eine erfreuliche Thätigkeit gefunden hat, als ersterer, den schon wieder eine unbewußte Unbehaglichkeit beschleicht, den Hauptmann heranziehen möchte, um die längst gewünschte Ausmessung des Gutes und der Gegend zu besorgen und bei der von Charlotten in Aussicht genommenen Selbstverwaltung der Ländereien förderlich einzugreifen. Von Charlottens Seite wird Ottiliens Uebersiedelung in Anregung gebracht, wozu Eduard aus vollem Herzen einstimmt. Aber kaum ist diese erschienen, als sein Herz zum erstenmal von nie geahnter Glut ergriffen wird; war seine Neigung zu Charlotten nur Wohlwollen und Wohlgefallen gewesen, so fühlt er jetzt alle seine Sinne dieser wunderbaren Erscheinung zugewandt. Vortrefflich schildert der Dichter den ungeheuren Eindruck, den die junge Schöne auf Eduard übt, in der Aeußerung, welcher dieser am andern Morgen gegen Charlotten thut, Ottilie, die an der Unterhaltung gar keinen Theil genommen hatte, sei ein freundliches, unterhaltendes Mädchen. Unbewußt wird die glühende Neigung immer mächtiger; „in der Unschuld seines Herzens" (I, 10) ahnt er nicht, zu welcher gefährlichen Höhe die Leidenschaft allmählich in ihm heranwächst, alles dünkt ihm nur ein kindliches Spiel, bis er sich von grausamer Schuld befangen sieht. Die Schilderung, wie die bisher unter der Hülle liebender Theilnahme an dem reizenden Pflegekinde verborgen hinschleichende Leidenschaft als verbrecherische Flamme hervorschlägt, ist meisterhaft gelungen.

Vortrefflich erfunden ist der Besuch des Grafen und der Baronesse, der einen unlautern Geist in das Haus bringt. Ihre frech die Heiligkeit der Ehe verletzenden, sie als einen bloßen bürgerlichen Verband herabsetzenden Reden schüren die Glut in Eduards sehnsüchtiger Seele, die sich über die Hindernisse einer Verbindung mit Ottilien leicht hinweggehoben fühlt. Der übermäßig genossene Wein, der freiere Scherz mit Ottilien, die lüsterne Unterhaltung mit dem Grafen und dessen Begleitung zu der nächtlichen Zusammenkunft mit der Baronesse regen seine Sinnlichkeit gewaltig auf. Da hört er zufällig zu seinem höchsten Entzücken, daß Ottilie noch in tiefer Mitternacht ihm zu Liebe beim Abschreiben sitzt; er möchte zu ihr, um sie noch einmal zu sehn und sich mit eigenen Augen von der seiner glühenden Neigung so sehr schmeichelnden Aufopferung des Mädchens zu überzeugen; aber von dem Gange, wo er sich befindet, führt kein Weg in das von dieser bewohnte Halbgeschoß. Und doch kann er sich nicht beruhigen, er muß seine volle Freude über diese Entdeckung ausströmen lassen. Er befindet sich am Schlafzimmer seiner Gattin; die Unterhaltung mit dem Grafen, der ihren schönen Fuß und die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung gepriesen hatte, tönt in seiner Seele wieder, er muß zu der Gattin, die sein erstes Klopfen überhört, wodurch er nur dringender wird; die verschämten Reize der bewegten Frau überwältigen seine aufgeregte Seele, er schließt sie in seine Arme — aber in der Dunkelheit schwebt seinen verwirrten Sinnen plötzlich Ottiliens Bild vor der Seele, sie glaubt er in seinen Armen zu halten, und kann er sich auch der wirklichen Gegenwart nicht ganz erwehren, unterhält er sich auch in frei scherzenden Reden mit seiner Gattin, so schweifen seine Gedanken doch immer zu Ottilien zurück. Erst als er am Morgen an Charlottens Busen erwacht, erkennt er seine Schuld, die Sonne scheint ihm ein Verbrechen zu beleuchten. Man hat sich vor diesem Verbrechen entsetzt, es

als jeden reinen Sinn verletzend verworfen, ja es für unsittlicher als einen wirklichen Ehebruch erklärt. Aber ist es denn eine bewußte Schuld, wie ein wirklicher Ehebruch, oder bloß eine sittliche Schwäche, zu welcher die Umstände ihn fast unwillkürlich hinreißen, ohne daß die trunkene Leidenschaft ihm sein Verbrechen, ehe es geschehen, zum Bewußtsein brächte. Eduards unverdorbener Sinn kann sich nicht verhehlen, daß das reine Verhältniß zu seiner Gattin befleckt sei, daß in den heiligen Bund, worauf das Familienleben beruht, sich eine Leidenschaft eingeschlichen, welche die von der Natur weise geordnete Hingabe der Gatten an einander entweiht, daß er wirklich, was er nicht gewollt, nicht geahnt, einen sittlichen Ehebruch begangen. Allein schaudert er auch bei der ersten Entdeckung zurück, das Gefühl der Heiligkeit der Ehe, wenn auch von Jugend auf in ihm genährt, ist doch keineswegs so tief in seine Seele gedrungen, daß es der sein ganzes Wesen erschütternden, den einzigen Lebenspunkt seines Denkens und Fühlens bildenden Leidenschaft Widerstand zu leisten vermöchte, ja, um so unbehaglicher er vom Gefühle der Schuld gestört wird, um so willenloser überläßt sich sein an keinen Widerstand gewöhntes Herz der verbrecherischen Glut.

Als er am Morgen beim Frühstück erscheint, tritt er gleichsam beschämt und reuig vor Ottilien, daß er das ihr gebührende Recht einer andern eingeräumt habe: so sehr hat die Leidenschaft schon das Gefühl seiner Schuld übertäubt, daß ihm nur Ottilie ein Recht an ihn zu haben scheint, wogegen er die freventliche Verletzung des heiligsten Bundes nicht in Anschlag bringt. Ottilie beherrscht jetzt alle seine Sinne, ihr Bild läßt ihn nirgends ruhen; ihr nahe zu zu sein, verläßt er die Gesellschaft, und als sie nun am Abende zu ihm tritt, ihm die Abschrift übergibt und er zu frendigster Ueberraschung auf den letzten Seiten seine eigene Hand zu erkennen glaubt, in diesem Augenblick, von der Ueberzeugung ihrer Gegenliebe hell

durchleuchtet, wie vermöchte er da noch das Geständniß seiner Liebe zurückzuhalten! Ottilie erwidert seine herzliche Umarmung: ein neues Leben geht dem von der Leidenschaft berauschten Paare glänzend auf, der Bund der Herzen ist geschlossen, Eduards Ehebruch vollendet.

Aber dieser ist weit entfernt, nun die nothwendige Folge des neubegründeten Verhältnisses zu ziehen, die Scheidung von der Gattin zu betreiben; dazu ist er zu schwach, zu gutmüthig, zu sehr von überströmender Liebe und jubelnder Freude hingerissen, die sich in seiner Unterhaltung beim gemeinschaftlichen Abendessen und in seinem nächtlichen Umherschweifen kund geben*). Dadurch gerade steigert sich das Verbrecherische des Verhältnisses, daß Eduard äußerlich die Verbindung mit Charlotten aufrecht hält, keinen Schritt thut, die Scheidung herbeizuführen, während er sich immer mehr von der Leidenschaft hinreißen läßt, statt ihr männlichen Widerstand entgegenzusetzen; diese Unentschiedenheit ist aber nicht allein die Folge seiner Schwäche, sondern im Hintergrunde seiner Seele ruht noch immer die Scheu vor der Heiligkeit der Ehe, wie sehr auch die Leidenschaft sich derselben ganz entschlagen möchte. Die Hindernisse, welche man seiner Annäherung an Ottilien entgegensetzt, reizen ihn nur noch mehr; er beginnt einen geheimen Briefwechsel mit dieser, und die Heimlichkeit nährt den verbrecherischen Trieb. Die zufälligen Zeichen des Schicksals, die ihn warnen sollten, versteht er nicht, da er, ohne irgend eine Ahnung, wie das wunderliche Verhältniß sich entwickeln könne, aufs Gerathewohl der Leidenschaft nachhängt, alle dieser schmeichelnde Zufälligkeiten hoch anschlägt. So feiert er denn Ottiliens

*) Bei der Schilderung der um ihn herrschenden Stille und seines Erwachens in der freien Natur schwebt dem Dichter eine Szene aus seinem eigenen Liebesleben vor, sein nächtliches Verweilen auf dem Mühlberg, Frankfurt gegenüber, das er im siebzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit so anmuthig beschreibt.

Geburtsfest auf überschwängliche, Charlotten nothwendig verletzende Weise. Der gewogene Zufall läßt ihn, da er Charlottens Wink nicht achtet, mit Ottilien zur Nachtzeit im Freien allein; diesen Augenblick benutzt er, das Bekenntniß seiner Liebe auf das glühendste zu erneuern, die Geliebte als die Seine förmlich in Anspruch zu nehmen; unter dem Sternenhimmel schließt er seinen Bund mit ihr, indem er sich zärtlich bescheiden an ihre Seite setzt, und da sie, ängstlich aufgeregt von dem Feuerwerk, sich an seine Schulter lehnt, glaubt er hierin ihre vollste Hingabe zu erkennen. Doch auch jetzt noch denkt er nicht daran, den Bund mit Charlotten zu lösen; wie sehr er sich auch gegen diese verstimmt fühlt, zu einem so kühnen Schritte ist er zu schwach. Als aber nun endlich die Gattin, die sich selbst wiedergefunden, die Sache zur Sprache bringt und mit liebevollen Worten ihn vor den Folgen der auf beiden Seiten genährten Neigung und Leidenschaft warnt, als sie ihn dringend auffordert, sich selbst zu fragen, was daraus werden solle, und sich vorzusehn, daß er sich nicht in ein Aeußerstes verliere, da hat er nicht den Muth, ihr seine Seele zu erschließen, er flüchtet sich hinter leere Vorwände. Sie erinnert ihn darauf an ihr wohlerworbenes Recht, an ihr Glück an seiner Seite, auf das sie nicht so geradehin Verzicht leisten könne, stellt ihm die Nothwendigkeit vor, zur Verhütung eines solchen Unglücks Ottilien aus seiner Nähe zu bringen, und macht darauf bezügliche Vorschläge: er aber, unfähig, kühn und offen sich der Gattin zu erklären, deren klagende Liebe ihm so schmerzlich ist, nimmt zu feiger Verstellung seine Zuflucht, und um diese vor sich selbst zu rechtfertigen, redet er sich ein, Charlotte habe alles sich klüglich ausgedacht, um ihn auf ewig von Ottilien zu trennen.

Diesem äußersten Unglück zu entgehn, greift er von neuem zu einem leidigen Scheinmittel, das seinen Zustand nur verdeckt, ohne die bei seiner Widerstandslosigkeit einzig mögliche Rettung zu schaffen.

Ottilie muß in ihren gewohnten Zuſtänden bleiben, damit er ſich ihrer immer wieder verſichern kann. Deshalb entfernt er ſich ſelbſt, indem er in einem zurückgelaſſenen Briefe Charlotten verſpricht, kein heimliches Verhältniß zur Geliebten ſuchen zu wollen, aber die Drohung hinzufügt, ſich ihrer zu bemächtigen, falls er ſie außerhalb ſeines Schloſſes und Parkes, fremden Menſchen anvertraut, finden werde. Trotz ſeiner Ueberzeugung daß das Uebel unheilbar, ja daß er ohne Ottilien gränzenlos unglücklich ſein müſſe, läßt er doch Charlotten noch immer eine Hoffnung auf Wiederherſtellung, fordert zunächſt nur Aufſchub. So weilt er denn einige Zeit auf einem einſam gelegenen Vorwerke, ganz in der Erinnerung an Ottilien und das Glück ihrer Beſitzes verſunken, „in einem ewigen Schwanken zwiſchen Hoffnung und Schmerz, zwiſchen Thränen und Heiterkeit, zwiſchen Vorſätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung“. Die nüchternen, bei einer ſo leidenſchaftlich aufgeregten Natur ganz unnützen Scheltreden und Mahnungen des wunderlichen Mittler führen ihm gerade die Unmöglichkeit der Herſtellung ſeines Verhältniſſes zu Charlotten, wie der Bekämpfung ſeiner glühenden Neigung auf das klarſte vor die Seele*), und ſo ſpricht er denn zunächſt gegen Mittler die Nothwendigkeit einer Scheidung aus, mit deren Einleitung er den in ganz anderer Abſicht gekommenen, alle ſeine Kraft und Redegabe dagegen aufwendenden Mann beauftragt. Freilich kann dieſem nichts mehr zuwider ſein, aber da er auf Eduard weiter zu wirken verzweifeln muß, ſo hält er es doch für das Gerathenſte, ſich nach den beiden Frauen umzuſehn. Charlotte überraſcht den Mittelsmann mit der Nachricht, daß ſie guter Hoffnung ſei, worüber dieſer in höchſte Freude geräth; denn, wie

*) Eduard verweiſt bei dieſer Gelegenheit (II, 18) auf Homer, der ſeine größten Helden, wie Achill, Patroklus, im tiefſten Schmerze, wo es keinen Troſt, keine Hoffnung gebe, weinen laſſe. Auch gedenkt er des griechiſchen Sprichwortes: Ἀγαθοὶ δ' ἀριδάκρυες ἄνδρες. Vgl. Herders kritiſche Wälder I, 3.

Charlotte selbst, glaubt er hierdurch alles wiederhergestellt, so daß er launig sein Bedauern ausspricht, sich hier keinen Dank zu verdienen, da die Sache sich von selbst mache*). Allein Charlottens Meldung ihrer Schwangerschaft und die Erinnerung an jene unglückselige Nacht müssen Eduard in gränzenlose Verzweiflung versetzen. Schon hatte er sich dem Ziele aller seiner Wünsche so nahe gesehen, da der Scheidung nichts im Wege zu stehn schien, er sie wenigstens aus der Ferne ertrotzen zu können glaubte — und nun auf einmal fühlt er sich durch diese unerwartete, ihn an seine Schuld bitter mahnende Kunde aller seiner Hoffnung beraubt. Da erfaßt ihn bitterste Verzweiflung, das Leben wird ihm unerträglich, er stürzt sich in den Krieg, um in ihm den Tod zu suchen. Auch Werther will in den Krieg, er wird aber von diesem Gedanken bald abgebracht, da ihm jede Unterordnung unerträglich ist. Eduard dagegen hat schon früher gedient, nur wegen der schlaffen Unthätigkeit den Dienst verlassen; eben ist ein Krieg ausgebrochen und ein entschlossener Feldherr, unter dem der Tod ihm wahrscheinlich der Sieg gewiß ist, steht an der Spitze. Wenn Eduard sich nicht, wie Werther, selbst den Tod gibt, so hält ihn gerade sein Muth, der sich noch einmal ehrenvoll bewähren will, von diesem Schritte zurück; auch lebt noch immer ein schwacher Funke von Hoffnung in seiner Seele, Ottilie, der seine ganze Seele nachtrachtet, die ihm zuerst das Gefühl wahrer Liebe gegeben, könne doch noch die Seine werden; gerade im todbringenden Kampfe will er sein Schicksal erproben.

Als er nach Beendigung des Feldzuges, mit Ehrenzeichen geschmückt, aus dem mit Todesverachtung geführten Kampfe wieder

*) Bei dem hier (I, 8) erwähnten Arzte, dem nur bei den Armen seine Kuren gelangen, schwebt Jung Stilling vor. Vgl. den Schluß des sechzehnten Buchs von Dichtung und Wahrheit mit von Loepers Anmerkungen (IV, 150. 152).

auf das einsame Vorwerk zurückkehrt, da kann er sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, das Schicksal habe ihm Ottilien bestimmt, die er um jeden Preis besitzen müsse. Schon gegen Mittler hatte er sich auf das bei Charlottens Geburtsfeier glücklich gerettete Glas berufen, dessen zierlich verschlungenes E und O er willkürlich auf seine Verbindung mit Ottilien bezog: an der Stelle des Glases hatte er sich selbst zum Zeichen gemacht, ob ihm Ottilie bestimmt sei; und da der Tod, den er suchte, ihn verschont, wie könnte er zweifeln, daß das Schicksal selbst gesprochen, daß er Ottilien allen Schwierigkeiten und Bedenken zum Trotz sich zueignen müsse? So beruft er denn jetzt den unterdessen zum Major beförderten Freund zu sich, um ihm den Auftrag zu ertheilen, die Einwilligung zur Scheidung von Charlotten zu erwirken: die von diesem geschickt vorgebrachten Einwendungen und Widersprüche vermögen nichts gegen die rücksichtslose, alles verschlingende Leidenschaft, die für ihn selbst und Ottilien, ja auch für Charlotten kein anderes Glück als auf dem von ihm angestrebten Wege sieht. Endlich vermag der Major nicht länger, sich dem Andringen des Freundes zu entziehen, doch ehe dieser das Gesuch bei Charlotten anbringen kann, haben Eduards unüberwindliche Ungeduld und stürmische Leidenschaft ihn selbst zu Ottilien geführt. Der Anblick seines Kindes, statt die Glut zu löschen, entflammt sie nur noch höher; sieht er in ihm ja den leibhaften Beweis, daß er Charlotten nicht mehr angehören könne, da selbst in ihren Armen Ottiliens Bild ihm vorgeschwebt, wie seiner Gattin der Freund, dessen Züge das Kind trägt.*) Das Verbrechen

*) Ernst Schulze meinte freilich, ein neugeborenes Kind sehe eher einem Laubfrosch als einem Menschen gleich, viel weniger einer bestimmten Person. Aber abgesehen davon, daß hier gar nicht von einem neugeborenen Kinde die Rede ist, wußte Goethe besser als Schulze, daß die Farbe der Augen auch bei einem Kinde wohl zu unterscheiden ist und auch andere Züge sich deutlich ausprägen.

scheint ihm kein Verbrechen, nur Folge des Naturzwangs, und gerade deshalb muß er sich von Charlotten trennen; denn jeder Entsagung fühlt er sich unfähig, nur in Ottiliens Armen kann er sein Verbrechen abbüßen, wie er im tiefsten, schneidensten Ernste äußert. Freilich sucht Ottilie in ängstlicher Besorgniß vor Charlotten, ihn zunächst zu entfernen und zur Ruhe zu verweisen, aber die wärmste Liebe spricht aus ihrem ganzen Wesen, dessen Reiz die hastige Bewegung nur noch erhöht; bald liegen sich die Geliebten in den Armen und zum erstenmal wechseln sie im seligen Genusse der Gegenwart und in ahnungsvoller Hoffnung baldigster ungestörter Angehörigkeit freie Küsse. Allein der Stern hellsten Glückes war nur für einen Augenblick über ihnen aufgegangen, um auf ewig zu erlöschen.

Als der Major Eduards Auftrag bei Charlotten ausrichtet, hat Ottilien in Folge jener seligen Aufregung das größte Unglück betroffen — Charlottens und Eduards Kind ist ertrunken. Die Nachricht von Ottiliens Leiden und ihrer schmerzlichen Entsagung muß Eduard tief erschüttern; doch sein rasender Schmerz beruhigt sich allmählich und er ergeht sich in wehmüthiger Erinnerung an ihr hohes, reines Wesen. So sucht er sich in möglichster Ruhe zu fassen, indem das Bild von Ottiliens Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, immer mächtiger und lebhafter vor seine Seele tritt. Bei Mittlers Mittheilung, daß Ottilie sich in die Pension zurückbegeben habe und dort in einsamer Abgeschlossenheit sich der Erziehung widmen werde, ergreift ihn die Leidenschaft wieder mit Allgewalt, er kann es sich nicht versagen, er muß sie noch einmal sehn und sprechen, was auch daraus entstehn mag: seine von der Liebe entflammte Einbildung zeigt ihm seine Geliebte allein oder doch so gut als allein auf dem wohlbekannten Wege, in dem so oft von ihm betretenen Wirthshause, und je deutlicher er sich den Weg, die einzelnen Zimmer des Hauses vorstellen kann, um so lebendiger und hinreißender

tritt ihr Bild ihm entgegen.*) Und wie er nun in die bekannte Putzstube der Wirthin tritt, in ängstlich gespannter Erwartung der Geliebten, wie muß er sich da ganz von sehnsüchtiger Liebe hingerissen fühlen! Die glühendste Ueberzeugung, daß sie ihm angehören müsse, ergießt er in dem Briefe, welcher ihn der Geliebten ankündigt**), die er nicht ganz unvorbereitet überraschen möchte. Allein ein Zufall bringt ihn ihr gleich persönlich vor Augen. Ottiliens stumme Erklärung stürzt ihn in unendlichen Schmerz, aber wie könnte er ihrer entschiedenen Weigerung, die ihr eigenes Herz bis in seine Grundfesten erschüttert, ihr fast Athem und Leben raubt, Widerstand entgegensetzen! Verzweifelnd eilt er zur Thür hinaus; von wilder Unruhe gefoltert, geht er im Vorsaal auf und ab; das Anerbieten der Wirthin, ihm den abgezogenen Schlüssel zu geben, muß sein zart liebendes Herz abweisen: am späten Abend wirft er sich auf die Schwelle von Ottiliens Zimmer und benetzt sie mit seinen Thränen. Noch einmal stellt er am andern Morgen mit innigster Schonung die Frage an sie, ob sie ihm angehören wolle; er fühlt, daß er Ottilien zu Liebe jetzt entsagen muß, und so ist er bereit, sich ganz nach ihrem Willen zu richten. Doch diese hat nun ihren Entschluß geän-

*) An einer frühern Stelle (II, 18) äußert er gegen Mittler, er habe den unschätzbaren Vortheil, sich denken zu können, wo sich Ottilie befinde, wo sie gehe, wo sie stehe, wo sie ausruhe, da die ganze Oertlichkeit ihrer Umgebung und ihr gewohntes Thun ihm bekannt sei. Goethe selbst spricht in seinen Briefen häufig seine Freude aus, daß er den Ort kenne, wo dieser oder jener seiner Freunde sich befinde, da er auf diese Weise sich den Abwesenden um so lebhafter vorstellen könne, spricht auch zuweilen den Wunsch aus, eine genaue Schilderung der Oertlichkeit oder Gegend zu erhalten, wo der Freund oder die Freundin weilt.

**) Wenn er hier schreibt: „An meine Brust, Ottilie! hieher, wo du manchmal geruht hast!“ so scheint die glühende Leidenschaft hier zu übertreiben; denn nur in zwei entscheidenden Augenblicken (I, 12. II, 13) hatte sie an seiner Brust geruht.

dert, es ist ihr unmöglich, von Eduard entfernt zu leben: sie läßt sich zu Charlotten zurückfahren, und führt die beiden Gatten wieder zusammen. Eduard wirft sich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; denn das Gefühl von Ottiliens engelreiner Güte, die nicht geruht, bis sie den Frieden der Gatten hergestellt, überströmt ihn zugleich mit der Erinnerung, welchen Schmerz er Charlotten bereitet hat, wie glücklich er sich einst an ihrer Seite gefunden. Allein seine gutmüthige Theilnahme an Charlotten vermag seiner Leidenschaft nicht das Gleichgewicht zu halten; diese beherrscht ihn ganz und, unfähig, seiner Hoffnung zu entsagen, kann er nicht eher ruhen, bis er der Gattin das Versprechen abgedrungen, dem Major ihre Hand zu reichen, falls Ottilie sich mit ihm verbinden wolle. Die schriftliche Erklärung, worin Ottilie die Unmöglichkeit andeutet, Eduard zu entsagen, und ihre Wiederherstellung in Aussicht stellt, ermuthigen ihn zu standhaftem Ausharren, wenn er auch keine rechte Hoffnung auf ihren Besitz fassen kann; muß ihm ja scheinen, daß sie jetzt, wenn auch nicht von ihm, doch über ihn sich weggehoben habe, daß sie wie ein Geist aus einer andern Welt liebevoll auf ihn niederblicke.

Das Zusammensein der Geliebten übt auf beide eine wunderbare Gewalt; sie fühlen sich so innig von einander angezogen, daß nur die nächste Nähe sie zu beruhigen vermag, aber sie beruhigt sie auch vollständig, ohne daß es eines Blickes, eines Wortes, einer Gebärde, einer Berührung bedürfte. Alle Leidenschaft scheint nun geschwunden, die reine Anziehungskraft der Liebe allein wie ein göttlicher Odem zu walten. So kehrt denn bald äußerlich alles wieder in das alte Geleise zurück, nur daß Ottilie auf ihrem Stillschweigen beharrt und die Vergünstigung genießt, allein zu speisen. Eduard gibt sich ganz dem seligen Genusse hin, ohne irgend ein Ende desselben zu ahnen; seine Leidenschaft ist durch die Nähe der Geliebten

beruhigt, er glaubt sich gereinigt, geläutert, ohne sich irgend eine Schuld beizumessen, während Ottilie von dem Gefühl der unverletzlichen Heiligkeit der Ehe und von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, durch ihr Abscheiden ihre unwillkürliche Schuld zu büßen. Nur will sie noch einmal Eduards Geburtstag in ernster, würdiger Weise feiern; aber Mittlers Unbesonnenheit gibt ihr gerade am Vorabend den Todesstoß. „Lebevoll und liebevoll" blickt die Sterbende den verzweifelnden Geliebten an, kräftig drückt sie ihm die Hände, auch ihr Mund öffnet sich ihm einmal, aber nur um ihn mit holder, zärtlicher Anstrengung zu bitten, nicht gewaltthätig sein Leben zu enden. Eduard überläßt sich nach Ottiliens Tode der heftigsten Verzweiflung, welcher man ihn nur zu seinem Unglück entreißt, da ihm sein einziges Glück hingeschwunden ist. Mit Mühe erlangt man von ihm die Einwilligung, die Leiche wegzutragen und sie in der Kapelle unter einem Glasdeckel aufzustellen. Sein Widerstand und Kampf erschöpfen das letzte Lebensfeuer; er lebt von jetzt an still und theilnahmlos vor sich hin; die Lust der Thränen scheint ihm versagt, das Gefühl des Schmerzes erstorben. Sein einziger Trost ist jenes Glas mit den verschlungenen Buchstaben, dessen ahnungsvolle Deutung leider nicht in Erfüllung gegangen; als dieses, die letzte Erinnerung an sein hingeschwundenes Glück, zufällig zerbrochen ist, da bemächtigt sich des Unglücklichen der entschiedenste Ekel am Leben, er enthält sich aller Nahrung, alles Gespräches, er will Ottilien auf dem Wege nach, den sie vorangegangen: allein die heitere Befriedigung, welche ihr Herz in dem selbstgewählten Tod gefunden, ist ihm versagt, da nicht sein Gefühl, sondern die Ueberlegung ihm diesen Gedanken eingegeben; nicht so geistig, wie Ottilie, fühlt er sich von der Natur zuweilen genöthigt, etwas Speise zu sich zu nehmen, und das Ottilien gegebene Wort, das Leben nicht freiwillig zu verlassen, peinigt ihn. So erliegt er denn endlich bitterm Kummer und Gram; eines

Tages findet man ihn todt, wie den Ritter Toggenburg. Auch er hat sein Vergehen gebüßt, aber härter und schärfer als Ottilie, weil die sittliche Idee ihm nicht aufgegangen, er nicht die unverletzliche Heiligkeit der Ehe fühlt, nicht dieser sich zum Opfer bringt, sondern, wenn auch seine Leidenschaft gebändigt ist, er doch der Liebe allein lebt, nur der bittern Nothwendigkeit nachgibt, die ihn in Kummer und Tod stürzt. Wenn Ottilie mit ihrem von der Liebe durchglühten Herzen als Blutzeugin der Heiligkeit der Ehe stirbt, da sie unwissend in die Schuld gerathen, aus welcher sie sich kräftig erhoben, so fällt Eduard leidenschaftlicher Liebe zum Opfer, unfähig, der Sittlichkeit den Sieg über die Naturgewalt zu erringen; sein Tod ist eine lange Qual, wie sein Leben seit dem unglücklichen Bruche des heiligsten Bandes ihn ruhelos hin und her getrieben hat*). So erscheint

*) Daß der Charakter Eduards Goethe sittlich zuwider sei, zeigt die ganze Dichtung; zum Ueberflusse äußert er es ausdrücklich gegen Eckermann, doch fügt er hinzu, er habe ihn nach der beim Roman ihm vorschwebenden Idee so machen müssen, auch habe sein Eduard viele Wahrheit. Wenn er gegen Reinhard bemerkt, Eduard sei ihm wenigstens ganz unschätzbar, weil er unbedingt liebe, so findet dieses Wort seine Erklärung in der Beziehung auf den von Reinhard zurückgewiesenen Vorwurf, daß er ein ärmlicher Charakter sei. Julian Schmidt mißbraucht diese herausgerissene Aeußerung, um dem Dichter ein besonderes Gefallen an dem sittlichen Charakter Eduards beizulegen. Ein solches Verfahren entspricht ganz der leichtfertigen Weise, in welcher Schmidt über den größten deutschen Dichter oberflächlich abzusprechen sich anmaßt. Wenn man gar behauptet hat, Eduard sei der Dichter selbst oder wenigstens ein Theil seiner zwischen diesen und den Hauptmann vertheilten Natur, so ist dies ein nichtiges, ganz irre führendes Gerede. Nur die leidenschaftliche Empfindlichkeit und die Liebenswürdigkeit hat Eduard, wie so manche von Goethes Charakteren mit ihm gemein, dagegen erhob dieser sich durch „des Lebens ernstes Führen", durch die Kraft der Entsagung und sittliche Stärke hoch über Eduard wie über Werther, abgesehen davon, daß Eduard jede dichterische Begabung fehlt. Und gerade Minna gegenüber, die man zur Romanheldin hat machen wollen, hat Goethe seine Entsagung bewährt; er hat seiner Neigung zu dieser so wenig
hangen, daß er, gleich als diese leidenschaftlich zu werden drohte, sie über-

in Eduard die Rache des Sittengesetzes, das den Verbrecher qualvoll verfolgt, wie in Ottilien sein Triumph.

Zur Herbeiführung des tragischen Konfliktes trägt das zweite wahlverwandte Paar wesentlich bei, das wir jetzt näher zu betrachten haben. In Charlotten erscheint uns im Gegensatz zu der ganz innerlichen Ottilie eine dem Leben und der Welt zugekehrte, sie klar erkennende und beherrschende, allen Verhältnissen gewachsene weibliche Natur. Feines Gefühl und natürlich reiner Verstand stehen bei ihr in inniger Einstimmung; daher jene sichere Ruhe, jene taktvolle Gewandtheit, jener scharfe Blick, jene umsichtige Beurtheilung, jene klare Selbstbeherrschung, jene Tüchtigkeit ihres ganzen Wesens, die überall in ihrem Wirken und Schaffen, in ihrem Thun und Lassen, besonders auch in der geistreichen Art sich bewährt, wie sie das Gespräch zu lenken und sinnig zu beleben weiß. Wenn Ottilie in sich und ihrem Herzen allein lebt, so tritt bei Charlotten die Gewalt des Herzens zurück, das aber, bei aller Kraft der Selbstbeherrschung und bei aller natürlichen Ruhe, doch einer mächtigen Aufregung fähig, selbst geheimnißvoller Ahnung zugänglich ist. Ihr ganzer Sinn strebt nach stillem häuslichen Glücke, nach dem ruhigen, zweckbewußten Schaffen im Kreise einer ihr innigst angeschlossenen Familie; sie ist eine geborene Hausfrau, die im häuslichen Walten ihre volle Zufriedenheit findet.

In ihrer Jugend war sie Hofdame, wo sie durch ihre Schönheit

---

wand, was keineswegs, wie man fabulirt hat, einen langen harten Kampf kostete, ja er brauchte nicht einmal sie zu fliehen, sondern lebte noch ein paar Wochen froh und heiter neben ihr. Und Minna hat nie an eine leidenschaftliche Liebe des „lieben alten Herrn" gedacht, wenn sie auch mit liebevoller Verehrung an dem von dem schönen eigenartigen Kinde lebhaft angezogenen und ihr, wie andern reizenden jungen Damen, huldigenden Dichter hing.

allgemeine Bewunderung erregte. Eduard ward zu ihr hingezogen, und sie empfand eine freundliche Zuneigung zu dem eben so liebenswürdigen als herzlichen Jüngling. Aber sein rasches, stürmisches Wesen widerstrebte ihrer Natur, die ihn in seine Schranken zurückwies, worauf die Aeußerung der Baronesse zu beziehen, sie habe Eduard manchmal gequält, doch gedenkt Eduard eines nächtlichen Besuches bei Charlotten, dessen er in Begleitnng des Grafen in freiem, liebevollem Gespräch sich erfreut, nur hatte sie eine häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten. Da Eduard bald darauf, durch Charlottens kälteres Wesen und eine hofmeisternde Herrschaft, die sie über ihn behauptete, verletzt und abgestoßen, sich zurückzog, gab sie den Bewerbungen eines ältern Mannes Gehör, den selbst die Baronesse noch später liebenswürdig genug findet, und da sich ihr bei beschränktem Vermögen keine sonderlichen Aussichten eröffneten, reichte sie ihm als einem wohlhabenden, wenn auch nicht von Herzen geliebten, doch geehrten Manne ihre Hand: zeigte sich ihr hier ja die sichere Aussicht, sich ein schönes häusliches Leben zu gründen, dem ihre ganze Seele zustrebte. Erst nach einer Reihe von Jahren löste der Tod dieses nicht unglückliche Verhältniß, und so fand sich Charlotte mit ihrer liebevoll gepflegten Tochter im Besitze eines bedeutenden Vermögens, als Eduard, der schon früher frei geworden, eben von seinen Reisen zurückkehrte. Sie selbst hegte keinen Gedanken an eine Verbindung mit dem Jugendgeliebten, wollte vielmehr der von ihr angenommenen Tochter einer Freundin, der liebreizenden Ottilie, diesen reichen Gatten zuwenden; doch Eduard, der in dem glücklichen Zusammentreffen, daß sie beide wieder frei waren, einen Wink des Schicksals erkannte, ruhte nicht eher, bis sie sich entschloß, die Seinige zu werden, da er ihr ein stilles, glückliches Leben in gegenseitigem Genusse versprach. Die Flamme der Liebe hatte bisher eben so wenig Charlottens als Eduards Herz ergriffen; nur wohl-

wollende Neigung war es, was sie an einander band; daneben wirkte bei Eduard das hartnäckige Verlangen, das, was ihm die Jugend versagt hatte, jetzt einzubringen, wie bei Charlotten der geheime Trieb, den gesprengten Kreis behaglichen Familienlebens, worin für sie das höchste Glück lag, wieder auszufüllen.

So findet denn unser Paar in seinen neuen Verhältnissen sich bald ganz behaglich, beide bestrebt, sich das Dasein möglichst angenehm zu machen, ganz für einander zu leben. Je glücklicher sich Charlotte fühlt, um so unangenehmer muß sie Eduards Vorschlag treffen, den Hauptmann zu sich zu nehmen, da sich ihr gleich die möglichen Folgen einer solchen Dazwischenkunft eines Dritten ahnungsvoll vor die Seele stellen, und sie kann, trotz Eduards Spott über diesen echt weiblichen Widerstand, nicht davon lassen. „Ich bin nicht abergläubisch", bemerkt sie, „und gebe nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche sind; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. — Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer dritten Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde." Nur der dringende Wunsch ihres Gatten, der die trostlose, bitter empfundene Lage des Hauptmanns so warm schildert, und ihre eigene Absicht, Ottilien aus der Pension zu sich zu nehmen, vermögen endlich ihren Widerstand zu brechen, so daß sie die Anwesenheit des Hauptmanns sich auf einige Zeit gefallen läßt, dessen baldige Entfernung sie schon in Aussicht nimmt: nur kann sie bei diesem Abweichen von ihren Grundsätzen ein ängstliches Gefühl nicht unterdrücken, die stille Mahnung ihres Herzens, welche sich in der ihr ganz ungewohnten Hast äußert, womit sie eine freundliche Nachschrift dem Briefe ihres Gatten hinzufügt. Wie tief das Gefühl des Glückes in ihrer Brust

ruht, spricht sich treffend in dem Widerwillen aus, als bei der chemischen Unterhaltung der Scheidungen gedacht wird. „Kommt", ruft sie, „das traurige Wort, das man leider in der Welt jetzt so häufig hört, auch in der Naturlehre vor?" Und als später die Baronesse einer Jugendfreundin gedenkt, die ehestens geschieden werden solle, äußert Charlotte: „Es ist unerfreulich, wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt, eh man sichs versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist, und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichere Pfade des Lebens betreten soll." So steht ihr das sichere häusliche Glück an der Seite eines zu innigem Zusammenleben angeeigneten Mannes höher als alles; die Leidenschaft der Liebe ist ihr bisher ganz unbekannt geblieben, erst die nähere Verbindung mit dem Hauptmann soll diese in ihr wecken.

Die vom Hauptmann auszuführenden Anlagen bringen Charlotten immer enger mit diesem zusammen; sie lernen sich näher kennen und schätzen, da sie täglich zu gleichem Zwecke zusammenzuwirken haben, es entwickelt sich ein gegenseitiges Wohlwollen. Wie sehr ihr Herz sich bald dem Hauptmann zuneigt, verräth sie darin, daß sie diesen einen schönen, besonders geliebten und lieblich ausgeschmückten Ruheplatz, der seinem Plan entgegenstand, ganz gelassen zerstören läßt, ohne irgend eine unangenehme Empfindung darüber zu verspüren, wogegen ein früherer ähnlicher Tadel Eduards, obgleich dieser, wie sie nicht verkennen konnte, wohlberechtigt war, sie so verletzt hatte, daß sie die weitere Ausführung unterließ. Beim Hauptmann äußert sich die stille Neigung in dem Mangel an Sorgfalt und Ordnung, den er bald genug an sich selbst bemerkt, ohne daß ihm die Ursache dieser Veränderung klar wäre. Erst als sein Gefühl für Charlotten gleichzeitig mit der von beiden leicht bemerkten

stillen Neigung des andern wahlverwandten Paares immer inniger und herzlicher wird, kann dem seine eigenen wie fremde Verhältnisse so klar durchschauenden Manne die Gefahr, worin er schwebt, nicht länger entgehn. Deshalb vermeidet er, Charlotten zu den gewohnten Stunden in den Anlagen zu sehn; diese aber, die seine Absicht wohl erkennt, achtet ihn dieser weisen Vorsicht wegen nur um so höher. Doch wie tief die Liebe ihr Herz bereits auf ungeahnte Weise ergriffen hat, soll sich ihr überraschend offenbaren, als der Graf die sichere Ueberzeugung ausspricht, dem Hauptmann bald eine sehr erwünschte Stelle zu verschaffen. Dieses Wort trifft sie wie ein Donnerschlag; innerlich zerrissen, sucht sie eine Gelegenheit, sich zurückzuziehen. Kaum sieht sie sich allein, als Thränen aus ihren Augen stürzen; sie überläßt sich einer leidenschaftlichen Verzweiflung, deren Möglichkeit sie vor wenigen Augenblicken nicht geahnt hatte. Die Allgewalt der Liebe hat sie unversehens ergriffen, ein Gefühl, das ihrer Brust bis dahin fremd geblieben war. Je schwerer es ihr fällt, beim Abendessen die Bewegungen ihres Innern vor der Gesellschaft zu verbergen, um so rücksichtsloser gibt sie sich in der Einsamkeit ihres Schlafzimmers dem wilden Schmerze hin. Zu ihrem Unglück führt der Zufall ihr gerade um diese Zeit ihren Gatten zu, der, von seiner innern Aufregung und dem Anblick des in seiner schmerzlichen Bewegung nur noch reizendern Weibes hingerissen, seiner Lüsternheit nicht widerstehn kann. Und wie vermöchte sie in ihrem halben Schuldbewußtsein seine freundlichen Bitten zurückzuweisen! Aber sie kann es auch nicht hindern, daß, während sie in seinen Armen ruht, das Bild des Hauptmanns, dessen Entfernung sie so tief erschüttert, näher oder ferner vor ihrer Seele schwebt. Und so verfällt auch sie der Schuld, wenn gleich nicht so leichtfertig als Eduard, der sich in leidenschaftlichster Verworrenheit lüsternem Liebesgenusse überläßt, und nicht so schwer, da sie nur das Bild des

Hauptmanns nicht zu verscheuchen vermag, diesen keineswegs, wie Eduard Ottilien, in den Armen zu halten glaubt. So kann sie denn auch am andern Morgen nicht, wie ihr Gatte, von dem Gedanken erschreckt werden, daß sie ein Verbrechen begangen. Deshalb scheint es uns verfehlt, wenn der Dichter sie, gleich Eduard, gleichsam beschämt und reuig vor dem Gegenstande ihrer Liebe erscheinen läßt, dessen Rechte sie in der Hingabe an Eduard verletzt zu haben leidenschaftlich wähne. Das Gefühl, womit sie am Morgen erwacht, das sie in die Gesellschaft begleitet, kann nur Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht sein; eine Umkehr ist nicht möglich, ehe die Neigung in leidenschaftlicher That hervorgebrochen. Und zu dieser sieht sich das liebende Paar bald durch den lockenden Zufall getrieben.

Als der Hauptmann mit Charlotten allein im Kahne fährt, wird sie durch dessen, sie weiß nicht ob zufällige oder vorsetzliche Aeußerung, die Freundin werde den Kahn zu lenken wohl selbst lernen, da es ja eine angenehme Empfindung sei, manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen, sein eigener Fähr- und Steuermann zu sein, auf das schmerzlichste an die bevorstehende Trennung gemahnt; eine große Wehmuth, eine ängstliche Unruhe befällt sie, so daß sie den Hauptmann bitten muß, baldmöglichst zu landen. Aber aus Eile und Sorge, an einem zum Aussteigen bequemen Platze zu landen, fährt er in einiger Entfernung vom Ufer fest, so daß er trotz aller Anstrengungen nicht wieder loskommen kann. Da bleibt kein anderer Rath, als die Freundin durch das seichte Wasser ans Land zu tragen. Diese aber, von ängstlicher Sorge ergriffen, ihrer selbst nicht mehr mächtig, schlingt ihre Arme um seinen Hals, während er sie fest an sich drückt. Bewegt und verworren durch seine Leidenschaft zu der in ihrer ängstlichen Aufregung und der Beklommenheit ihres Gewissens noch reizendern Geliebten, läßt er Charlotten auf

einem Rasenabhang nieder. Da diese aber noch immer wie regungslos an seinem Halse hängt, kann er, von stürmischer Gewalt ganz hingerissen, sich nicht enthalten, sie aufs neue in seine Arme zu schließen und einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Doch nach diesem leidenschaftlichen Ausbruche kehrt sofort seine Besonnenheit wieder; er fällt zu ihren Füßen, küßt ihre Hand und erbittet sich ihre Verzeihung. Wie hätte Charlotte dem liebenden Manne zürnen können, dessen Kuß sie beinah erwiedert hatte! Allein auch sie hat sich ganz wiedergefunden, und so erhebt sie sich, und, indem sie eine Hand auf seine Schulter legt, vergibt sie ihm unter der Bedingung, daß er ihr entsage und aus ihrer Nähe scheide, wobei sie ihm eröffnet, daß die Vermittlung des Grafen ihm eine erwünschte Stelle zu verschaffen im Begriffe stehe. Erst als der Hauptmann sich schweigend dieser für beide so schmerzlichen Bedingung gefügt, hebt sie ihn auf und ergreift seinen Arm, um sich darauf zu stützen. Die beiderseitige tiefe Erregung läßt sie schweigend den Weg zum Schlosse zurückwandeln. Wie alles, so wirkt hier besonders die sinnbildliche Beziehung höchst ergreifend. Sie drückt dem Hauptmann die Hand zum Zeichen innigsten Mitgefühls; sie erhebt ihn aber nicht, weil er die Verzeihung sich selbst erwerben muß; sie legt die Hand auf seine Schulter zum Ausdruck, wie sehr sie sich ihm durch gleiches Schicksal verbunden fühlt; sie stützt sich auf seinen Arm, weil sie seiner ehrenvollen männlichen Gesinnung vertraut. Gefaßt treten beide ins Schloß, ja sie vermögen beim gemeinschaftlichen Abendessen ein verständiges Gespräch zu führen; Charlotte scherzt sogar über die ungewohnte Schonung, womit ihr sonst immer so scharf und entschieden urtheilender Gemahl der heute abgereisten Gäste gedenkt. Nur vermag sie nicht lange zu bleiben; die nachzitternde Erschütterung ihrer Seele treibt sie aus der Gesellschaft. In ihrem Schlafzimmer ergreift sie das lebhafteste Gefühl ihrer Pflicht, und sie kann,

indem sie des nächtlichen Besuches ihres Gatten gedenkt, sich des Gedankens nicht erwehren, dieser sei gleichsam eine Mahnung des Schicksals an sie gewesen, nicht vom Wege abzuirren, wobei die sonst so ruhig verständige Frau über sich selbst lächeln muß, daß es eines solchen Winkes fast bedurft habe, sie im Gleichgewicht zu halten. Dann aber erfüllt sie eine frohe Ahnung, daß dieser Besuch wohl bestimmt gewesen, ein neues Band, das innigste, welches Gatten umschließen kann, um sie zu schlingen. Ihr freudig bängliches Erzittern, daß bald ein segensvolles Liebespfand ihrem Bund entsprießen werde, löst sich in fromme Wünsche und Hoffnungen auf; voll Rührung kniet sie nieder und erneuert den Schwur, den sie Eduard vor dem Altar gethan hat, wobei sie durch die freundschaftliche, in Entsagung geheiligte Neigung zum Hauptmann sich nicht gestört fühlt, vielmehr schwebt diese in heiterm Bilde vor ihrer Seele. Das, was Charlotten auf dem Weg der Pflicht zurückhält, ist nicht das unendlich tiefe Gefühl der unverletzlichen, durch die Natur unerschütterlich gegründeten Heiligkeit der Ehe, wie es in Ottilien sich später entwickelt, sondern der innige Drang nach einem reinen, durch nichts getrübten Familienleben, worin ihr die höchste, die einzige Seligkeit erscheint, neben welcher alles andere eitel und leer. Ein solches Glück Eduard zu gründen, hat sie feierlich versprochen; der Bruch dieses Versprechens scheint ihr ein unsühnbarer Frevel. Vor einem solchen Frevel sucht sie auch Eduard auf kluge Weise zu wahren, der entschieden auf die so schöne, edle Neigung zu Ottilien verzichten müsse, wie sie selbst dem Hauptmann zu entsagen sich ernstlich vorgesetzt hat. Doch alle ihre Versuche, bei Ottilien die Sache zur Sprache zu bringen, wollen ihr nicht gelingen, da sie nur zu tief empfindet, wie bedenklich es noch mit ihr selbst stehe, wie alle darauf zielenden Andeutungen auch sie treffen.

Erst nach der wirklichen Entfernung des Hauptmanns, wagt sie

es, den Gatten mit liebevoller Entschiedenheit an das zu mahnen, was die Wiederherstellung ihres getrübten Verhältnisses fordere, wobei sie ihre eigene Schuld nicht abläugnet. „Wir haben uns alle verwöhnt", bemerkt sie, „und du nicht zum letzten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert, die uns ernstlich ermahnt, an das Beste sämmtlicher Mitglieder unseres kleinen Zirkels zu denken, und auch eine Aufopferung nicht zu versagen*)." Mit entschiedener Klarheit hält sie ihm die Gefahr vor, worin er schwebe, und bittet ihn dringend, auch ihr Glück, ihre wohlerworbenen Rechte zu bedenken, die sie nicht ohne weiteres aufgeben könne. Als nun Eduard, unfähig, der Leidenschaft zu widerstehn und zu seiner Pflicht sich zurückzufinden, geflohen ist, sucht Charlotte auf jede Weise den so traurig zerstörten Zustand behaglicher Ruhe und innern Friedens wieder herzustellen, wozu sie die eingetretene augenblickliche Trennung bestens zu benutzen gedenkt. Wie wenig auch Eduards glühende Leidenschaft zu Ottilien ihr verborgen bleiben kann, die schmeichelnde Hoffnung beredet sie, das alte Verhältniß lasse sich von neuem gewinnen, Ottilie selbst werde sich bezwingen lernen, in eine ruhige freundschaftliche Beziehung zu ihrem Gatten treten können. Und die Hoffnung wird ihr zur sichersten Gewißheit, als sie fühlt, daß sie ein Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trage. Nicht allein sagt ihr die Erfahrung, wie getrennte Ehen durch ein solches Ereigniß häufig wieder festgeknüpft worden, so wenig sie auch sonst zum Glauben an ein vorbestimmendes Schicksal hinneigt, hier, wo das ganze Glück ihres Lebens in Frage steht, treibt sie ihr sehnsuchtsvolles Herz, in jenem nächtlichen Besuch des abenteuerlich als Liebender zu ihr schleichenden Gatten eine Fügung des Himmels zu verehren, der durch diesen seltsamen Zufall in dem Augenblick ein

*) Versagen, von der Ablehnung einer Forderung.

neues Band geschlossen, wo das Glück ihres Lebens unwiederbringlich verloren geschienen. Freilich muß es sie auf das unangenehmste überraschen, daß Eduard gerade in Folge der Nachricht, daß sie guter Hoffnung sei, und der von ihr daran geknüpften zuversichtlichen Erwartung glücklicher Herstellung ihrer Verbindung sich entfernt und, wie sie bald erfährt, sich in den Krieg stürzt, aber bei allen dadurch erweckten Sorgen gibt sie doch der frohen Aussicht sich vertrauensvoll hin, daß die Geburt des Kindes den Gatten irgendwie zu ihr zurückführen und seine Leidenschaft zu Ottilien beruhigen werde. Mit seliger Freude sieht sie, während so manche äußere Bewegungen auf sie einstürmen, ihrer Niederkunft entgegen. Wie schwer sie auch gerade in diesem Augenblicke die Abwesenheit des Gatten empfindet, ihre Hoffnung wird durch die Geburt eines Knaben, in welchem sie so gern mit den ihr schmeichelnden Frauen das leibhafte Ebenbild des Vaters erkennt, nur noch mehr bestärkt; innigst freut sie sich des Wachsthums dieses unerwarteten Pfandes ihrer Liebe, und hatte sie früher Ottiliens Zukunft sich nicht deutlich vorstellen können, da eine Verbindung derselben mit dem trockenen Gehülfen aus der Pension ihrer herzlichen Liebe zu dem gefühlvollen Kinde widerstrebte, so steigt jetzt die Ahnung einer glücklichen Verbindung derselben mit dem Hauptmann wie ein freundlich leuchtender Stern über ihrer sich immer mehr beruhigenden Seele auf. Fühlt sie sich auch einmal in Folge der Erzählung des Engländers schmerzlich an ihre Neigung zum Hauptmann gemahnt, so geht doch diese Aufregung rasch vorüber; sie erfreut sich glücklicher Tage im Genusse der schönen Umgebung, in welcher sie so manche theilnehmende Freunde gefunden, im Anblicke des hoffnungsvollen Knaben und in der belebenden Erwartung baldiger Wiedervereinigung mit dem in ihr Dasein innigst verwachsenen Gatten. Da vernichtet urplötzlich der Tod des Kindes alle ihre lang gehegten Hoffnungen. Wie sie früher in dem so seltsam

herbeigeführten Besuche, der diesem Kinde das Leben gab, die Hand des gnädig vorsorgenden Schicksals verehrt hatte, so erblickt sie jetzt in dem schauerlichen Ende des so ahnungsvoll erwarteten, so gränzenlos geliebten Wesens die strenge Mahnung desselben Schicksals, das ihre Vereinigung nicht gewollt, und wirft sich vor, daß sie durch unbedachtes, in Eitelkeit befangenes Eingehen auf das Drängen ihres Gatten, der seinen Eigensinn für wahre Liebe gehalten, und durch ihre spätere Weigerung, Eduard frei zu geben, all das Unglück herbeigeführt habe. Hatte sie früher den Gedanken an eine Scheidung, die ihr ganzes wohl begründetes Glück zerstören würde, entschieden von der Hand gewiesen, jetzt erkennt sie in ihr die einzige Sühne ihrer Schuld; jeder Widerspruch erscheint ihr frevelhaft, da das Schicksal mit so scharfen Zügen seinen Willen verkündet habe. Die sonst so ruhig verständige Frau hat durch den Tod des Kindes den Ankergrund ihres hoffnungsvollen Glückes ganz verloren, sie ist der schmerzlichsten Leidenschaft anheim gefallen, die in ihrem Unglück die Macht des eigenwillig waltenden Schicksals erkennt. „Es sind gewisse Dinge", sagt sie sich, „die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen." Diese Aeußerung, vor der Ottilie zurückbebt, ist nichts weniger als die Ansicht des Dichters selbst, nur die aufgeregte Leidenschaft Charlottens, deren ganze Hoffnung sich auf dem Kinde gesammelt hatte, bricht verzweiflungsvoll in diesen Schmerzenslaut aus. Nicht das Schicksal trägt die Schuld der Trennung, sondern Eduards Schwäche, dem das Gefühl der Pflicht ganz fern liegt, der den Lockungen der Leidenschaft nicht zu widerstehn vermag. Und auch Charlotte ist, wie sie wohl erkennt, nicht von Schuld frei, aber ihre Schuld liegt nicht darin, daß sie

auf eine Scheidung nicht eingehn wollte, sondern in der durch Eitelkeit bestochenen Beurtheilung Eduards, dessen augenblickliche Verblendung sie nicht theilen durfte. Auch haben beide, was der Dichter freilich hier nicht hervorheben konnte, die Heiligkeit der Ehe dadurch verletzt, daß sie früher eine andere Verbindung nicht aus Liebe, sondern äußern Vortheils halber geschlossen haben. Ottilie sieht hier viel reiner als Charlotte, wenn sie sich der Lösung der für das ganze Leben verbindlichen Ehe widersetzt.

Charlotte findet nicht allein die Sühne ihrer Schuld in ihrer Scheidung von Eduard, sondern diese scheint ihr auch dadurch gefordert, daß sie allein die vom Schicksal gebotene Verbindung mit Ottilien möglich mache. Wie entschieden diese auch jeden derartigen Gedanken von sich abweist, Charlotte kann die Hoffnung, ihren Wunsch verwirklicht zu sehn, nicht aufgeben, und nur in dieser beruhigenden Erwartung wendet sie sich dem Leben wieder zu. Und doch muß sie endlich, als die traurigen Empfindungen, welche die gewohnten Umgebungen und das einsame peinliche Zusammenleben beiden Frauen erregen, eine Ortsveränderung und Trennung für Ottilien unbedingt fordern, sie muß sich auf das unzweideutigste überzeugen, daß eine Ehescheidung diese tief verletzen, diese nie und nimmer Eduard ihre Hand reichen würde. Und so willigt sie schweren Herzens in Ottiliens Entfernung, der sie nur das Versprechen abnimmt, sich mit Eduard nicht weiter einzulassen. Sieht sie also die als Sühne geträumte Verbindung Ottiliens mit Eduard für immer abgethan, so regt sich natürlich wieder die Hoffnung in ihrer Brust, daß ihr Verhältniß zu diesem könne hergestellt werden, ihr altes Glück zurückkehren. Ottilie führt wirklich die getrennten Gatten einander zu, doch Eduard, wie tief er auch den Kummer empfindet, den er der Gattin bereitet hat, von Ottilien kann er nicht ablassen, und so ruht er nicht, bis Charlotte, die seinem leidenschaftlichen Schmerze

nicht widerstehn kann, in die Scheidung zu willigen verspricht, ja, um seinen wahnsinnigen Unmuth, der kein Vertrauen zu fassen vermag, zu besänftigen, muß sie auch dem Major ihre Hand zusagen, was sie eben nur unter der Bedingung thut, daß Ottilie sich mit Eduard verbinden wolle. Sie sucht diese, welche bisher hartnäckig geschwiegen, zur Aeußerung ihres Entschlusses zu bringen; aber die Unglückliche bittet, nicht in sie zu dringen, sondern sie der Eingebung ihres Herzens zu überlassen. So bleibt denn der unglücklichen Gattin nichts übrig, als sich in die traurigen, zu keiner Entscheidung führenden Verhältnisse mit gefaßter Geduld zu fügen. Ist das ehemalige Glück für sie auf immer geschwunden, so bleibt ihr doch ein Scheinbild des vorigen Lebens zurück, woran sie so lange festhält, bis Ottilie und Eduard ihrem Kreise entzogen werden. Ueber ihrem eigenen Glücke hat sich längst das Grab gewölbt, und wie könnte sie dem durch die Liebe unglücklich gewordenen Paare eine gemeinsame Ruhestätte versagen! So bewährt sich Charlotte bis zum Ende als eine edle, klug besonnene, taktvolle Frauennatur, die, wenn ihr auch die tiefste Erfassung der Heiligkeit der Ehe abgeht, sie doch als Grund und Stütze wahren Familienglückes innig verehrt, und nur im leidenschaftlichsten Schmerze des gedrückten Gewissens und in dringendster Noth, wo jeder andere Ausweg verschlossen, den Gedanken an eine Scheidung zu ertragen vermag. Es ist unbegreiflich, wie Ernst Schulze*) den Charakter Charlottens ganz verzeichnet finden konnte. Daß sie im zweiten Theile eine durchaus andere, als im ersten Theile sei, ist unbegründet; schon im ersten ist sie in die Verworrenheit der Leidenschaft hineingerathen, aus welcher sie sich eben wieder erhebt, und alles, was von ihr weiter berichtet wird, ist in ihrem Charakter und den äußerst unglücklichen, aller ihrer wohlgemeinten Absichten

*) H. Marggraff „Ernst Schulze". S. 29.

spottenden Verhältnissen gegründet, auch die Betrachtungen und Gefühle, die der Dichter ihr leiht, ihr und den Umständen durchaus gemäß.

Charlottens Wesen entspricht vollkommen das Bild des Hauptmanns, der im entschiedensten Gegensatz zu Eduard hervortritt. Er ist eine durchaus verständige, ruhige, durch Bildung und Leben zu sicherer Selbständigkeit gereifte Natur. Schon in früher Jugend hatte sein lebhafter, fester und klarer Sinn einen unaufhörlichen Kampf mit einem von kräftigstem Muthe befeuerten Mädchen zu bestehn, das von den beiderseitigen Eltern ihm zur Braut bestimmt war, aber durch ein seltsames Spiel der Natur von leidenschaftlichem Widerwillen und unauslöschlichem Hasse gegen den in selbständiger Kraft ihm entgegentretenden Knaben sich ergriffen fühlte, so daß endlich die Eltern sich genöthigt sahen, von ihrem Lieblingsplane abzustehn und das wunderliche Paar zu trennen. Man übergab den Knaben einer Erziehungsanstalt, wo sein tüchtiger Sinn ihn bald vor allen auszeichnete. Mit klarer, rascher, eindringender Auffassungskraft begabt, von ernstem Thätigkeitsdrang belebt, eignete er sich alle Lehrgegenstände auf das gründlichste und in weitestem Umfange an, wie sein gerader und entschiedener Sinn ihm allgemeine Achtung, sein offenes, herzliches, wenn auch ernstes Wesen ihm anhängliche Liebe erwarb. Besondere Neigung fesselte ihn an Eduard, dessen lautere Güte ihn nicht weniger anmuthete als seine frische, sprudelnde, aufglühende Lebendigkeit. Hier war es, wo Eduard seinen Namen Otto dem Freunde abtrat. Auch in dem Soldatenstande, den er mit Neigung ergriff, da die straffe Regelmäßigkeit, Ordnung und feste Begränzung desselben ihn anzogen, fehlte es ihm nicht an freundlicher und ehrenvoller Anerkennung, und so stieg er bald zu einer wohlverdienten Rangstufe. Bei einer kurzen Anwesenheit in der Heimat ward seine frühere Gegnerin von

den hohen Vorzügen des ihr einst bestimmten Bräutigams so gewaltig ergriffen, daß sie in Verzweiflung, ihn sich zueignen zu können, in den Fluten den Tod suchte; aber der Freund errettete sie, und die auf solche Weise verrathene Liebe knüpfte ganz unerwartet das längst aufgegebene Band aufs innigste; denn auch der Hauptmann hatte sich von ihr hingezogen gefühlt, aber, da er sie schon verlobt fand, die Neigung standhaft in seiner Brust verborgen gehalten. Wie dieses Verhältniß dennoch erfolglos geblieben, das hat uns der Dichter nicht verrathen; ein trauriger Zwischenfall, hören wir, störte den Bund, so daß jede Erinnerung daran den sonst so gefaßten Mann äußerst schmerzlich berührt. Eben so wenig unterrichtet uns der Dichter, da er jede unnöthige Ausführung hier wohl nur zu sehr meidet, von den nähern Umständen, die seine Entfernung aus dem Dienste veranlaßten, nur ganz im allgemeinen heißt es, daß er, wie so mancher andere, ohne seine Schuld in diese traurige Unthätigkeit versetzt worden, die einen so sehr auf thätiges Wirken gestellten, durch Kenntnisse, sichere Gewandtheit und reife Umsicht ausgezeichneten Mann um so unangenehmer treffen und den durch sein Mißgeschick genährten Ernst noch tiefer in seine Seele senken mußte. Im trüben Unmuth über seine so beschränkte als peinlich unthätige Lage will er endlich eine der ihm angebotenen Stellen annehmen, obgleich sie seiner nach Thätigkeit und Wirksamkeit strebenden Natur nicht gemäß ist, als Eduard ihn durch die Einladung überrascht, ihm bei der Einrichtung und Ausmessung seines Gutes zur Hand zu gehn.

So tritt denn der Hauptmann in den häuslichen Kreis des Freundes ein, nachdem er sich durch einen sehr verständigen Brief angekündigt hat, der sich mit größter Deutlichkeit über ihn selbst und sein Verhältniß zu den Freunden aussprach. Und sofort bewährt er sich als ruhiger, besonnener Mann, wohl unterrichtet, vom Drange nach ernster, bestimmter, folgerechter Thätigkeit getrieben, von aller

Anmaßung und prahlenden Rednerei frei, kurz, aber entschieden und treffend in seinen Aeußerungen, mit klarer Umsicht alle Verhältnisse erschauend, mit fester Willenskraft seine Zwecke verfolgend, von jeder Verwirrung der Leidenschaft sich frei haltend. Thätigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Anstand und Würde bilden die Grundtriebe dieser durchaus verständigen Natur, der aber auch ein feines Gefühl für das Edle und Schöne beiwohnt. Auch auf ihn macht Ottiliens reine Schönheit einen höchst erfreulichen Eindruck, viel inniger aber fühlt er sich zu der seinem Wesen verwandtern Charlotte hingezogen, mit der ihn bald eine gemeinsame Thätigkeit näher verbindet, in welcher beide sich gegenseitig auf das beste fördern, jeder vom Werthe des andern innig durchdrungen. Daß die Stimme des Herzens sich einmische, daß eine innere Anziehungskraft Gewalt über sie gewinne, entgeht ihnen beiden anfangs in gleicher Weise, da ihr behagliches Glück sie ganz in sich selbst versenkt. Doch nicht lange kann der Hauptmann sich in diesem gefährlich süßen Traume wiegen. Die Beobachtung der Veränderung seines eigenen an feste Ordnung gewöhnten Wesens und der unverkennbaren Hinneigung zwischen Eduard und Ottilien macht ihn auf seinen bewegten Seelenzustand aufmerksam; er fühlt, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohe, und er vermeidet deshalb, sich allein mit ihr zusammenzufinden. Die Aussicht, welche der Graf ihm bald darauf eröffnet, führt ihn zu der ernsten Betrachtung, daß er auf Eduards Gut eigentlich seine Bestimmung nicht erfülle, daß seine Beschäftigung daselbst im Grunde nur ein halbthätiger Müßiggang sei, da es sich hier um keine bedeutenden Zwecke handle. Indessen soll auch dieser so klar verständige, seine Leidenschaften zügelnde Mann der sittlichen Verwicklung nicht entgehn, um gerade in ihr seine Selbstbeherrschung zu bethätigen. Als ein wunderlicher Zufall ihn in die Nothwendigkeit setzt, Charlotten aus dem Kahne zu tragen,

geräth sein Herz, das die Nähe des Abschiedes und das Gefühl des Werthes der ganz für ihn geschaffenen Frau sehnsüchtig aufgeregt hat, in streitende Verwirrung. Zwar bringt er es über sich, sie auf dem Rasenabhang niederzusetzen, aber die durch die nahe Berührung mächtig gehobene sinnlich leidenschaftliche Liebe gewinnt Gewalt über ihn, er schließt Charlotten aufs neue fest in seine Arme, und preßt einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen. Doch in demselben Augenblick erkennt er seine Schuld, um deren Vergebung er fußfällig fleht; und kaum bedarf es Charlottens ernster Mahnung, ihn zu dem Entschluß männlicher Entsagung aufzurufen. Je fester aber der Vorsatz, ihrer heiligen Pflicht die glühende Neigung zu opfern, in beider Brust wurzelt, um so ungescheuter können sie sich vertraulich zusammenfinden und die Mittel berathen, Eduards Leidenschaft zu beruhigen und sein eheliches Verhältniß völlig herzustellen. Der Hauptmann setzt dabei die angefangenen Arbeiten lebhaft fort, da er vor seiner Uebernahme der ihm angebotenen ansehnlichen Stelle alles gehörig vorbereitet wünscht, damit seine Entfernung keine Stockung herbeiführe; denn wie seine Thätigkeit eine rastlose war, wobei ihm sehr zu Statten kam, daß er nur sehr wenige Stunden Schlaf bedurfte, so lag ihm doch jede eitle Selbstsucht fern, welche es liebt, den eigenen Werth, auch zum Schaden der Sache selbst, recht auffällig zu machen. Noch bei der von Eduard mit leidenschaftlicher Liebe betriebenen Feier von Ottiliens Geburtstag bewährte der Hauptmann seine umsichtige Fürsorge und entschlossene Entschiedenheit; er weiß es zu hintertreiben, daß im Giebelfeld Ottiliens Namen in Blumenbuchstaben erscheine, und bei dem Unglücksfalle zeigt er sich als bereiter Helfer. An demselben Abend verkündet er Charlotten seine baldige Abreise, was er mit zutraulicher Freundlichkeit thun kann, da er auf der Freundin Standhaftigkeit, wie auf seine eigene sich fest verlassen darf; nur daß bereits der andere Morgen ihn wegführen werde, verschweigt er,

um Charlotten nicht in zu große Aufregung zu setzen, doch scheidet er nicht, ohne auf die ihm in Aussicht gestellte vortheilhafte Heirat hinzudeuten, welche seine Entsagung gleichsam besiegeln soll. Ein dankbar seine Gefühle aussprechendes Blatt verkündigt am andern Morgen den zurückgebliebenen Freunden die erfolgte Abreise.

Nicht weniger umsichtig, treu und entschieden zeigt sich der unterdessen zum Major beförderte Hauptmann im zweiten Theile des Romans. Als Eduard ihm mit lebhaftestem Feuer vorstellt, Ottilie müsse die Seine werden, und sich entschlossen zeigt, rasch trotz aller Hindernisse und Bedenken die Sache zur Ausführung zu bringen, da mahnt er ihn dringend von einem solchen verwegenen Schritte ab; und zwar sind es keine allgemeinen Sprüche, wodurch er ihn zu bestimmen sucht, sondern die Betrachtung der wirklichen Verhältnisse ist es, die er ihm ernstlich vorhält. Er weist ihn auf den hohen Werth seiner edlen Gattin hin, die er nicht in leidenschaftlicher Verblendung aufgeben dürfe; dann geht er auf die Geburt des Knaben über, welche das Band noch fester geschlossen, und ihm neue Verpflichtungen aufgelegt habe; endlich wendet er sich auf das nachdrücklichste zu den verschiedenen Bezügen, in welchen er zu seiner Gattin, zu den Familien, mit denen er näher verbunden sei, zur Welt und zu seinen Besitzungen stehe. Als aber Eduards verblendete Leidenschaft alle derartigen Bedenken von der Hand weist, dieser gar, um ihn zu beschwichtigen, ihm die Verbindung mit Charlotten in nächster Aussicht zeigt, welche beide Theile gleich glücklich zu machen verspreche, da sieht der Major gerade hierin ein entschiedenes Hinderniß, seinen Wünschen zu willfahren, weil ihre Ehre vor den Augen der Welt dadurch gefährdet werde. Doch um ihn durch seinen Widerspruch nicht noch mehr zu erhitzen, gibt er scheinbar nach, indem er nur die Entscheidung und Beschlußnahme aufzuhalten sucht. Erst als nach Erschöpfung aller Mittel kein anderer Ausweg übrig bleibt,

übernimmt er es, um ein schlimmeres Uebel zu vermeiden, Eduards Wunsch Charlotten mitzutheilen, damit er ihre Einwilligung zur Scheidung erlange. Selbst der schreckliche Augenblick, worin er Charlotten findet, hält ihn nicht ab, sich seines Auftrags zu entledigen; ja er sieht sich dadurch aller geschickt vorbereitenden Einleitungen überhoben, da gerade ein solcher Augenblick die reinste Offenheit fordert. Und so verkündet er ihr in ruhiger, einfacher Weise Eduards Wunsch, indem er zugleich seine eigene Hoffnung auf ihre Hand zart anzudeuten wagt. Es ist ein schöner Zug, daß der Major, wenn auch nicht ohne edles und zartes Gefühl, doch der Feinheit der in so manchen Beziehungen ihm ganz ähnlichen Geliebten entbehrt. Er wagt noch eine Verbindung mit Charlotten zu hoffen, während diese tief empfindet, für sie sei nach solchen schrecklichen Unfällen kein reines Glück mehr zu hoffen, sie müsse die durch Eduard freventlich verletzte Würde der Ehe retten, indem sie dem Manne ihres Herzens entsage, wie sie in jenem Augenblick gelobt, wo der Major sich zu einem leidenschaftlichen Kusse hatte hinreißen lassen. Aber selbst Charlottens ernstes Wort: „Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu sein", schlägt seine Hoffnung nicht nieder; von der Zukunft erwartet er eine andere Entscheidung, da sein feuriger Wunsch, sich des Besitzes der ihm ganz verwandten Seele zu erfreuen, sein Auge blendet. Doch bald muß er sich überzeugen, daß der Gedanke der Entsagung fest in Charlottens Brust stehe, und wenn sie, um Eduards verzweiflungsvollen, jedes Vertrauens ermangelnden Unmuth zu beschwichtigen, dem Major ihre Hand zusagt, falls Ottilie sich mit ihrem Gatten verbinden wolle, so kann ihm nicht entgehn, daß Charlotte hier ihrem eigenen, ganz der Entsagung geweihten Herzen Gewalt anthut. Bis zu Eduards Tod versieht der Major auf das treueste alle Pflichten reiner Freundschaft, in Charlotten wagt er nicht weiter

zu bringen, deren feines, edles Gefühl er ehrt, wenn er auch sein eigenes Glück dadurch auf immer vernichtet sieht.

Wir haben die vier Charaktere, auf denen die Haupthandlung der Wahlverwandtschaften beruht, in ihrer gegenseitigen Beziehung geschildert. Neben ihnen treten manche andere hervor, die aus der Haupthandlung als bedeutsame Sprossen hervorwachsen, und zugleich die Hauptcharaktere durch ihren Gegensatz eigenthümlich beleuchten. Zunächst treffen wir wieder auf ein Paar, worin sich eine durchaus verschiedene Auffassung der Ehe ausprägt. Wenn bei Eduard und Ottilien die allgewaltige Macht der Leidenschaft herrscht, der Ottilie sich auch da noch nicht zu entziehen vermag, als sich die Heiligkeit der Ehe ihrer Seele enthüllt hat, wenn der Hauptmann und Charlotte die Würde und Bedeutung der Ehe anerkennen, so halten die Baronesse und der Graf sie nur für eine höchst ungeschickte bürgerliche Einrichtung, der man längst ihre bindende Kraft hätte nehmen sollen, um einer freiern Bewegung Raum zu geben, und nur mit Widerwillen fügen sie sich einem gewissen äußern Anstand; sie vertreten ganz die weltlichste, natürlichste, dem Dichter so oft entgegengetretene Ansicht, welcher jeder Gedanke einer sittlichen Pflicht, einer Heiligung des Lebens durch edle Beschränkung und Zügelung wilder Begierden ganz fern liegt, und doch ist ihnen selbst ihre eheliche Verbindung etwas Unentbehrliches, wohl nicht allein um ungestört zusammenleben zu können, sondern auch weil sie gegenseitig sich gebunden wünschen. Glühende Leidenschaft hat ihre beiderseitige Ehe nicht ohne Aufsehen gestört, indem sie schrankenlos sich derselben hingaben und der ehelichen Treue Hohn sprachen. Die gewünschte Scheidung war nur bei der Baronesse möglich geworden, während bei dem Grafen unüberwindliche äußere Hindernisse entgegentraten. So mußten sie

denn, da eine Verbindung unmöglich geworden, zum Schein sich trennen, da der Graf an seine Familie gebunden war. Aber für die Entbehrungen, die sie sich im Winter auflegen mußten, entschädigte sie der Sommer, wo sie auf Lustreisen und in Bädern sich immer zusammentrafen, und diese anstößige Verbindung war so allgemein bekannt, daß Charlotte als sie von der angekündigten Ankunft des Grafen vernimmt, sogleich überzeugt ist, die Baronesse werde nicht fern bleiben. Wie wenig Scheu sie selbst in dieser Beziehung haben, ergibt sich schon daraus, daß sie die Güte ihrer Freunde mit einem solchen anstößigen Stelldichein nicht verschonen, und leider steht in der vornehmen Welt die Sorge für höfliches Entgegenkommen höher als der reine Sinn, der von einer solchen strafbaren Verbindung sich entsetzt abwendet, und am wenigsten ihr eine Stätte gewähren darf. Beide treten als entschiedene Gegner der Unverletzlichkeit der Ehe hervor, da die Liebe ihnen nur ein abenteuerliches Spiel ist, dem sie sich rücksichtslos überlassen, und so klingen denn auch Erinnerungen an andere Neigungen in ihrem freien, nach weltmännischer Weise der gemeinen ehelichen Treue spottenden Gespräche hervor. Der Graf ist es, der in scharfer Weise das Tölpelhafte der Ehe hervorhebt, welche den zarten Blütenduft der Liebe abstreife, der sich in scherzhaften Vorschlägen einer vernünftigern Einrichtung ergeht, ohne zu ahnen, daß in der Würde und Heiligkeit der Ehe der einzige Grundstein eines wahrhaft sittlichen Familienlebens gegeben sei, auf welchem allein das bürgerliche und staatliche Leben gesichert ruhe. Im Munde der Baronesse würde ein solcher spottender Angriff auf die Ehe uns noch viel widerlicher berühren, doch geht diese auf den frivolen Ton heiter ein, indem sie von der allgemeinen Betrachtung zu dem besondern Verhältnisse sich wendet. Auch Eduard und Ottilie geben sich, letztere bis auf einen gewissen Punkt, ganz der Leidenschaft hin, aber ohne in feindseligen Gegensatz gegen die Ehe zu treten,

ohne mit keckem Spott sie aufzulösen. Der Graf zeigt sich, abgesehen von seiner unsittlichen Verwerfung der Ehe, als ein durchaus wohlwollender, mit feinem Geist, Einsicht und glücklichem Takt begabter Mann, an dessen Seite man sich recht behaglich fühlt, wie denn auch der Hauptmann seinen Werth vollkommen anerkennt, und Ottilie von seiner reichen Bildung und seinem feinen Wesen angezogen wird. Dagegen erkennen wir in der Baronesse eine schlaue, intriguenvolle Natur, welche die ihr im höchsten Grade zu Gebote stehende Selbstbeherrschung dazu benutzt, ihre eigensüchtigen Zwecke zu verfolgen und Gewalt über andere zu gewinnen. In kürzester Zeit hat sie die vollkommenste Einsicht in die leidenschaftliche Spannung des Verhältnisses der beiden Gatten. Wie wenig sie auch sonst an solchen Herzensirrungen Anstoß nimmt, so kann sie doch Ottilien, diesem in reinster natürlicher Anmuth prangenden Wesen, als dessen geschworene Feindin sie sich fühlen muß, diesem Neulinge in der Liebe, einen solchen Triumph nicht gönnen, und sie unterläßt nichts, sie von Eduards Seite zu reißen, sie in einen bescheidenern Kreis zu bannen. Auch als ihr selbst durch den Tod der Gräfin die sichere Aussicht auf die baldige Verbindung mit dem Grafen sich eröffnet hat, setzt sie ihre Feindseligkeiten gegen Ottilien fort, besonders da sie nicht ohne Eifersucht bemerkt, daß der Graf eine väterliche Neigung gegen diese fühlt. „Wer weiß", äußert der Dichter, „was diese in Zeiten lebhafterer Leidenschaft gegen sie angestiftet hätte? Jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheiratung den Ehefrauen unschädlicher zu machen." Um eine Herstellung des Verhältnisses zwischen Charlotten und Eduard ist es ihr nicht zu thun; sie nimmt nur gegen die ihr verhaßte Ottilie Partei, und wenn sie mit Charlotten gemeinsame Sache macht, so erinnert Goethe treffend, daß verheiratete Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, doch stillschweigend miteinander, besonders gegen junge

Mädchen, im Bündniß stehen. So tritt in dem Grafen und der Baronesse die der vornehmen Welt eigene Verachtung der ehelichen Treue und die Verkennung der Würde der Ehe hervor, die bis zum offenen Ehebruch führt. Goethe hat diese verbrecherische Hingabe nur angedeutet, ja man könnte zweifeln, ob unser Paar den sittlichen Ehebruch zum wirklichen steigere, da nur von einer „vertraulichen Stunde" (I, 11), von einer „abermaligen Versicherung ihrer wechselseitigen Neigung" die Rede ist. Daß der Dichter ihre Ansicht der Ehe nicht billige, bedarf für den verständigen Leser keines Wortes, aber Goethe fürchtete die Mißdeutung, und so schob er (I, 10) eine Bemerkung ein, worin er ausdrücklich jede Verletzung oder Trübung der Ehe als einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand bezeichnet; allein gerade diese Bemerkung müssen wir vom künstlerischen Standpunkt als eine ungehörige betrachten, da der Dichter selbst hier mit seiner Ansicht in eigener Person auf eine nicht zu billigende Weise sich hervordrängt.*)

Einen andern entschiedenen Gegensatz zu Ottilien bildet die mit so sprechender Wahrheit ausgeführte, zum lebensvollsten Bilde ausgeprägte Luciane, die in manchen Beziehungen an die neckische Philine erinnert, vor deren sittlichen Verirrungen sie ihre Stellung und ihr stolzes Selbstgefühl bewahrt. Wenn Ottilie eine ganz innerliche, scheu in sich zurückgezogene, im Heiligthum des Gemüths lebende Natur ist, so tritt uns in Lucianen ein durchaus äußerliches, für die Welt geborenes, nur auf den Schein gestelltes Wesen entgegen, dessen selbstsüchtiger Sinn jeder Tiefe des Gemüths ermangelt, wenn auch eine gewisse Gutmüthigkeit ihr nicht fremd ist. Bei einer so durchaus sinnlichen Erscheinung muß der Dichter auch (anders ist

*) Die ganze Stelle: „Sie wußte recht gut — die eheliche Verbindung anlastet" könnte füglich wegbleiben.

Grafen in Vorschlag gebrachten lebenden Bildern *) sich in ihrem Fache, wo sie vor allem in der Darstellung von Gerhard Terburgs väterlicher Ermahnung**) im höchsten Glanze ihrer reichen Anmuth erscheint. Auch verfehlt sie nicht, sich im Gesang zur Guitarre hören zu lassen, da sie das Instrument nicht ungeschickt spielt und eine angenehme Stimme besitzt, nur will ihr der wahre Ausdruck des Gefühls nicht gelingen, was besonders hervortritt, als sie, ohne ihren eigentlichen Vortheil zu kennen, sich auch im Vortrage von Balladen und sonstigen Deklamationsstücken versucht; denn der Ausdruck wahrer Leidenschaft und reinen Gefühls geht ihr völlig ab, den sie, wie es so häufig der Fall, unglücklich genug durch laute Heftigkeit und starke Gebärden zu ersetzen sich bestrebt. Alle Männer sucht sie auf irgend eine Weise an sich zu ziehen, und sie erlaubt sich alles mit ihnen, wogegen sich niemand gegen sie etwas herausnehmen darf; gegen alle derartigen Zumuthungen weiß sie sich auf geschickte Weise zu sichern. Bei allem bestechenden Glanze ihrer äußern Erscheinung geht ihr jedes feinere Gefühl, jene Innigkeit der Seele ab, durch welche Ottilie so unwiderstehlich fesselt. Sie betrachtet alles als

---

und Weiße behandelt, auch in Fortiguerras Richardett ausführlich erzählt. Sie folgt dem Gatten in das Grabmal, wird aber nach längerer leidenschaftlicher Trauer von einer solchen Liebe zu einem zufällig in das Grabmal kommenden Soldaten ergriffen, daß sie nicht allein sich ganz ihm hingibt, sondern auch, um sein Leben zu schonen, es gestattet, daß er die Leiche ihres Gatten an den Galgen hängt.

*) Später wurden solche auch am weimarer Hofe gestellt. Vgl. Goethes Brief an Meyer vom 9. Februar 1813 und seine Bilderszenen überschriebenen Verse vom 15. März 1816. Vgl. auch das Ende von Goethes Anzeige der Aufführung seiner Proserpina im Mai 1815.

**) Das Bild selbst, von Johann Georg Wille in Paris in Kupfer gestochen, befindet sich jetzt im berliner Museum, ein ähnliches in Amsterdam. — Unseres Wille. In Dichtung und Wahrheit XX heißt es: „Wille, hochgeehrt als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste (in Paris) Grund und Boden."

bloßes Spielwerk ihrer muthwilligen Laune, als bereites Mittel ihrer Gefallsucht; für wahre Kunst fehlt ihr jeder Sinn, für das Hohe und Edle Ernst und Tiefe des Gemüthes. Freilich zeigt sie sich gern, oft bis zur Verschwendung, wohlthätig, aber dieser ihr Wohlthätigkeitstrieb fließt nicht aus der reinen Quelle warmer Liebe und herzlicher Theilnahme, sondern aus der Lust, von sich reden zu machen, wie eine segensvolle Göttin überall begrüßt zu werden, wobei ihre Wohlthätigkeit oft zur Grausamkeit ausartet, und wie wenig sie dabei von innigem Mitgefühl geleitet wird, ergibt sich aus dem absichtlich vom Dichter bedeutsam hervorgehobenen Falle, wo sie durch ihre unzarte Zudringlichkeit das schlimmste Unheil hervorruft. Keinen zu schonen, alle Schwächen aufzudecken, alles Ernste zu verhöhnen, um sich Spaß und Unterhaltung zu verschaffen, treibt sie ihre eitle Selbstsucht, die mit Recht in Ottilien ihren schärfsten Gegensatz ahnt und dieses reine, innerliche Wesen mit bitterstem Hasse verfolgt, sie auf jede Weise zu kränken und zurückzusetzen trachtet. So treten bei Lucianen höchste, für ihre Umgebung unbequeme Glanz- und Gefallsucht und selbstische Aeußerlichkeit hervor, doch dürfen wir mit Charlotten hoffen, daß die Ereignisse des wechselnden Lebens und besonders die Gefühle, welche ihrer als Gattin und Mutter harren, diese Selbstigkeit mildern, ihrem schwärmenden, gefallsüchtigen Wesen eine andere Richtung geben, sie zu liebevoller Theilnahme bilden werden, vermögen sie auch nicht, ihre leichtere, dem Aeußern zugewandte Natur zu vertiefen. Ueber den von Bettina Brentano entnommenen Zug vgl. oben S. 24 f.

Empfindet Luciane einen natürlichen Widerwillen gegen Ottilien, so fühlt die kleine Nanny sich von innigster ahnungsvoller Neigung zu ihrer schönen Herrin hingezogen, die wie mit einem Zauberschlage ihr ganzes Wesen verwandelt hat. Denn dieses lebhafte Mädchen, das zu keiner Arbeit Geschick besaß, jede Thätigkeit floh, findet sich

an ihrer Seite fleißig, munter und unermüdet, und kann sie auch ihren kindischen Neigungen nicht ganz entsagen, so folgt sie doch Ottiliens Wünschen und Winken mit treuester, die volle Seele hinreißender Liebe. Aus schmerzlichster Eifersucht entfernt sie sich trotzig von der einzig geliebten Herrin, als Ottilie Charlottens Knaben ihre ganze Neigung zuzuwenden scheint, den sie auf ihren immer weitern Spaziergängen, ganz in Gedanken versunken, mit sich trug, „lesend und wandelnd, eine gar anmuthige Penserosa*)." Erst nach dem Tode des Knaben stellt sie sich wieder ein, wo sie denn durch noch herzlichere Hingabe, die sich besonders in unterhaltender Redseligkeit kund gibt, das Versäumte nachzuholen sucht. Leider stört ein unglücklicher Krankheitsanfall die sie ganz begeisternde Aussicht, Ottilien in fremde Gegenden zu begleiten; um so glücklicher fühlt sie sich, als sie der zurückgekehrten Herrin alle ihre Liebe widmen kann. Nach dem mit Entsetzen sie ergreifenden Tod Ottiliens vom Arzte heftig gescholten, daß ihre kindische Naschsucht an diesem Unglück schuld sei, wird sie von schrecklichster Unruhe und Reue gequält. Als sie aber in dem vorüberziehenden Leichenzuge die hingeschiedene Herrin in ihrer ganzen himmlischen Milde und verklärten Schönheit erblickt, da reißt ihre von Ottiliens reinem, tiefem Wesen angewehte und durchdrungene Seele sie zu schwärmerischer Anschauung hin; überirdisch, wie eine von Wolken oder Wogen**) getragene Heilige, scheint diese ihr zu winken, bewußtlos stürzt sie zu ihr hinab, doch ihre durch den Fall gelähmten

*) Der Penseroso (der Gedankenvolle, Schwermüthige) ist eine beliebte Charakterdarstellung der Maler. Milton hat den Charakter des Penseroso und als sein Gegenbild den Allegro, den Lebensfrohen, geschildert. Des letztern gedenkt Goethe im dreizehnten Buche von Dichtung und Wahrheit.

**) Vgl. meine Bemerkung zu dem Verse „Und die Welle schwankt zurück" in der Novelle (Erläuterungen XVI, 74 f.) und zu Johanna Sebus (Erläuterungen der lyr. Ged. II, 327).

Glieder gewinnen ihre volle Lebenskraft wieder, als sie mit der als Heilige ihr erschienenen Freundin in Berührung gebracht wird — eines jener natürlichen Glaubenswunder, deren Dichtung keineswegs mystischer Nebelei ihren Ursprung verdankt. Wir erinnern an die ähnliche Geschichte von Speraten (Meisters Lehrjahre VIII, 9). Der Geist Ottiliens ruht auf dem wiederhergestellten Mädchen, das nun in der Bewachung der heiligen Reste sein Glück findet.

Mit Charlotten, der Baronesse und Nanny ist der Kreis der neben Ottilien hervortretenden weiblichen Charaktere geschlossen, dagegen finden wir noch eine Anzahl männlicher, die von den leidenschaftlichen Verwicklungen der Liebe frei erscheinen, da sie von andern Lebensrichtungen ganz hingezogen werden; wir meinen den Gehülfen, den Architekten, den Lord und dessen Begleiter, denen man noch etwa den weniger ausgeführten jungen Rechtsgelehrten beifügen könnte. Der Gehülfe aus der Pension ist eine durchaus nüchterne, lehrhafte, von dem heiligen Berufe der Jugenderziehung ganz durchdrungene Natur, die mit ruhiger Klarheit alle auf diese bezüglichen Fragen erwogen hat und zu fester Entscheidung darüber gekommen ist; auch fehlt es ihm bei Beurtheilung dieser und aller damit in Berührung stehenden menschlichen Verhältnisse nicht an dem glücklichen Flusse bezeichnender Rede. Gleich Ottilien vermochte er in seiner Jugend nur das zu erfassen, was ihm in gründlicher, folgerechter Weise überliefert wurde, eine rasche Fassungskraft ging ihm wie dieser ab, und gerade diese Uebereinstimmung ihrer Naturen war es, die ihn mit lebhaftem Antheil zu dem lieben Kinde hinzog, das er von andern ungerecht beurtheilt sah. Auch er ist eine in sich verschlossene Natur, aber wenn Ottilie nur das sich aneignen kann, was ihrem tiefen Gemüth sich einprägt, wenn ihr reiches Wesen sich erst durch die Liebe in ihrem vollen Glanz erschließt, so ruhte bei ihm in früher

von Nanny Abschied." So hat der Dichter uns die äußere Gestalt des Architekten lebhaft einzuprägen gesucht. Aber nicht weniger ist ihm seine Charakterschilderung gelungen. Sein ganzes Wesen ist von der Hoheit der bildenden Kunst ergriffen, die er innigst verehrt und gegen jede Mißachtung und Entwürdigung in Schutz nimmt, wie er dies besonders Lucianen gegenüber thut, die er vergeblich auf das Vorzeigen seiner Sammlung sorgfältiger Zeichnungen warten läßt, da er wohl fühlt, wie wenig sie eine Ahnung von der Würde der Kunst hat. Ueberall ist sein Streben auf schöne, reine Formen gerichtet, und er läßt keine Gelegenheit vorübergehn, der Kunst seinen Zoll zu bringen; so sehen wir ihn denn die Ausschmückung der Kapelle sich als eine besondere Gunst erbitten. Im Umgange zeigt er sich sinnig, freundlich und gewandt, bescheiden, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, im Gespräch angenehm und, wenn er auf die Kunst zu sprechen kommt, belehrend und durch die Wärme seines Gefühls fesselnd, fern von jeder steifen, dünkelvollen Zudringlichkeit. In Ottilien verehrt er eine schöne Natur, die ihn mit unendlicher Zartheit fesselt. Als sie an seiner Seite in der Kapelle malt, vertieft er sich ganz in ihren holden, beseligenden Anblick, so daß es nicht zu verwundern, wenn seine Engelsköpfe immer mehr Aehnlichkeit mit ihr gewinnen, bis ihr liebes Antlitz ihm zuletzt völlig gelingt. Allein die Flamme leidenschaftlicher Glut schlägt nicht in ihm auf, da er wohl ahnt, daß sie ihm nicht angehören könne; sein Verhältniß zu ihr ist mehr das eines mit inniger Seele an der jüngern Schwester hängenden Bruders, als daß sein Herz unauflösliche Lebenseinigung und völlige Aneignung dringend forderte; seine Neigung zu ihr ist rein und lauter, die Stimme anmuthigster Seelenverwandtschaft. Goethe freute sich sehr über den Ausspruch des scharfsinnigen Solger, daß der Architekt durch die stille innerliche Größe seines Wesens gar nicht in die Verwirrung der Leidenschaft hineinge-

rathen könne; freilich habe er bei der Dichtung dieses Charakters nicht daran gedacht, äußerte er gegen Eckermann, aber Solger habe dennoch Recht, es liege dies allerdings in ihm. Ein Charakter, als dessen Grundzug seine Maßhaltung bei tiefem Gefühle sich herausstellt, geht mit reiner Ahnung durch alle Klippen sicher hindurch; das Herz sagt es ihm, ob er auf Gegenliebe hoffen dürfe, es hält ihn von allen freventlichen Wünschen mahnend zurück. Daß aber der Architekt wahrer, sich ganz hingebender, mit einer weiblichen Seele zu innigem Zusammenleben sich verschlingender Liebe unfähig sei, folgt daraus mit nichten. Wie warm und wie tief sein Gefühl aus innerster Seele hervorquelle, das verräth er uns unwillkürlich in dem Augenblick, wo er das reichblühende Wesen, dessen reine Gegenwart ihn so selig umweht hatte, vor der Zeit gebrochen vor sich liegen sieht, den schönen Körper der holden, wie noch scheidend mit ihrem himmlischen Strahl ihn erleuchtenden Seele beraubt wiederfindet, in welcher so seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden sich zu einstimmigem Leben verbunden hatten. Die Erinnerung an Ottilien, deren Ruhestätte er, ohne es zu ahnen, so anmuthig geschmückt hatte, wird ihn wie ein sehnsüchtig rührender Traum durch sein Leben begleiten, aber den Schmerz wird er zu überwinden, sich ungebrochen ins thätige Leben zu retten wissen — ist ja auch frische, so besonnene wie entschlossene Thätigkeit ein Grundzug seiner Seele —, und wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß er sich einst im vollen Genusse reiner Liebe beglückt finden werde, dessen er eben so fähig als werth erscheint.

Weniger ausgeführt, aber doch wohl erkennbar sind die Charaktere des Lords und seines Begleiters. Der bereits bejahrte Lord ist ein feiner, höchst gebildeter Mann, der, da er zu Hause kein Behagen findet, nach malerischen Aussichten und schönen Anlagen die Welt durchreist, die er in einer dunklen Kammer aufzufangen

und zu zeichnen pflegt. Der Unmuth über politische Verhältnisse und besonders die Entfernung seines einzigen Sohnes, der nach Indien gegangen und ihn so der von frühester Zeit an gehegten Hoffnung beraubt hat, sich an seiner Seite seiner herrlich angelegten Besitzungen zu erfreuen, dieser Unmuth hat ihm die Heimat verhaßt gemacht, wie wenig auch die eigensinnigen Gründe bedeuten, welche er gegen das Leben zu Hause vorzubringen vermag. Der Haß gegen ein ruhiges häusliches Leben ist bei ihm zu festwurzelnder Leidenschaft geworden, mit welcher der sonst so angenehm unterhaltende, heiter theilnehmende, gewandt gesellige Mann oft höchst lästig wird, wie er denn hier, ohne es zu ahnen, durch seine unmuthigen Bemerkungen die Frauen gar tief verletzt. Zu seinem umherschweifenden Leben wird er eigentlich nur durch den Mangel an Beschränkung und die Lust am Wechsel getrieben, obgleich er selbst über das Wechseln des Aufenthaltes in der Heimat unmuthig klagt: „Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit, und was nicht alles.“ So lange der Sohn an seiner Seite lebte oder die Aussicht auf ein glückliches Zusammenwohnen mit diesem ihn erfreute, fühlte er sich bei den wechselnden Einrichtungen und Anordnungen auf seinen Gütern zufrieden; der Unmuth wegen seiner vereitelten Hoffnungen trieb seine Lust zu Veränderung auf die höchste Spitze und so ergab er sich einem unsteten Wanderleben. Dagegen wird sein Begleiter wie so mancher seiner Landsleute durch das Verlangen, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, zur Reise veranlaßt. Als feiner Beobachter, freut er sich, in die verworrenen Zustände menschlicher Verhältnisse reiche Blicke zu thun, weshalb ihn auf der Reise nichts mehr anzieht, als „die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Konflikt des Gesetzlichen und des Ungebändigten,

des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden", und so weiß er manche „sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare" Geschichten mit besonderm Geschick zu erzählen. Auch ziehen ihn die geheimnißvollen Bezüge des Menschen zur Natur an, und alles, was damit in Verbindung steht. Da beide weniger in die Entwicklung der Handlung eingreifen, nur dazu dienen, durch ihre Erzählungen und ihre Unterhaltung auf die Frauen zu wirken, so darf es nicht auffallen, daß bei ihnen keine Beziehung zu der Seite des menschlichen Herzens hervortritt, welche den Gegenstand unseres Romans bildet. Wenn der Dichter beide Personen zu Engländern macht, so ist dies dem Charakter dieses so reiselustigen, ernsten Antheil an den Erscheinungen der Natur und der Menschenwelt nehmenden Volkes durchaus gemäß. Eines der anziehendsten Beispiele dieser Art bot dem Dichter der seit 1791 in Weimar mit seinen Töchtern lebende, im Jahre 1807 verstorbene Schiffsbauer Charles Gore, mit dem er in freundschaftlichem Verhältnisse stand, und von dessen Leben er bald nach den Wahlverwandtschaften in Philipp Hackert (1811) einen Lebensabriß gab. Manche Züge von ihm gingen in den Roman über, so die dunkle Kammer, die ihn zur Belagerung von Mainz begleitete.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt endlich Mittler ein, den Ernst Schulze in seltsamer Verkennung für ganz überflüssig hielt. Ihm legt der Dichter eigentlich die Grundanschauung des Romans in den Mund, daß die Ehe heilig und unverletzlich sei, worauf er ihn immer zurückkommen läßt. Einen eigentlichen Ausleger der Bedeutung einer Dichtung aufzustellen, widerspricht dem wesentlichen Charakter freier dichterischen Schöpfungen, die ihre Erklärung in sich tragen müssen, und so tritt auch die Ueberzeugung von der Heiligkeit der Ehe nicht in ihm, sondern in Ottiliens Entsagung als tiefstes menschliches Gefühl hervor. Allein der Dichter fühlte wohl, wie

leicht ein schwächlicher, undichterischer Leser seine Wahlverwandtschaften mißverstehn könne, und so schuf er eine solche lehrhafte, die Heiligkeit der Ehe laut betonende Figur, der er aber als einem doktrinären Sonderling einen komischen Anstrich gab, nicht ohne Hindeutung auf den moralstrengen Leser, der hierin sein Abbild erschauen möge. Das, was sich unter so schrecklichen Kämpfen aus Ottiliens Seele hervorringt, ist ihm nur ein eigensinnig aufgegriffener Lehrsatz, dessen praktische Verbreitung er zum Inhalt seines Lebens macht. Dieser Mittler ist ein jedes reinen Gefühls entbehrender trockener Begriffsmensch, der sich zum Eiferer für die Heiligkeit der Ehe aufwirft, der sich in den Kopf setzt, diesem Zwecke sein Leben zu widmen, ohne zu ahnen, wie wenig gerade er, der, wo es wirklich Noth thut, beim besten Willen alles auf das ungeschickteste angreift, zu einer solchen Sendung sich eignet. Die dichterische Gestaltung dieser durchaus prosaischen Seele ist einzig gelungen. Goethe vernahm viele Jahre später, daß ein Mann, von dem er nie etwas gehört, sich in der Person Mittlers wirklich getroffen gefunden. Ein in unsern Roman eingreifender Geistlicher würde eine durchaus unglückliche Figur machen, wogegen ein ehemaliger Geistlicher, der nicht durch religiöse Belehrung wirken will, aber die Lehrhaftigkeit des Geistlichen beibehalten hat, vortrefflich an der Stelle ist. Als Landgeistlicher hatte er seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, alle Streitigkeiten seiner Pfarrgenossen zu schlichten, indem er mit verständigen Gründen jedem sein Unrecht vorhielt und die Nachtheile, worin er durch Verfolgung desselben gerathen würde. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit den Rechtsbestimmungen und Anordnungen des gerichtlichen Verfahrens bekannt gemacht, und sich so wohl ausgerüstet, daß er in dieser Kenntniß dem geschicktesten Sachwalter gewachsen war. Hierdurch hatte er sich bald solchen Ruf erworben, daß entfernte Parteien, einzelne wie ganze Gemeinden, sich an ihn wand-

ten, und schon dachte man daran, ihn in die Hauptstadt zu ziehen, da er in dem ausgedehntern Kreise eines Konsistoriums, besonders bei Ehesachen, eine noch segensvollere Wirksamkeit entfalten werde. Aber der für das Heil und den Frieden anderer so eifrig besorgte Mann hatte auch seine eigenen Wünsche nicht ganz hintangesetzt; in der Hoffnung, sich ein unabhängiges Leben zu verschaffen, hatte er es nicht unter seiner Würde gehalten, in die so gemeinschädliche Lotterie zu setzen, und das ihm gewogene Glück brachte ihm wirklich einen ansehnlichen Gewinnst, der ihn in den Stand setzt, sich ganz auf eigene Hand dem Schlichten und Vermitteln zu widmen. Deshalb schlug er die angebotene Stelle im Konsistorium aus, kaufte sich ein Gut, das er in Pacht gab, während er selbst von hier aus seine Streifzüge im Lande machte. Wo es etwas zu schlichten und zu richten gibt, da fühlt er sich ganz an der Stelle, besonders aber ziehen ihn eheliche Mißverhältnisse an, in deren Behandlung er auch früher meist mit Glück gewirkt hat, da in den beschränktern Lebenskreisen, die in seine Wirksamkeit fielen, ein zusprechendes Wort des in Amt und Würde stehenden Vorgesetzten von großem Einfluß ist, besonders wenn das Zerwürfniß, wie es hier meist der Fall, die Folge eines leicht beizulegenden Streites, augenblicklicher Leidenschaft oder einer Schwäche ist, die nicht in die Tiefe der Seele eingreift. Unser Mittler reist auf die Schlichtung von Streitigkeiten als auf ein, wenn auch nicht einträgliches, doch seinem Ehrgeize schmeichelndes Geschäft, das er mit unausgesetztem Eifer betreibt, so daß er es sich zum Verbrechen anrechnet, in einem Hause zu verweilen, wo es nichts zu schlichten gibt. Sein drolliges Benehmen (Eduard bricht, als er von ihm hört, gleich in den Ruf aus: „Der drollige Mann!"), das mit der Würde eines Geistlichen und der Ruhe eines die menschlichen Verhältnisse mit geweihtem Sinne durchdringenden Weisen in schärfstem Widerspruch steht, tritt gleich bei seiner Anmeldung lebhaft

hervor; denn wir hören aus dem Munde des Bedienten, wie er in den Schloßhof sprengt, alle Diener zusammenschreit und sie auffordert, die Herrschaft aufzusuchen, um ihm in aller Geschwindigkeit zu sagen, ob es Noth thue. Und da er vernimmt, daß sie sich draußen befinden, läßt es ihn nicht ruhen, spornstreichs reitet er ihnen entgegen, und schon aus der Ferne ruft er ihnen zu, ob es wirklich Ernst sei, da der Bediente ihm Eduards launige Erwiederung gebracht hatte, es thue sehr Noth;*) sie sollten ihn nur nicht vergebens aufhalten, da er heute noch viel zu thun habe. In seiner Frage: „Ihr habt mich doch nicht zum Besten?" spricht sich nicht allein seine Verwunderung aus, daß es im Hause des Barons Noth thue, sondern wir denken uns auch unwillkürlich, dieses werde ihm mehrfach begegnet sein. Seine Eilfertigkeit hält ihn indessen nicht ab, der Einladung zu folgen und über Mittag zu bleiben, wobei er nicht ohne Ruhmredigkeit von seinen heutigen Thaten und Vorhaben erzählt. Erst beim Nachtisch vernimmt er auf sein dringendes Verlangen von der Unschlüssigkeit der Gatten, die sich seinen Rath erbitten. Unwillig, daß man ihn hingehalten, springt er auf und reitet davon; denn Rath zu geben und einem möglichen Uebel vorzubeugen, ist nicht die Sache des wunderlichen Mannes, nur wo ein wirklich eingetretenes Mißverhältniß zu heben ist, da versucht er seine Kunst, die es aber nicht weiter bringt als zu einem verständigen Zuspruch, einer salbungsvollen Mahnung, einer eindringlichen Scheltrede, so daß er freilich viele Geschäfte an einem Tage abmachen kann. Daß es ihm hiermit wirklich zuweilen gelinge, das erfahren wir bei seinem zweiten Erscheinen. Er hat in einem Hause Frieden gestiftet, worauf er sich so viel zu Gute thut, daß er nun auch einmal auf kurze Zeit feiern zu können glaubt. Einen halben

*) Daß der Bediente ihm begegnet, wird nicht ausdrücklich erwähnt.

Tag bleibt er in jenem Hause, will aber dann, da er gelegentlich von der Geburtstagsfeier Charlottens hört, bei diesem eines ungestörten ehelichen Frieden sich erfreuenden Paare es einen Tag sich wohl sein lassen. Da er aber diesmal nicht in Geschäften reist, so gestattet er sich auch einen langsamen Ritt, und fragt nicht, ob es Noth thut, obgleich eine solche Frage jetzt gerade an der Stelle gewesen wäre. Wie wenig er aber auch, wäre er von dem Mißverhältniß wirklich unterrichtet worden, hier auszurichten vermocht hätte, sehen wir daraus, daß er vor dem Grafen förmlich die Flucht ergreift, da er dessen nicht Herr zu werden vermag. Vor einem solchen Verächter der Ehe würde er nicht so schmählich Reißaus nehmen, fühlte er nicht, daß alle seine Beredtsamkeit nichts gegen die Macht der Leidenschaft vermag. Dies zeigt sich denn auch bei Eduard. Als er von dem traurigen Zerwürfniß der Gatten vernimmt, überläßt er sie einige Zeit sich selbst, da er weiß, wie schwer es halte, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu helfen; doch endlich läßt es ihn nicht ruhen, er eilt zu Eduard, bei dem aber seine so wohl gemeinten als allbekannten allgemeinen Sätze natürlich ohne Wirkung bleiben, ja dieser fordert gerade das von ihm, was zu seiner eigentlichen Sendung den schärfsten Gegensatz bildet; er soll ihm von Charlotten die Einwilligung zur Scheidung verschaffen. Ein glückliches Ereigniß, Charlottens Schwangerschaft, scheint Mittler zu Hülfe zu kommen. Da er die Tiefe der Leidenschaft nicht zu ermessen vermag, so glaubt er hierdurch schon das ganze Verhältniß wiederhergestellt, und er ist seiner Sache so gewiß, daß er sich nicht einmal die Zeit gestattet, die glückliche Nachricht selbst Eduard zu überbringen, sondern meint, jeder Bote sei gleich gut, wodurch denn die verhängnißvolle schweigende Entfernung Eduards veranlaßt wird, die er, hätte er ihm selbst zugesprochen, vielleicht gehindert hätte, wenigstens würde er genauere Nachricht von seinem Vorhaben er-

halten haben. „Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor", heißt es bei dieser Gelegenheit, „aber seine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er." Doch nicht allein nutzt seine wohlmeinende Geschäftigkeit meist nichts, sondern derselbe Mann, der sich anmaßt, die leidenschaftlichsten Herzensirrungen zu entwirren, schafft durch sein ungeschicktes, rücksichtsloses Benehmen vielfach Unheil. So verschuldet er durch seine überlange salbungsvolle Rede bei der Taufe den plötzlichen Tod des alten schwachen Geistlichen, und auch Ottilie stirbt in Folge seiner bei ihrem Eintreten gegebenen Ausführung über das Gebot: Du sollst nicht ehebrechen! Und doch gerade damals, wo er noch immer dem Schicksal Ottiliens, obgleich diese mit fester Entschiedenheit dem Tod entgegenging und unzertrennlich an Eduard gebannt war, eine günstige Wendung geben zu können wähnte, gerade damals betrug er sich vorsichtiger als je; „er horchte, er gab nach, er gab zu verstehn und führte sich nach seiner Weise klug genug auf": aber die rasche Leidenschaftlichkeit seiner Natur wußte der „wunderbar thätige" Mann nicht zu bewältigen, wie sehr er sich auch angelegen sein ließ, fremde Leidenschaften durch seine nicht selten heftige Zusprache zu beruhigen. Auch darin versieht er es, daß er Eduard von Ottiliens Versetzung nach der Pension Nachricht gibt, ehe diese wirklich am Ort ihrer Bestimmung angekommen ist. So sehen wir denn, daß Mittler, bei aller seiner Geschäftigkeit und bei dem allerbesten Willen, nichts weniger als der Mann ist, in solchen Herzensirrungen zu helfen, daß er die Tiefe der Leidenschaft nicht versteht, und noch weniger im Besitze der Mittel ist, ihr mit Erfolg entgegenzuwirken, in so zarte Verhältnisse versöhnend einzugreifen.

Von den Charakteren, welche, nach dem Grade ihrer Bedeutung bald mehr bald minder ausgeführt, sich zu einer lebendigen, wohl-

gegliederten Handlung verschlingen, wenden wir uns zur Anordnung und Ausführung der Erzählung. Mit den einfachsten Mitteln hat der Dichter durch eine wohlberechnete Anordnung glücklich ausgewählter und klar gezeichneter Züge eine höchst bedeutende Wirkung zu erreichen gewußt. Wir sehen uns gleich am Anfange in ein anmuthiges, friedliches Leben versetzt, das gegen jeden Angriff wilder Leidenschaft gesichert scheint. Zu dem Gute Eduards, der die Wünsche seiner Jugend glücklich erfüllt sieht, scheint keiner Sorge der Zutritt geöffnet.*) Beide Gatten sind nur bestrebt, sich ihr durch die Liebe beglücktes Leben möglichst zu verschönen. Wie Eduard in der Pflege des Gartens sein Vergnügen findet, so ist Charlotte in ihren Parkanlagen ganz glücklich. Das einzige, was ihn quält, ist die unglückliche Lage seines Freundes, der er dadurch abhelfen möchte, daß er ihn an seine Seite beruft. Charlotte, die sich im ungestörten Zusammenleben mit Eduard so ganz beglückt fühlt, findet sich durch einen solchen Vorschlag unangenehm berührt; je größer ihr friedliches Glück ist, um so ängstlicher fürchtet sie, dies durch das Dazwischentreten eines Dritten gestört zu sehn; ihr ahnungsvoll erregter Geist führt ihr manche traurige Beispiele eines solchen Wechsels vor. So steigt schon hier ein trüber Schatten auf. Indessen hat Eduards Verlangen auch in ihrer Seele einen Wunsch wach gerufen, und

*) Chr. H. Weiße hat die Oertlichkeit der Anlagen des Gutes auf dem großherzoglichen Schlosse Wilhelmsthal zwei Stunden von Eisenach gefunden, deren dichterische Belebung die Herzogin erfreuen mußte. Dort finden sich die später erwähnten durch Dämme von einander getrennten Teiche, dort Ottiliens Lieblingsplatz und die Mühle, und auch der Promenadenweg zum Schlosse, dessen Anlage hier beschlossen wird, wurde dort ausgeführt. Goethe halte sich an den dortigen Anlagen selbst betheiligt, noch mehr an den Parkanlagen in Weimar, die ihn so ernstlich beschäftigten, wie Charlotten, Eduard und den Hauptmann.

Charlotten und den Hauptmann fürchten wir bei der beiderseitigen klaren Besonnenheit nicht, wenn auch jener die Gegenwart des Freundes immer erwünschter wird. Und doch ahnen wir, durch Charlottens zweimal hervorgehobene Erinnerung getroffen, daß auch in diese so friedlich behaglichen, durch Liebe und Freundschaft befestigten Zustände die Naturgewalt der Leidenschaft gewaltsam eingreifen könne. Störend wirkt nur der auf dies wirkliche Eintreffen einer solchen verhängnißvollen Anziehung hindeutende Titel des Romans, der, um nichts von der Entwicklung errathen zu lassen, besser Ottilie hieße.

Jetzt erst tritt die Heldin des Romans auf, von deren Wesen wir schon durch frühere gelegentliche Mittheilungen unterrichtet sind. Bei der Sicherheit, in der sich alle fühlen, schleicht sich die Neigung unmerklich ein, und je lieblicher sie die beiden Paare umspielt, desto rascher entwickelt sie sich. Es ist ein überaus ergreifender Gegensatz, daß, während alle eifrig beschäftigt sind, die äußern Umgebungen auf das angenehmste und erfreulichste umzugestalten, die im Herzen ruhenden Grundlagen ihres ganzen Glückes von verderblicher, immer weiter um sich greifender Leidenschaft unheilbaren Schaden erleiden. Dies übersieht H. Grimm, wenn er in den Naturbeschreibungen im Anfange des Romans etwas Coulissenhaftes sieht. Das Lustgebäude, welches man auf der Höhe anzulegen beschließt, soll für alle so unheilvoll werden. Ottilie hat dort mit richtigem Blick die einzig passende Stelle erkannt, wodurch Eduards Neigung für die Geliebte sich mit der Betreibung dieses Baues innig verschlingt. Der Hauptmann setzt es durch, daß, trotz Eduards Abneigung gegen solche Feste, Charlottens Geburtstag mit der Grundsteinlegung gefeiert wird, wodurch in jenem der Gedanke erregt wird, Ottiliens später fallenden Geburtstag recht feierlich zu begehn — und gerade diese Feier soll ein so bedeutsamer Entwicklungspunkt werden. Jene Grundstein-

legung gewinnt noch eine besondere Wichtigkeit durch die auf Eduard und Ottilien mächtig wirkende Rede des Maurergesellen, der die Bestimmung, wo das Gebäude stehn soll, für das Vorrecht des Grundherrn erklärt; denn Ottilie hatte diesen Punkt bestimmt. Dagegen macht die Hinweisung auf die Heiligkeit der Ehe, welche die natürlichen Neigungen durch das Gesetz noch fester zusammenhalte, keinen Eindruck auf das glückliche Paar. Auch das vom Gesellen in die Luft geworfene, unversehrt zur Erde kommende Glas mit den verschlungenen Buchstaben E und O soll nicht ohne Einfluß auf Eduard bleiben, obgleich wir dies erst später erfahren. Eduard und Ottilie überlassen sich sorglos ihrer Neigung, während das andere Paar die ihm drohende Gefahr bereits ahnt und gegen sich selbst auf der Hut ist. Der Hauptmann ist es, der sich zuerst zur Besonnenheit erhebt, und Charlotte fühlt, weshalb er sich von ihr zurückzieht.

Die unreine Nähe der Verächter der Ehe, des Grafen und der Baronesse, übt unmittelbar darauf ihre verderblichen Folgen, wie dies Mittler richtig vorausgesehen hat, wenn er bemerkt, ihr Wesen sei ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanze. Nicht allein, daß Ottilie die freventlichen Grundsätze über die Ehe mit anhören muß, daß Eduard dadurch in seiner Leidenschaft bestärkt wird, es ist, als ob ihre bloße Gegenwart die Verletzung der Heiligkeit der Ehe mit sich führe, als ob sie den Luftkreis verpeste. In derselben Nacht, worin Eduard den Grafen zur Baronesse führt, erfolgt durch seltsames Zusammentreffen jener unselige Besuch Charlottens von ihrem Gatten, der Eduard noch mehr seiner Gattin entfremdet, und am folgenden Tage findet dieser Gelegenheit, Ottilien seine Liebe zu erklären, während zu gleicher Zeit der Hauptmann der ihm so nahe gelegten Versuchung nicht widerstehn kann, einen Kuß auf Charlottens Lippen zu drücken. Freilich hat hier der Zufall einen bedeutenden

Charlotten und den Hauptmann fürchten wir bei der beiderseitigen klaren Besonnenheit nicht, wenn auch jener die Gegenwart des Freundes immer erwünschter wird. Und doch ahnen wir, durch Charlottens zweimal hervorgehobene Erinnerung getroffen, daß auch in diese so friedlich behaglichen, durch Liebe und Freundschaft befestigten Zustände die Naturgewalt der Leidenschaft gewaltsam eingreifen könne. Störend wirkt nur der auf dies wirkliche Eintreffen einer solchen verhängnißvollen Anziehung hindeutende Titel des Romans, der, um nichts von der Entwicklung errathen zu lassen, besser Ottilie hieße.

Jetzt erst tritt die Heldin des Romans auf, von deren Wesen wir schon durch frühere gelegentliche Mittheilungen unterrichtet sind. Bei der Sicherheit, in der sich alle fühlen, schleicht sich die Neigung unmerklich ein, und je lieblicher sie die beiden Paare umspielt, desto rascher entwickelt sie sich. Es ist ein überaus ergreifender Gegensatz, daß, während alle eifrig beschäftigt sind, die äußern Umgebungen auf das angenehmste und erfreulichste umzugestalten, die im Herzen ruhenden Grundlagen ihres ganzen Glückes von verderblicher, immer weiter um sich greifender Leidenschaft unheilbaren Schaden erleiden. Dies übersieht H. Grimm, wenn er in den Naturbeschreibungen im Anfange des Romans etwas Coulissenhaftes sieht. Das Lustgebäude, welches man auf der Höhe anzulegen beschließt, soll für alle so unheilvoll werden. Ottilie hat dort mit richtigem Blick die einzig passende Stelle erkannt, wodurch Eduards Neigung für die Geliebte sich mit der Betreibung dieses Baues innig verschlingt. Der Hauptmann setzt es durch, daß, trotz Eduards Abneigung gegen solche Feste, Charlottens Geburtstag mit der Grundsteinlegung gefeiert wird, wodurch in jenem der Gedanke erregt wird, Ottiliens später fallenden Geburtstag recht feierlich zu begehn — und gerade diese Feier soll ein so bedeutsamer Entwicklungspunkt werden. Jene Grundstein-

die Geburt eines Kindes, muß Eduard verzeiflungsvoll in die Ferne treiben; denn die Erinnerung an jene unselige Nacht, an jenen doppelten Ehebruch, foltert ihn, er weiß sich nicht zu retten, als indem er das Schicksal zur Entscheidung aufruft, ob es seinen Tod oder die Verbindung mit Ottilien wolle; denn ein Drittes scheint seiner Leidenschaft undenkbar. So schließt denn das erste Buch, welches uns am Anfange die jungen Gatten in behaglichem Genusse heitern Zusammenlebens in angenehmster Umgebung zeigte, mit der entschiedenen Trennung. Eduard stürzt sich in den Krieg, der Hauptmann hat sich längst entfernt; nur die beiden Frauen sind zurückgeblieben, von denen Ottilie ganz hoffnungslos ist, so daß sie die Wünsche ihres Herzens sich selbst nicht gestehn darf. Nur Charlotte hat die Hoffnung nicht aufgegeben; sie hat sogar die Parkanlagen so weit fortsetzen lassen, daß sie zu einem gewissen nothwendigen Abschluß gelangten, ihr zurückkehrender Gemahl aber, der sich als glücklicher Vater wieder einstellen werde, in der letzten Vollendung noch genug erfreuliche Beschäftigung finde. Wie wenig aber ihre Hoffnung auf sofortige Rückkehr Eduards in Erfüllung gehn soll, erfährt sie nur zu bald.

Begann das erste Buch mit dem glücklichen Zustande des hoffnungsvollen Ehepaars und der anmuthig belebenden Thätigkeit für die [illegible] sich ausdehnenden Parkanlagen, so tritt uns am [illegible] als Hindeutung auf den traurigen [illegible] Kirchhofs und der Kirche entgegen, [illegible] stellung der kleinen Kapelle ge[illegible], wenn sie zu irgend etwas [illegible] einsame Grabstätte geeignet [illegible] es tief ergreifend wirkt: [illegible] nicht genießen, [illegible] jene Kapelle

Einfluß, aber es ist kein Schicksalsverhängniß, das nothwendig in grause Schuld verwickelt, sondern die im Leben so mächtig wirkende launenhaft fördernde Gelegenheit übt hier ihre Rechte, und alles trifft auf natürliche Weise zusammen.

Wenn Charlotte und der Hauptmann nach dem augenblicklichen Vergessen ihrer heiligen Pflicht sich zu gefaßter Entsagung erheben, so gibt dagegen Eduard sich dem süßen Rausche leidenschaftlich hin. Am Abend von Ottiliens Geburtstag läßt er sich durch nichts abhalten, das volle Gefühl, daß sie ihm ganz angehören müsse, an ihrer Seite wonnig zu genießen. Als aber Charlotte am andern Tage in ihn dringt, da wagt er nicht, mit rücksichtsloser Offenheit seine unbezwingliche Leidenschaft zu gestehn, er flieht in der Hoffnung, die ersehnte Verbindung mit Ottilien werde noch auf irgend eine Weise sich verwirklichen. Unmittelbar daran schließt sich die Schilderung der Zustände der zurückgelassenen beiden Frauen. Mittler sucht nach einiger Zeit aus eigenem Antrieb Eduard auf, aber vergebens bemüht er sich, eine Herstellung des alten Verhältnisses herbeizuführen.*) Dieser lebt nur in Gedanken an Ottilien, deren Bild wachend und träumend ihm erscheint, und in dem unerschütterlichen Glauben, daß sie ihm angehören müsse. In dem glücklich geretteten Glase verehrt er die Stimme des Schicksals, daß er und Ottilie unzertrennlich verbunden seien, daß sie nicht zu Grunde gehn werden. Gerade das, was sonst getrennte Gatten wieder zusammenführt, die Aussicht auf

*) Zu Eduards Ausführung des Satzes: „Der Behagliche hat gut reden", vgl. man Goethes Aeußerung im Anfange des sechzehnten Buches von Dichtung und Wahrheit: „Vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde", und die Frage (zuerst in den Wanderjahren): „Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Plebs zu fordern pflegte?"

die Geburt eines Kindes, muß Eduard verzeiflungsvoll in die Ferne treiben; denn die Erinnerung an jene unselige Nacht, an jenen doppelten Ehebruch, foltert ihn, er weiß sich nicht zu retten, als indem er das Schicksal zur Entscheidung aufruft, ob es seinen Tod oder die Verbindung mit Ottilien wolle; denn ein Drittes scheint seiner Leidenschaft undenkbar. So schließt denn das erste Buch, welches uns am Anfange die jungen Gatten in behaglichem Genusse heitern Zusammenlebens in angenehmster Umgebung zeigte, mit der entschiedenen Trennung. Eduard stürzt sich in den Krieg, der Hauptmann hat sich längst entfernt; nur die beiden Frauen sind zurückgeblieben, von denen Ottilie ganz hoffnungslos ist, so daß sie die Wünsche ihres Herzens sich selbst nicht gestehn darf. Nur Charlotte hat die Hoffnung nicht aufgegeben; sie hat sogar die Parkanlagen so weit fortsetzen lassen, daß sie zu einem gewissen nothwendigen Abschluß gelangten, ihr zurückkehrender Gemahl aber, der sich als glücklicher Vater wieder einstellen werde, in der letzten Vollendung noch genug erfreuliche Beschäftigung finde. Wie wenig aber ihre Hoffnung auf sofortige Rückkehr Eduards in Erfüllung gehn soll, erfährt sie nur zu bald.

Begann das erste Buch mit dem glücklichen Zustande des hoffnungsvollen Ehepaars und der anmuthig belebenden Thätigkeit für die immer weiter sich ausdehnenden Parkanlagen, so tritt uns am Anfange des zweiten, gleichsam als Hindeutung auf den traurigen Ausgang, die Ausschmückung des Kirchhofs und der Kirche entgegen, wobei besonders bedeutsam die Herstellung der kleinen Kapelle geschildert wird, die nach ihrer Vollendung, wenn sie zu irgend etwas benutzt werden sollte, nur für eine gemeinsame Grabstätte geeignet schien. Der Gegensatz liegt so offen vor, als er tief ergreifend wirkt: die mit solchem Eifer betriebenen Anlagen soll Eduard nicht genießen, aber in seiner Abwesenheit wird mit Ottiliens Hülfe jene Kapelle

hergerichtet, in welcher er an der Seite der Geliebten mit dem unseligen Kinde ruhen soll, das einem doppelten Ehebruch seinen Ursprung dankt. Und seltsam genug ist es gerade der Vorabend von Eduards Geburtstag, den sie einst ganz anders zu feiern gedacht hatte, an welchem ihr der Architekt den Zutritt in die vollendete Kapelle bereitet; die Blumen, die sie diesem Tage zum Festschmucke bestimmt gedacht, hatten zum Theil als Muster zu den Säulenverzierungen an diesem stillen Grabesort gedient.

Zwischen diese Ausschmückung der Kapelle und die mit sehnsüchtiger Hoffnung von Charlotten erwartete Niederkunft läßt der Dichter den Besuch Lucianens und die kürzere Anwesenheit des Gehülfen fallen, die nicht etwa willkürliche Ausfüllungen des leeren Raumes sind. Damit Ottilie nicht ganz in sich versinke, muß ein Wechsel äußerer Unterhaltung und Zerstreuung eintreten, worin ihre Kraft in lebhaftem Antheil sich erhält und stärkt. Ein schärferer Gegensatz zu dem stillen, traulichen Zusammenleben mit dem zart empfindenden Architekten läßt sich kaum denken, als der wilde Strudel, in welchen die stürmische, von einem Vergnügen zum andern eigensinnig abspringende Tochter Charlottens das Schloß versetzt. Luciane, deren ausgeprägter Gegensatz Ottiliens Bild lebhafter hervortreten läßt, möchte diese auf jede Weise verletzen, aber das so unglückliche wie holde Kind fühlt ihr gegenüber seine ganze Kraft, sie nimmt sich um so gefaßter zusammen, und erregt durch ihre anmuthige, herzliche Erscheinung allgemeine Theilnahme. Eine Folge dieses Besuches von Lucianen, in welchen eine wiederholte, für Ottilien tief ergreifende Anwesenheit des Grafen und der Baronesse fällt, deren gewünschte Verbindung jetzt in naher Aussicht steht, ist die Darstellung der Anbetung der Hirten zu Weihnachten*), worin Ottilie als Mutter

*) Hierbei (II, 6) schwebt ohne Zweifel Correggios heilige Nacht (la notte)

Gottes erscheinen muß. Gerade diese Aufführung ergreift sie gewaltig, besonders da der solchen Darstellungen abgeneigte Gehülfe aus der Pension zufällig während derselben ankommt, dessen Anblick die Reihe ihrer hier erfahrenen Freuden und Leiden blitzartig vor ihr vorübergehn läßt, und sie auf das bitterste erinnert, wie wenig sie der heiligen Gestalt würdig sei, die sie hier vorstellt. Der unerwartete Besuch des Gehülfen gewährt den Frauen eine durchaus verschiedene Unterhaltung, als die des nun scheidenden Architekten; auch seine Gespräche sind für Ottilien besonders anziehend, da sie selbst mit Erziehung sich beschäftigt: aber sein ungeschickter Vorschlag, sie möge auf kurze Zeit zur Vollendung ihrer plötzlich unterbrochenen Ausbildung zur Pension zurückkehren, wirkt erschütternd auf ihre so schmerzlich angegriffene Natur.

Charlottens Niederkunft bringt den Gatten keineswegs zurück, wie diese erwartet hatte. Ottilie, die nun das ganze Hauswesen besorgen muß, versinkt in den trüben Wintertagen, wo sie jeder anregenden Unterhaltung entbehrt, immer stiller in sich selbst, besonders seit der in ihrer Gegenwart ganz unerwartet erfolgte Tod des alten Geistlichen sie so mächtig erschüttert hat. Der Frühling erweckt sie zum neuen Leben. Mit dem alten Gärtner findet sie sich jetzt wieder so gern im Garten zusammen, das Haus auf der Höhe, welches sie mit Charlotten bezieht, gewährt ganz neue Aussichten und Spaziergänge, und besonders freut sie sich, das Kind im Freien herumzutragen.

---

auf der dresdener Galerie vor, wo, wie hier, der alten Legende gemäß, alles Licht von dem Kinde ausgeht. Dieses nebst der Mutter, die es hält, verliert sich in dem Lichtschein, der die Hirten herangelockt hat. Ein Mädchen auf der einen und ein schöner Jüngling auf der andern Seite empfangen den vollen Lichtschein. Ueber die daselbst erwähnten Presepes, die auch im katholischen Deutschland gebräuchlichen Krippchen, vergleiche man Goethes Aeußerung im Brief aus Neapel vom 27. Mai 1787.

hergerichtet, in welcher er an der Seite der Geliebten mit dem unseligen Kinde ruhen soll, das einem doppelten Ehebruch seinen Ursprung dankt. Und seltsam genug ist es gerade der Vorabend von Eduards Geburtstag, den sie einst ganz anders zu feiern gedacht hatte, an welchem ihr der Architekt den Zutritt in die vollendete Kapelle bereitet; die Blumen, die sie diesem Tage zum Festschmucke bestimmt gedacht, hatten zum Theil als Muster zu den Säulenverzierungen an diesem stillen Grabesort gedient.

Zwischen diese Ausschmückung der Kapelle und die mit sehnsüchtiger Hoffnung von Charlotten erwartete Niederkunft läßt der Dichter den Besuch Lucianens und die kürzere Anwesenheit des Gehülfen fallen, die nicht etwa willkürliche Ausfüllungen des leeren Raumes sind. Damit Ottilie nicht ganz in sich versinke, muß ein Wechsel äußerer Unterhaltung und Zerstreuung eintreten, worin ihre Kraft in lebhaftem Antheil sich erhält und stärkt. Ein schärferer Gegensatz zu dem stillen, traulichen Zusammenleben mit dem zart empfindenden Architekten läßt sich kaum denken, als der wilde Strudel, in welchen die stürmische, von einem Vergnügen zum andern eigensinnig abspringende Tochter Charlottens das Schloß versetzt. Luciane, deren ausgeprägter Gegensatz Ottiliens Bild lebhafter hervortreten läßt, möchte diese auf jede Weise verletzen, aber das so unglückliche wie holde Kind fühlt ihr gegenüber seine ganze Kraft, sie nimmt sich um so gefaßter zusammen, und erregt durch ihre anmuthige, herzliche Erscheinung allgemeine Theilnahme. Eine Folge dieses Besuches von Lucianen, in welchen eine wiederholte, für Ottilien tief ergreifende Anwesenheit des Grafen und der Baronesse fällt, deren gewünschte Verbindung jetzt in naher Aussicht steht, ist die Darstellung der Anbetung der Hirten zu Weihnachten*), worin Ottilie als Mutter

*) Hierbei (II, 6) schwebt ohne Zweifel Correggios heilige Nacht (la notte)

Gottes erscheinen muß. Gerade diese Aufführung ergreift sie gewaltig, besonders da der solchen Darstellungen abgeneigte Gehülfe aus der Pension zufällig während derselben ankommt, dessen Anblick die Reihe ihrer hier erfahrenen Freuden und Leiden blitzartig vor ihr vorübergehn läßt, und sie auf das bitterste erinnert, wie wenig sie der heiligen Gestalt würdig sei, die sie hier vorstellt. Der unerwartete Besuch des Gehülfen gewährt den Frauen eine durchaus verschiedene Unterhaltung, als die des nun scheidenden Architekten; auch seine Gespräche sind für Ottilien besonders anziehend, da sie selbst mit Erziehung sich beschäftigt: aber sein ungeschickter Vorschlag, sie möge auf kurze Zeit zur Vollendung ihrer plötzlich unterbrochenen Ausbildung zur Pension zurückkehren, wirkt erschütternd auf ihre so schmerzlich angegriffene Natur.

Charlottens Niederkunft bringt den Gatten keineswegs zurück, wie diese erwartet hatte. Ottilie, die nun das ganze Hauswesen besorgen muß, versinkt in den trüben Wintertagen, wo sie jeder anregenden Unterhaltung entbehrt, immer stiller in sich selbst, besonders seit der in ihrer Gegenwart ganz unerwartet erfolgte Tod des alten Geistlichen sie so mächtig erschüttert hat. Der Frühling erweckt sie zum neuen Leben. Mit dem alten Gärtner findet sie sich jetzt wieder so gern im Garten zusammen, das Haus auf der Höhe, welches sie mit Charlotten bezieht, gewährt ganz neue Aussichten und Spaziergänge, und besonders freut sie sich, das Kind im Freien herumzutragen.

---

auf der dresdener Galerie vor, wo, wie hier, der alten Legende gemäß, alles Licht von dem Kinde ausgeht. Dieses nebst der Mutter, die es hält, verliert sich in dem Lichtschein, der die Hirten herangelockt hat. Ein Mädchen auf der einen und ein schöner Jüngling auf der andern Seite empfangen den vollen Lichtschein. Ueber die daselbst erwähnten Presepes, die auch im katholischen Deutschland gebräuchlichen Krippchen, vergleiche man Goethes Aeußerung im Brief aus Neapel vom 27. Mai 1787.

Ganz willkürlich scheint auf den ersten Anblick der nun folgende Besuch der beiden Engländer eingeschoben, allein, abgesehen von der oben S. 47 bemerkten Bedeutung dieses Besuches für Ottilien, bedurfte der Dichter eines Mittelgliedes, um uns Eduard und den zum Major mittlerweile beförderten Hauptmann, die wir so lange aus den Augen verloren haben, wieder näher zu bringen, was durch diese Eindichtung auf das trefflichste erreicht wird. Eduard hat den Lord auf seinen Reisen getroffen, und ihn zum Besuche seiner Anlagen veranlaßt; er selbst ist von dem Genusse derselben ausgeschlossen, er muß in der Fremde umherirren, nicht aus Unmuth an der Heimat, wie der Lord, sondern weil er Ottilien nicht aufgeben kann und sie doch nicht besitzen darf. Die Erzählung seines Begleiters*) deutet auf die glückliche Vereinigung eines lange durch sonderbaren Eigensinn der Natur getrennten und doch innig zusammengehörenden Paares, und ist in dieser Beziehung für Ottilien sehr ergreifend, der ein solches Glück nicht gegönnt ist; aber die Geschichte hat sich eigentlich mit dem Major und einer Nachbarin wirklich, wenn auch etwas verändert, zugetragen, freilich ohne daß ihnen das so nahe gestellte Glück wirklich zu Theil geworden, wodurch denn Charlotte schmerzlich an den Major erinnert wird. Die Erzählung tritt hier ganz selbstständig hervor, ohne aber die eigentliche Handlung wesentlich aufzuhalten; gerade hier, ehe der Roman zur letzten, unaufhaltsam sich abrollenden Entwicklung gelangt, ist eine solche wohl eingefügte Episode dem

*) Wahrscheinlich legte der Dichter hierbei die Erzählung zu Grunde, welche er in Italien in einem englischen Zeitungsblatt gefunden hatte nach seinem Bericht vom Oktober 1787. „Ein Frauenzimmer war ins Wasser gefallen, aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle, die ihn verwickelt und interessant machten; es blieb zweifelhaft, ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, so wie auch welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt."

Dichter gestattet. Auch ist der mit Ottilien angestellte so glücklich eingeleitete*) Versuch der Rhabdomantie nicht ohne Bedeutung, da er uns die in dieser mächtig wirkende Naturgewalt zeigt.

Nach der Entfernung der Engländer tritt wieder eine Zeit erfreulicher Ruhe für beide Frauen ein, da Charlotte in der nahen Umgegend ihre Gegenbesuche macht, Ottilie sich an der Pflege des Knaben erfreut, bis endlich Eduards erste leidenschaftliche Annäherung freilich dem Liebespaare einen Augenblick höchster Seligkeit bereitet, aber zugleich das erste Glied zu der traurigen Kette der Verwicklungen bildet, die mit Ottiliens Entsagungstod und Eduards sehnsüchtigem Hinschmachten enden. Hier fließt alles so natürlich aus einander, alles schließt sich so nothwendig an einander, daß es, besonders nach dem früher bei der Charakterschilderung Hervorgehobenen, keiner weitern Ausführung bedarf. Das so glückliche Verhältniß zwischen den Ehegatten ist unter den schmerzlichsten Seelenkämpfen gelöst; Eduard und Ottilie sind der Leidenschaft zum Opfer gefallen, und auch Charlotte und der Major dürfen nicht zusammen des von der Natur ihnen bestimmten Glückes sich erfreuen. Aber hat auch das Schicksal die schönsten Blüthen abgestreift, in Ottilien hat die Heiligkeit der Ehe ihren glänzendsten Triumph gefeiert.

Mit besonderer Kunst weiß Goethe in den Wahlverwandtschaften, ähnlich wie in Hermann und Dorothea, Ort und Zeit zu vergegenwärtigen und beide zur sinnlichen Belebung der Darstellung zu benutzen. Eine ausführliche Schilderung gibt er nirgends, sondern ihre Bezeichnung fügt sich in die Erzählung so lebendig ein, daß wir uns in der Oertlichkeit ganz heimisch fühlen,

---

*) Zu den in der Schweiz die Stelle des Fährmanns vertretenden reizenden Mädchen vgl. Goethe's Beschreibung seiner ersten Schweizerreise (1775) im achtzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit.

und der fortlaufende Faden der Zeit sich nirgends dem Blick entzieht. Beginnen wir mit dem Orte. Eduard finden wir in den Gärten, wogegen seine Gattin drüben in den neuen Anlagen verweilt, wie der alte, redselige Gärtner*) bemerkt, aus dessen weiterer Aeußerung gleich das vollste Licht auf die ganze Gegend fällt. „Die Mooshütte wird heute fertig", bemerkt er, „die sie an der Felswand, dem Schlosse gegenüber, gebaut hat. Alles ist recht schön geworden, und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmspitze man fast hinwegsieht, gegenüber das Schloß und die Gärten." Und nachdem Eduard den Redestrom des Alten mit der Bemerkung gehemmt, er habe wenige Schritte von dort die Arbeiter sehn können, wodurch sich das Bild noch anschaulicher gestaltet, fährt dieser, von der Schönheit der Aussicht und der ganzen Anlage der guten neuen Herrin hingerissen, lebhaft fort: „Dann öffnet sich rechts das Thal, und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felsen hinauf ist gar hübsch angelegt." Gleich darauf legen wir mit Eduard den ganzen Weg bis zur Mooshütte zurück, sehen uns mit ihm überall um. Zunächst steigt er die Terrassen hinunter, mustert im Vorbeigehen die Gewächshäuser und Treibbeete, bis er ans Wasser kommt; über einen Steg gelangt er zu der Stelle, wo sich der Weg nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilt, von denen der eine über den Kirchhof ziemlich gerade zur Felsenwand hinanführt, er aber wählt den andern, der sich etwas weiter links durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwindet. An dem Verbindungspunkt beider Wege läßt Eduard sich einen Augenblick auf eine Bank nieder, um dann durch allerlei Treppen

*) Es ist auffallend, daß der Dichter hier nicht gleich dessen Alter hervorhebt, wodurch sich die Redseligkeit desselben bestens erklärt.

und Absätze auf dem schmalen, bald mehr bald weniger steilen Wege zur Mooshütte hinanzusteigen. So tritt also nicht allein der für die Erzählung so wichtige Weg vom Schlosse zur Mooshütte deutlich in lebendiger Handlung uns vor Augen, ohne daß der Dichter einer trockenen Schilderung bedürfte, sondern wir haben auch bereits von der Mooshütte aus einen weiten Umblick in die nähere und fernere Umgebung gethan, wobei sich die besonnene Einsicht des Dichters darin zeigt, daß er das Bild nicht überladet, sondern manche Punkte für eine spätere passendere Erwähnung aufbewahrt. So treten wir denn in die Mooshütte ein, die für das Schicksal des Ehepaars so entscheidend werden soll, da hier der Plan zur Heranziehung des Hauptmanns, dann Ottiliens zuerst ausgesprochen, später gefaßt wird, und sich so manche bedeutende Szenen daran knüpfen. Diesmal freut sich Eduard der verschiedenen landschaftlichen Bilder, die er von hier durch Thüre und Fenster wie in einem Rahmen erblickt. Am zweiten Tage will das Ehepaar von den neuen Anlagen nach dem Schlosse zurückkehren, als ein Bedienter die Ankunft des wunderlichen, auf rasche Antwort dringenden Mittler meldet; Eduard schlägt diesmal den kürzern Weg über den Kirchhof ein, den er sonst zu meiden pflegt, wobei der Dichter eine glückliche Gelegenheit findet, der neuen Einrichtungen zu gedenken, die Charlotte hier vorgenommen und die für den Anfang des zweiten Theils von bedeutender Wichtigkeit sind. Die kleine Pforte, durch welche sie eintreten, der hohe Sockel der Kirche, der, wie die Kirchhofsmauer, mit alten Denkmälern geziert und vermannigfaltigt ist, auch das Kirchhofsthor an der Straße treten uns hier deutlich entgegen.

Bald darauf sehen wir den Hauptmann mit Charlotten und Eduard in der Mooshütte an dem kleinen Tische sitzen. Eduard aber führt sie von da über Felsen, durch Busch und Gesträuch zur äußersten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende

fruchtbare Rücken bildet, und von hier aus öffnet sich eine noch weitere Aussicht, in welcher alle für die Folge bedeutende Punkte zum Vorschein kommen. Wir vernehmen zunächst, daß Dorf und Schloß, die hinterwärts liegen, nicht mehr zu sehn sind. Dann aber wird der ausgebreiteten Teiche ausführlich gedacht, die so verhängnißvoll für das Schicksal der Verbundenen werden sollen, und auch die Mühle zeigt sich von hier aus halb versteckt, nach welcher später die beiden Paare einen für die Entwicklung der Neigung Eduards zu Ottilien bedeutsamen Spaziergang machen. Nach weiterer Erwähnung der vielen im ganzen Halbkreise erscheinenden Tiefen und Höhen, Büsche und Wälder und der an manchen Punkten das Auge festhaltenden einzelnen Baumgruppen tritt besonders eine Masse von Pappeln und Platanen hervor, gerade unterhalb der Höhe, zunächst am Rande des mittlern Teiches. Schon hier rühmt Eduard, daß er diese jetzt im besten Wachsthum in die Höhe und Breite stehenden Bäume angepflanzt. Später dringt er darauf, daß bei der Verbindung der Teiche diese seine Platanen- und Pappelgruppe geschont werde, wobei er bemerkt, daß sie schon so alt sei, wie Ottilie. Als er darauf zu Ottiliens Geburtstag ein Feuerwerk anordnet, sollen die Zuschauer hier ihren Platz nehmen; zu diesem Zwecke läßt er die Pflanzung von Gesträuch, Gras und Moos säubern, und wie freut er sich des wunderlichen Zusammentreffens, als er aus seinen alten Tagebüchern sich überzeugt, daß er diese erst jetzt in ihrer ganzen Herrlichkeit hervortretenden Bäume gerade an Ottiliens Geburtstag gepflanzt! Unter denselben Platanen verkündet er Ottilien, daß sie die Seine werden müsse. Der Weg zu diesen Bäumen wird später ein Lieblingsgang Ottiliens, und auch bei der unglücklichen Wasserfahrt, die dem Kinde den Tod bringt, sind sie nicht ohne Bedeutung, wogegen im weitern Verlauf dieser Pflanzung nicht mehr gedacht wird, da Goethe

auch in solchen Dingen sich von jeder Uebertreibung fern zu halten weiß.

Erst längere Zeit nach Ottiliens Ankunft gewinnen wir ein Bild von der Lage des Dorfes, als Eduard mit dem Freunde dieses durchwandert und den Mangel an Ordnung und Reinlichkeit mißfällig bemerkt. „Der Schloßberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter", bemerkt Eduard; „das Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbzirkel gegenüber gebaut; dazwischen fließt der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der eine mit Steinen, der andere mit Pfählen, wieder einer mit Balken und der Nachbar sodann mit Planken verwahren will." Ja wir erfahren sogar bei Gelegenheit einer in Betreff der Bettler zu machenden Einrichtung, daß an dem einen Ende des Dorfes das Wirthshaus liegt, an dem andern ein Paar alte gute Leute wohnen, und von beiden Punkten Wege zum Schloßberge führen. So geht denn der Spaziergang, den die beiden Paare bald darauf bis zu den Teichen machen, durch uns bekannte Oertlichkeiten, neu ist nur der weitere Weg zur Mühle, den jedes Paar auf besondere Weise zurücklegt. Der Rückweg von der Mühle zum Schlosse, wozu Eduard einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vorschlägt, zeigt uns die Gegend wieder von einem andern Standpunkte, wo besonders die für die spätere Handlung so wichtigen Teiche hervortreten. Man durchstreicht abwechselndes Gehölz, kommt dann an einem an der Höhe, mitten im Holze vertraulich gelegenen Vorwerke vorbei, ersteigt die Höhe selbst, von wo sich der größte Reichthum der Gegend vor- und rückwärts zeigt, gelangt darauf zu einem lustigen Wäldchen, und aus diesem heraustretend zu dem Platze, wo man das Lustgebäude anzulegen beschlossen hat. Aber Ottilie hat auf dem Rückwege den einzig gelegenen Ort für dieses Gebäude so treffend auf der Fläche jener sanft ansteigenden Höhe bei dem Vorwerke erkannt, daß ihr Vorschlag allen einleuchtet. „Man

sähe zwar das Schloß nicht (denn es wird von dem Wäldchen bedeckt), aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Aussicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande ist unendlich schön.“ So tritt denn der Ort, auf welchem das neu zu errichtende für die Folge äußerst wichtige Haus zu stehn kommt, so lebendig entgegen, daß wir ihn, alle seine Umgebungen und Aussichten wie gegenwärtig erschauen; schwebt ja der ganze Raum von dem Platze, wo man früher das Haus zu bauen gedacht hatte, bis zur Mooshütte und von da zu den Schloßgärten uns noch in lebhaftester Erinnerung. Hiermit ist die Darstellung der Oertlichkeit so erschöpft, daß in der ganzen folgenden Erzählung jede Beziehung darauf klar verständlich wird. Wir können dem Zuge zur Grundsteinlegung folgen (doch unterläßt Goethe nicht, hierbei noch einmal die vollendeten Arbeiten kurz aufzuführen), wir schauen von den errichteten Gerüsten noch weiter in die Gegend, so daß wir mehrere neue Dörfer, den silbernen Streifen des Flusses, die blauen Gipfel des fernern Gebirges erblicken, ja in weitester, trüber Ferne die Thürme der Hauptstadt gewahren, besonders deutlich aber stellen sich die drei später so verhängnißvollen Teiche dar, und wie wünschenswerth eine Vereinigung derselben sei. Am Ufer des mittelsten, nicht weit von einigen alten Eichbäumen, liegt der Kahn, auf welchem der Hauptmann mit Charlotten, später Eduard mit Ottilien fährt (beide Fahrten werden so folgereich); durch das Loslösen der bereits abgestochenen Dämme stürzen an Ottiliens Geburtstag mehrere Menschen ins Wasser. Die Vereinigung der Teiche in einen See wird nach Eduards Abreise durchgeführt, aber in diesem See ertrinkt das Kind, und das jetzt von der Höhe mit seinen rothen Ziegeln glänzende Haus muß die Leiche in sich aufnehmen, Zeuge von Ottiliens und Charlottens ver-

zweiflungsvollem Jammer werden. So ist in Bezug auf die Oertlichkeit alles im Anfange des Romans treffend eingeleitet, und selbst wenn der Gehülfe später den von Eduards Vater herrührenden hohen Lindenalleen und die regelmäßigen Anlagen bewundert (II, 8), so findet sich schon früher eine hierauf bezügliche Andeutung; denn Eduard bemerkte I, 3, sein Vater habe die von ihm gepflanzten Platanen- und Pappelstämmchen mitten im Sommer ausroden lassen bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens. Die später vorkommenden Oertlichkeiten, das Gut, wohin sich Eduard zurückzieht, die Dörfer zwischen diesem und dem Schlosse, das Wirthshaus, wo Eduard Ottilien überrascht, sind an ihrer Stelle, wenn auch nicht ausführlich, doch mit wenigen Strichen hinreichend bezeichnet.

Auch die Zeit hat der Dichter eben so geschickt anzudeuten als glücklich zu benutzen gewußt. Die Handlung beginnt an einem heitern Aprilnachmittage, in der hoffnungsvollsten Jahreszeit; der Hauptmann kommt gerade an seinem und Eduards gemeinsamem Namenstage an, am Ottotage, am 19. April. Die Zeit von Eduards Liebesglück fällt in den Höhepunkt des Jahres, woran uns besonders die warme Nacht erinnert, die Eduard in Freien zubringt.*) Nach dessen Entfernung stehen die Blumen, die Ottilie mit ihm gesät und gepflanzt, in völliger Blüthe, nur die Spätblumen zeigen sich erst an. Die Ausschmückung der Kapelle verzieht sich bis tief in den Herbst hinein; am Vorabend von Eduards Geburtstage betritt Ottilie, welche ihn ganz anders zu feiern gehofft hatte, die mit solcher Liebe vollendete Kapelle. „Der ganze herbstliche Blumenschmuck stand noch

*) Ottiliens Geburtstag, der nach dem Charlottens gefeiert wird, fällt in den Sommer; denn an Ottiliens Geburtstag hatte Eduard die Stämmchen gepflanzt, die sein Vater „mitten im Sommer" ausroden ließ.

ungepflückt; diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel, diese Astern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin." Unmittelbar darauf folgt der zwei Monate dauernde Besuch Lucianens.*) Des Regenwetters und des immer tiefer sich senkenden Winters wird ausdrücklich gedacht. Vor seinem Scheiden veranstaltet der Architekt, der auf Neujahr beim Grafen eintreffen soll, zu Weihnachten die Darstellung der Anbetung der Hirten, und gerade bei dieser erscheint der Gehülfe aus der Pension, der längere Zeit verweilt; kurz vor seinen Abschied fallen einige der schönen Tage, wo „der scheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt". Die Niederkunft Charlottens erfolgt bald darauf, etwa im März. Der Frühling stellt sich sodann später als gewöhnlich ein, aber auch rascher und freudiger. Je reicher und unaufhaltsamer die erwachte Natur sich zu entwickeln beginnt, um so inniger fühlt sich Ottilie an den Garten gefesselt. „Gerade vor einem Jahre trat sie als ein Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren!" Das Jahr hatte sich wieder erneut, die Natur sich aus ihrem Winterschlaf neu gestärkt erhoben; aber fühlte sich Ottilie auch durch die erwachte Natur lieblich angeweht, ihre schönste Hoffnung sollte nicht wiedererstehn. Veilchen und Maiblumen erfreuen von neuem die Welt**) und „alle Sommergewächse, alles, was im Herbst mit Blühen nicht enden kann, und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit gesät, und sollten, nun überallhin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden."***) In

*) II, 5: „Charlotte hoffte nach zwei mühsam überstandenen Monaten die übrige Gesellschaft gleichfalls loszuwerden."

) Ottiliens Tagebuch nach II, 9. — *) II, 9 zu Ende.

diese schöne Jahreszeit*) fällt die Anwesenheit der beiden Engländer. Den unerwarteten Besuch Eduards und den dadurch veranlaßten Tod des Kindes haben wir uns im hohen Sommer zu denken. Als Ottilie und Eduard sich wieder zusammen auf dem Schlosse befinden (aber in welchen durchaus andern, hoffnungslosen Verhältnissen!) ist der Herbst wieder genaht, die Tage sind an Länge jenen Frühlingstagen gleich, an welchen ihr Liebesglück aufgeblüht war (I, 17). Am Vorabend von Eduards Geburtstag stirbt Ottilie; ein Kranz von Astern umschlingt das Haupt des so früh gebrochenen holden Wesens; zum Schmuck der Bahre, der Kirche und Kapelle beraubt man alle Gärten ihrer Blumenpracht, als hätte der strenge Winter schon alles verödet. Als Eduard der Geliebten folgt, muß der Herbst schon mit Macht eingetreten sein, obgleich wir eine derartige Andeutung ganz vermissen, die wohl wirkungsvoller den Roman geendet haben würde, als die jetzige Hinweisung auf die dereinstige Auferstehung. So schließt denn der mit den ersten Frühlingstagen anhebende Roman im trüben, die Natur ihres Schmuckes beraubenden Herbst, und erinnert so auch in dieser Beziehung an Goethes Werther.

Eine hohe Kunst bewährt der Dichter in der glücklichen Vorbereitung und Begründung. Vor allem weiß er besonders wichtige Personen schon frühe gelegentlich einzuführen, so daß er sie bei ihrem wirklichen Auftreten als bekannt voraussetzen kann, wodurch er den Anschein vermeidet, als lasse er sie willkürlich erscheinen, weil er ihrer gerade bedürfe. So ist der Architekt, der am Anfange des zweiten Theils so bedeutend eintritt, schon I, 14 bei der Verbindung der drei Teiche thätig, wo er als Zögling des Hauptmanns be-

*) Die schöne Frühlingszeit, wo der Himmel so klar blickt, die Sonne so hell und heiter scheint, wird mehrfach hervorgehoben. Vgl. II, 9. 10. 11.

zeichnet wird, und I, 17 werden wir wieder an ihn erinnert; denn hier heißt es, Charlotte habe das Verfahren desselben bei der Fortführung der begonnenen Arbeiten nicht genug loben können. Des betagten Geistlichen, dessen Tod auf Ottilien so ergreifend wirkt, geschieht gleich am Anfange des zweiten Theils Erwähnung; dort bemerkt Goethe, selbst dieser, der anfänglich mit der neuen Einrichtung des Kirchhofs nicht sonderlich zufrieden gewesen, habe sich jetzt gefreut, wenn er, ein anderer Philemon, neben seiner Baucis*) unter den alten Linden vor der Hinterthüre ruhend, auf den schönen, bunten Teppich geschaut. Und wie wunderbar muß dies nur angedeutete Bild uns im Gegensatz zu dem so traurig gestörten Verhältniß der reichen Gutsherrschaft ergreifen! Um den schrecklichen Zustand Eduards schärfer zu bezeichnen, läßt der Dichter im Augenblick, wo er sein Gut verlassen muß, einen glücklichen Bettler ihm vor Augen treten. Aber dieses Bettlers war früher schon zweimal gedacht, damit er uns im entscheidenden Augenblicke näher stehe und das Schmerzliche seiner jetzigen Erscheinung für Eduard erhöht werde. Als Eduard beim Durchwandeln des Dorfes über die Förderung der Ordnung und Reinlichkeit desselben sich mit dem Hauptmann unterhält, wird er von einem zudringlichen Bettler unterbrochen, der zuletzt, als einer mehrfachen gelassenen Abweisung eine etwas härtere folgt, sich gegenscheltend entfernt, indem er sich auf die Rechte des Bettlers beruft, der, da er unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, nicht beleidigt werden dürfe.

---

*) Dieses fromme phrygische Greisenpaar hat Goethe im fünften Akt des zweiten Theils des Faust und in den beiden Vorspielen Was wir bringen dichterisch verwandt. Sie waren die einzigen Gerechten im Dorfe, bei dessen Untergang die Götter sie verschonten und ihr Haus in einen Tempel verwandelten, zu dessen Hütern sie bestimmt wurden. In höchstem Alter wurden sie, da sie den Wunsch geäußert, zusammen zu sterben, zu gleicher Zeit Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde verwandelt.

Durch diese Erscheinung wird dort die Anordnung begründet, daß Eduard an den beiden Endpunkten des Dorfes Almosen hinterlegt. In sehr ergreifender Weise tritt derselbe Bettler im Augenblicke seines vollen Glückes Eduard entgegen, als er Ottilien am Abend ihres Geburtstages nach Hause begleitet, und wie könnte er in diesem seligen Genuß sich irgend ungehalten zeigen, obgleich gerade an diesem Tage das Betteln höchlich verpönt war, wie könnte er lange in der Tasche nachsuchen! er gibt ihm ein Goldstück. Deutet dieses Verhalten gegen den Bettler höchst bezeichnend Eduards himmlische Seligkeit an, so wird er dagegen vom tiefsten Schmerz ergriffen, als er am folgenden Tage, wo er sein Schloß und Ottilien, sein höchstes Glück, verlassen muß, den Bettler am Ende des Dorfes in der Laube des Wirthshauses behaglich an seinem Mittagsmahl sitzen und, dankend für die reichliche Gabe, ehrerbietig, ja anbetend vor ihm als einer hohen, gewogenen Gottheit sich neigen sieht. „O du Beneidenswerther!" ruft er ihm nach. „Du kannst noch am gestrigen Almosen zehren, und ich nicht mehr am gestrigen Glücke!" wodurch der Dichter einen ergreifenden Schluß dieses Theils der Erzählung gewinnt. Und gerade zu diesem Zwecke ist die Gestalt des Bettlers erfunden. Aber nicht bloß einzelne Personen, sondern auch bestimmte Züge werden auf solche Weise vorbereitet. So wird Eduards Eigenheit, daß er nicht leiden konnte, wenn man ihm beim Vorlesen ins Buch sah, zum Zeichen, woran sich seine Neigung zu Ottilien verräth, da er es dieser nicht übel nimmt, vielmehr es ihr recht bequem zu machen sucht; aber diese Eigenheit ist bereits früher erwähnt, wo das Gespräch über chemische Verwandtschaften dadurch höchst glücklich eingeleitet wird. Der steifen Schrift Ottiliens ist mehrfach gedacht, dieser Zug aber wird später dadurch von bedeutender Wirkung, daß diese Steifheit sich verliert, als sie Eduard zu Liebe die Akten abschreibt, wo sie zuletzt so ganz aus sich heraus-

geht, daß ihre Handschrift von der Eduards kaum zu unterscheiden ist. Und wie treffend eingeleitet erscheint die ängstliche Ablehnung von Eduards Frage, ob sie ihm angehören könne und wolle (II, 16), durch den Bericht des Gehülfen über diese Gebärde, die er zuweilen an ihr bemerkt hat (I, 5). Auch ihre übergroße Mäßigkeit im Essen und Trinken, deren die Vorsteherin der Pension (I, 5) in einer Weise gedenkt, daß sie eine absichtliche Selbstenthaltung scheint, ist sehr glücklich in Bezug auf ihre Todesart ersonnen.

Die Begründung der Handlung scheint besonders gelungen, wenn kein Zug lediglich dieserhalb eingefügt ist, sondern alles, was das folgende begründet, auch als glücklich eingreifendes Kettenglied sich an das vorhergehende anschließt. In dieser Beziehung durfte Goethe gegen Eckermann behaupten, es sei hier alles wie ineinander gekeilt. Auch hiervon mögen einige Beispiele genügen. Dazu, daß sich Ottilie bewegen ließ, Weihnachten bei der Darstellung der Anbetung der Hirten sich zu betheiligen, bedurfte es einer ganz besondern Veranlassung, welche der Dichter glücklich darin findet, daß diese das zarte Gemüth des Architekten ohne Willen verletzt hat, weshalb sie sich als seine Schuldnerin fühlt. Wie aber war Ottilien eine solche Verletzung des Architekten möglich? Nur dadurch, daß sie sich von diesem durch Nichtgewährung einer dringenden Bitte gekränkt fühlte. Der Architekt aber konnte sie nicht mit Willen kränken, es mußte die Ablehnung einer Bitte sein, die er unmöglich gewähren konnte. Und hier zeigt sich Goethes Erfindungsgabe höchst glücklich, da er die Veranlassung dazu in die unbezwingliche Abneigung des Architekten setzt (II, 6), seine schönen Sammlungen ungeweihten Händen preis zu geben, wobei er denn Gelegenheit nimmt, seine eigenen Erfahrungen über die Roheit vorzutragen, welcher selbst gebildete
[illegible]n sich den schätzbarsten Kunstwerken gegenüber schuldig machen.
[illegible]uch des Gehülfen der Pension einzuleiten, wird sehr ge-

schickt die Baronesse verwandt. Diese hat schon bei ihrer ersten Anwesenheit gegen Ottilien Partei genommen, und ihre Trennung von Eduard sich vorgesetzt. Als sie zum zweitenmal auf dem Schloß erscheint, bespricht sie die Angelegenheit von neuem mit Charlotten, und sie fühlt sich um so dringender veranlaßt, Ottilien zu entfernen und in einen untergeordneten Kreis zu bannen, als der Graf eine väterliche Neigung zu dieser zeigt. Deshalb begibt sie sich selbst in die Pension, um den Gehülfen, der seine Blicke längst Ottilien zugewandt, auf leise, doch wirksame Weise zu einer Reise auf das Schloß anzuregen, wo er bei Ottilien wohl seinen Zweck zu erreichen hoffen dürfe. Am glücklichsten aber dürfte sich Goethes feine Begründung bei dem so geschickt zur Darstellung von Eduards Aberglauben verwandten Glase bewähren, das sich durch die ganze Erzählung durchschlingt, dessen Verlust Eduard noch zuletzt als Andeutung seines eigenen Todes betrachtet. Da Goethe eines Glases bedurfte, auf welchem die Buchstaben E und O sich verschlungen zeigten, so gibt er seinem Helden die Namen Otto Eduard, benutzt diesen Doppelnamen aber zu der Dichtung, daß Eduard in der Pension den Namen Otto an den Hauptmann abgetreten habe, wodurch er Gelegenheit gewinnt, Charlotten den gemeinsamen Namenstag der beiden Freunde feiern zu lassen, ja auch bei der Taufe des unglücklichen Kindes wird hierauf Bezug genommen.

Eine eigenthümliche Kunst zeigt sich auch darin, daß in unserm Roman alles gerade dorthin gestellt ist, wo es den größten Eindruck macht. So finden wir manches im Laufe der Erzählung übergangen und erst nachträglich erwähnt, wo es von Bedeutung wird. Die Geschichte von dem beim besten Willen durch Lucianen herbeigeführten Unheil tritt erst nach der Abreise derselben hervor, wo sie lebendiger sich einprägt, als wenn sie in die Darstellung des tollen Treibens jener muthwilligen Natur verflochten wäre;

auch bildet sie dort einen passenden Uebergang zur Aufklärung des auffallenden Benehmens des Architekten an jenem Abend, wo er Ottiliens leiser Bitte die Gewährung versagte. Wie geschickt letzteres gerade hier verwandt wird, haben wir eben berührt; jenes von Lucianen angerichtete Unheil mußte aber deshalb an einer bedeutenden Stelle hervortreten, weil Ottilie sich später (II, 15) Charlotten gegenüber darauf bezieht. Die Verhandlung, welche die Baronesse bei ihrem zweiten Besuch mit Charlotten über Ottilien gepflogen, und die Neigung, welche der Graf damals zu letzterer gefaßt, werden gleichfalls erst an einer spätern passenden Stelle (II, 7) nachgetragen. Die Erzählung von der frühern Liebesgeschichte des Hauptmanns erhalten wir erst bei dem Besuche der Engländer, obgleich eine Andeutung sich schon früher findet.*) Hierher gehört es auch, wenn der Antwort, welche Eduard auf Charlottens liebevollen, ihr Mutterglück verkündenden Brief gibt, nicht gleich am Ende des ersten Theils gedacht wird, sondern später, wo der Dichter an dessen plötzliches Verschwinden wieder anknüpfen muß (II, 7); an jener Stelle wäre die Darstellung von Eduards Betroffenheit dadurch unangenehm aufgehalten worden.

Als glückliche Mittel der Darstellung hat Goethe Briefe und Auszüge aus Ottiliens Tagebüchern verwandt. Von den Briefen sind besonders die des Gehülfen aus der Pension höchst geschickt benutzt, da es keine natürlichere Form gab, uns die Grundzüge von Ottiliens Wesen lebendig vorzuführen, wie auch ihr Gegensatz zu Lucianen sich schon hier scharf ausprägt, und die scheue Neigung des Gehülfen und seine ganze wohlwollende, einsichtige, aber äußerlich ungelenke und in seine Kreise eingesponnene

*) I, 4 bemerkt Eduard, ein solcher Fall (die Rettung eines Ertrunkenen) habe in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht.

Natur sich deutlich verräth. Eduards Abschiedsbrief an Charlotten (I, 16) und Ottiliens an die Freunde gerichtete Zeilen (II, 17) sprechen deutlicher und eindringender die betreffenden Zustände aus, als es der eigenen Darstellung des Dichters möglich gewesen wäre, und der Schluß des Schreibens, worin Charlotte ihrem Gatten mittheilt, daß sie seit jenem nächtlichen Besuche guter Hoffnung sei (I, 18), sowie der Anfang des Briefes von Eduard an Ottilien (II, 16) lassen das dringende Verlangen mit innigerer Lebendigkeit hervortreten, als ein bloßer Bericht vermocht hätte.

Des Tagebuchs Ottiliens geschieht schon am Schlusse des ersten Theils Erwähnung, wo es nach der Bemerkung, Ottilie sei, als sie Charlottens Schwangerschaft vernommen, in sich zurückgegangen, sie habe nichts weiter zu sagen gehabt, da sie nicht hoffen gekonnt, nicht wünschen gedurft, weiter heißt: „Ein Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir einiges mitzutheilen gedenken.“ Wir müssen gestehn, daß diese Andeutung uns hier gar zu bedeutungslos scheint; anders wäre es, hätte Goethe bemerkt, Ottilie habe erst seit dieser Zeit oder seit Eduards Abreise, da der Schmerz sie mehr als je in sich getrieben, ein Tagebuch zu führen begonnen. Irren wir nicht, so hatte der Dichter früher beabsichtigt, den ersten Theil mit Bemerkungen aus Ottiliens Tagebuch zu schließen, die wirklich ihre damalige Stimmung bezeichneten; als er aber später davon abging, so trat an die Stelle der diese Bemerkungen einleitenden Worte der jetzige etwas kurz abfallende und wenig bedeutende Schluß. Die erste Mittheilung aus Ottiliens Tagebuch findet sich II, 2, und zwar auf Anlaß der ernsthaften Unterhaltung, welche sie mit dem Architekten über die das Gedächtniß der Menschen festhaltenden Denkmäler gehalten, die bei Ottiliens gedrückter, sehnsüchtig gespannter Stimmung ihr tiefstes Herz bewegen mußte. Durch das Tagebuch, bemerkt er hierbei einleitend,

ziehe sich gleich dem rothen Faden in dem sämmtlichen Tauwerk der englischen Marine*) ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbinde, und alle diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche, und was sonst vorkommen möge, ihr ganz besonders eigen und für sie bedeutend mache; ja jede einzelne daraus gewählte Stelle gebe von diesem Grundzug ihrer Seele das entschiedenste Zeugniß. Der erste der hier mitgetheilten Sprüche weist auf die hohe Bedeutung hin, welche Ottilie dem Festhalten an der Persönlichkeit beilegt, während Charlotte in mehr verständiger als gemüthlicher Weise die Ansicht äußert, das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit scheine ihr beruhigender, der Architekt dagegen gleichfalls für die persönliche Erinnerung sich erklärt, aber da wir diese in unserer beschränkten Zeit nicht durchzuführen vermögen**), einen Ersatz derselben in der Errichtung zweckmäßiger Denkmäler sieht. Die Bedeutung des Bildes für die persönliche Erinnerung drückt Ottilie in den drei folgenden Sprüchen aus, wozu die Aeußerung des Architekten sie veranlaßt hat, das schönste Denkmal des Menschen sei sein eigenes Bild.***) Die fünfte Bemerkung ist durch des Architekten Sammlung von altnordischen Waffen und Geräthschaften herbeigeführt, welche sie erinnert, wie wenig die Er-

*) Der englische Oberwundarzt John Forbes sandte dem Dichter am Ende des Jahres 1813 durch Frau Dr. Albers in Hamburg ein Stück eines englischen Schiffstaues, da er von dieser Freundin zu seiner höchsten Freude erfahren, zu welchem treffenden, jetzt leider durch die unendliche Wiederholung ganz abgenutzten Vergleiche dieser den rothen Faden verwandt habe.

**) Goethe deutet bei dieser Gelegenheit (II, 1) darauf hin, daß vor kurzem, besonders in Folge der Anordnungen Napoleons, die Sitte, die Todten in der Kirche zu bestatten, allgemein abgekommen war.

***) Goethe hatte über diesen Punkt vielfach nachgedacht und selbst Entwürfe zu Grabdenkmälern gemacht, wie noch im Jahre 1807 für Charles Gore und dessen Tochter Elise und für den in Weimar gefallenen General Graf von Schmettau.

haltung der Persönlichkeit nach dem Tode auf ewige Dauer rechnen dürfe. Daran schließen sich die beiden folgenden Sprüche natürlich an, wonach ein auch nur ein Jahrhundert dauerndes Ruhen neben den Geliebten sehr tröstlich sein müsse, und das Leben in Denkmälern ein zweites, freilich auch vergängliches Dasein bilde. Die zweite Reihe von Bemerkungen aus Ottiliens Tagebuch tritt nach ihrem einsamen Besuch der endlich ganz hergestellten Kapelle am Vorabend von Eduards Geburtstag ein. Die aus tiefer Seele fließende Bemerkung des an das nahe Scheiden denkenden Architekten, daß der bildende Künstler seine Werke, in die er sein Höchstes gelegt habe, aufgeben und andern überlassen müsse, hat sie innig bewegt; fühlt sie sich dadurch ja an die Unzulänglichkeit aller irdischen Verhältnisse gemahnt: in weiterer Verfolgung jenes Gedankens hebt sie den bedeutenden Nachtheil für den Künstler, besonders für den Baukünstler, hervor, daß die von ihm geschaffenen Werke von ihm getrennt werden, und so nicht mehr auf ihn zurückwirken können. Unmittelbar an die Betrachtung der Kapelle schließen sich die beiden folgenden Sprüche an, welche ihr tief ahnungsvolles Gemüth herrlich offenbaren. Bei der im ersten angeführten ernsten „Vorstellung der alten Völker" wüßten wir nicht anzugeben, was Ottilien eigentlich vorschwebt; wahrscheinlich hat sie eine irgendwo vorkommende sagenhafte Vorstellung verallgemeinert und sie in ihrer Weise unwillkürlich umgestaltet.*) Der zweite Spruch ist gleichsam eine fortführende Begründung ihres Wunsches, daß die am Tage in der Kapelle herrschende ernste Dämmerung auch in der Nacht erhalten werde. Den

*) Man wird dabei an die Könige im Märchen der Unterhaltungen (vgl. Erläuterungen XVI 109) erinnert. Der Grabhöhlen der Juden mit ihrem Schattenreiche (Scheol) gedenkt Herder in dem Aufsatze „über Denkmäler der Vorwelt" I, 5 (Hempelsche Ausgabe XV, 180 f.).

letzten dieser fünf Sprüche hat die Betrachtung des trüb hinschwindenden Jahres veranlaßt, das ihre Seele in wehmüthige Stimmung versetzt. Zwei andere Reihen von Bemerkungen in Ottiliens Tagebuch (II, 4. 5) sind während der geräuschvollen Anwesenheit Lucianens entstanden, und zwar gleichsam im Gegensatz zu ihr. Während nämlich diese ganz äußerm Schein und Sinnenleben, leichtfertigstem Muthwillen und tollster Zerstreuung sich hingibt, fühlt Ottilie in der von häuslichen Geschäften und aufgedrungenen Zerstreuungen ihr freigelassenen Zeit sich zu ernsten Betrachtungen über das Menschenleben hingezogen, und sie hat sich ganz in eine ihr in die Hände gekommene Sammlung darauf bezüglicher Sätze vertieft, aus denen sie sich manche, die ihr bedeutend scheinen, aufzeichnet, indem sie zugleich einige ihr selbst auffallende Betrachtungen und Aeußerungen hinzufügt oder die gefundenen Gedanken weiter verfolgt und bereichert. Die Fassung der eigentlich nur auf diese beiden Reihen bezüglichen einleitenden Bemerkung „Um diese Zeit finden sich u. s. w." dürfte nicht ganz ohne Anstoß sein. In der ersten dieser beiden Reihen, der dritten in der Gesammtfolge, beziehen sich die meisten Sprüche auf die Art, wie die Gesellschaft Mitgetheiltes aufzunehmen pflegt, auf die nach dem Charakter verschiedene Lust, etwas lächerlich zu finden, auf die Vorliebe für unsere Mängel und auf die Gewalt der Leidenschaft. Voran gehen ein paar Bemerkungen über unsere Wünsche und über die Nothwendigkeit, andere im Leben zum Dank sich zu verpflichten und selbst dazu verpflichtet zu werden. Alle diese Gedanken konnten in Ottilien sehr wohl durch die Betrachtung der Gesellschaft veranlaßt werden, die über das Lächerliche besonders durch die lachsüchtige Luciane. Die Aeußerung des bejahrten Mannes, der sich um junge Frauenzimmer bemühte, könnte Ottilie wirklich zu dieser Zeit vernommen haben, und sie mußte ihr als bezeichnend auffallen. Auch die vierte Reihe ist durch die Betrachtung der Ge-

sellschaft angeregt, und gerade hier tritt Ottiliens zarte, reine, liebeselige Natur so schön hervor, wenn auch manche allgemeine Sätze untergemischt sind, die ihre Bedeutung für Ottilien nur durch die eigenthümliche Beziehung erhalten, in welcher sie ihr erscheinen. In einem dieser Sprüche wird Charlottens ausdrücklich gedacht, mehrere andere knüpfen sich an den Architekten an, dessen Hülfe selbst Luciane in Anspruch nehmen mußte.*) Nach dem siebenten Kapitel steht eine fünfte Reihe von Bemerkungen, welche einem Gespräche mit dem Gehülfen über die eigentlich menschliche Behandlung der Naturwissenschaften entnommen sind**); auch die Veranlassung zu diesem Gespräche wird uns nicht vorenthalten. Die letzte endlich nach dem neunten Kapitel verdankt dem neu eingetretenen Frühling ihren Ursprung, der Ottilien so lebhaft an den Wechsel der Dinge und an ihre Liebe erinnert, die gerade vor einem Jahre ihr Leben beseligt hatte. Die erste Bemerkung dürfte durch die Briefe Eduards veranlaßt sein, die sie bei diesem für sie so erinnerungsreichen Zeitabschnitt von neuem hervorgesucht hat. Ihre Aeußerung: „Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehn, es muß etwas anderes, unvergleichbares werden", bezieht sich auf die Liebe, welche mit keinem andern Gefühle zu vergleichen. Gerade das Räthselhafte, welches manche Sprüche für uns haben, weil uns die Beziehung auf Ottilien nicht gleich einleuchtet, gibt diesen Betrachtungen einen eigenthümlichen Reiz, da wir einen tiefern Bezug nur ahnen können. Man hat gemeint, Goethe habe das Tagebuch Ottiliens viel bedeutsamer zur Charakteristik dieser schönen Seele benutzen können, aber

*) Zu dem Spruche: „Es käme niemand mit der Brille" u. s. w. vgl. die Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 618 f.

**) Der Spruch: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen" kann nur darauf sich beziehen, daß die heiße Gegend, welche die Palmen, nach Linné die Fürstinnen des Pflanzenreichs, hervorbringt, den Geist erschlafft.

einer solchen Charakteristik bedurfte er nicht, er wollte mit diesen Tagebuchauszügen nur andeuten, wie Ottilie die sie umgebende Welt in ihrer liebevollen, aber ernsten, gemüthvoll tiefen Weise auffaßt, und wenn sie auch hier nicht die ganze Tiefe ihrer Gefühle ausspricht, sondern zuweilen nur den Anknüpfungspunkt ihrer Gedanken hinstellt (z. B. „Säen ist nicht so beschwerlich als ernten"), so ist dies gerade höchst bezeichnend für ihre zurückhaltende Natur, die das Tiefste durch Worte zu entweihen fürchtet. Daß die Tagebuchauszüge da abbrechen, wo Ottilie wieder mit der Natur freier zusammenleben kann, ist ganz naturgemäß. Sonderbar meinte ein Freund von Lewes, die Episoden seien in unserm Roman ein künstlerisches Mittel, um ein Bild von der langsamen Bewegung des menschlichen Lebens zu geben. Als ob der Dichter dieses hätte bezwecken und Episoden d. h. die Novelle und die Tagebuchbemerkungen, die beide ihren Zweck unverkennbar verrathen, dazu irgend hätten dienen können.

Sprache und Ausdruck athmen durchweg die besonnene Ruhe klarster Welt- und Menschenanschauung, die, von einem tiefen, reichen und reinen Gemüth getragen, antheilsvoll sich den Bedrängnissen der Menschen zuwendet, in ihre Seele hinabsteigt, ihre wogende Tiefe vor uns entfaltet, ohne selbst jener leidenschaftlichen Glut zu verfallen. Lewes findet die Sprache schwach, kalt, im Satzbau mechanisch und wegen der überwiegend abstrakten Ausdrücke ohne Leben. Grimm tadelt, daß der Dichter zuweilen die Mühe der Feile gespart habe, während er anderswo absichtlich hart sei, um einen bestimmten Effekt zu erreichen. An einzelnen Stellen mag die letzte Hand fehlen, da der Dichter den Druck beeilte und sich unwohl fühlte, aber niemals dürfte er irgendwo durch Härte haben wirken wollen, wenn auch die Leidenschaft oft in knapper Schärfe sich ergeht und die aus tief erregter Seele sich emporringenden Gefühle und die wunderbar gespannten Zustände nicht in spiegelblanker Sprache dargestellt werden

konnten. Kälte und Schwäche, sowie mechanischen Satzbau wird man, von äußerst wenigen Fällen abgesehen, am wenigsten den Wahlverwandtschaften vorwerfen dürfen. Wenn in den Lehrjahren ein frischer jugendlicher Hauch die ganze Darstellung belebt, so tritt uns hier der durch die Welt gereifte Mann entgegen, dessen Sinn und Wesen zu würdigem Ernste gediehen, der, geht ihm der liebliche Glanz bewegter Jugend ab, dagegen in reiner Klarheit die Dinge erfaßt und sie zu entschiedenster Gestaltung ausprägt. Die Welt liegt klar vor seinem eben so tief dringenden als umfassenden Blicke; daher die Fülle von gediegener Weisheit, die uns hier überall entgegenleuchtet, aber auch die reine Anschaulichkeit, die in treffenden Bildern und Schilderungen den Geist mächtig ergreift und häufig zu wahrhaft dramatischer Vergegenwärtigung sich erhebt. Ueber dem Ganzen schwebt wie Gewitterwolken eine düstere Stimmung; selbst da, wo wir die Gatten sich freundlich, ja heiter gegen einander aussprechen hören, fühlen wir uns gedrückt und beklommen, es will kein recht frohes Bild sich vor uns gestalten, ein trüber Schleier zieht sich über alles hin. Und gerade dieser, wir möchten sagen, tragische Ton entspricht in jeder Beziehung dem Inhalte des Romans, der mit eigenthümlicher Meisterschaft in Ottiliens holdseligem Naturbilde eine unsere tiefsten Gefühle mit spannender Liebe ergreifende Blutzeugin der Heiligkeit der Ehe schildert, und zugleich die traurige Unzulänglichkeit menschlichen Glückes in einem grausigen Schicksal spiegelt, da wir zwei für einander ganz geschaffene Liebespaare durch die Macht der Verhältnisse grausam auseinander gerissen, ihre Herzen von der Schwere des Unglücks gebrochen sehn müssen, das den Unschuldigen mit dem Schuldigen schonungsvoll in seine Wirbel herabzieht. Aber wie tief uns auch das schaurige Unglück ergreift, verehrend stehen wir vor jenen geheimnißvollen Wegen des waltenden Schicksals, das in diesem tragischen Untergang den Sieg

der Sinnlichkeit mahnend wehrt. Auch in Ottilien, wie in Mignon und dem Harfenspieler, waltet ein trauriges Verhängniß, das alles zum Verderben lenkt, wie das Leben ſo mancher Menſchen von beſtändigem Unglück verfolgt und zerrüttet wird. Die holde Blume, die ſich ahnungsvoll dem Leben erſchließt, verfällt dem traurigſten Schickſal, aber noch im Untergange zeugt ſie von der Hoheit ſittlicher Entſagung.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Verlag von Ed. Wartig in Leipzig.

Erläuterungen
zu den
Ausländischen Klassikern.

Herausgegeben von
Robert Prölß.

Erschienen sind:

1.	Bändchen	**Shakespeare,**	Romeo und Julia.
2.	„	„	Viel Lärmen um Nichts.
3. 4.	„	„	Julius Cäsar.
5.	„	„	Kaufmann von Venedig.
6.	„	„	Richard II.
7. 8.	„	„	Hamlet.

(Wird fortgesetzt.)

Preis eines jeden Bändchens 1 Mark.

Heinrich Düntzer, **Goethe's lyrische Gedichte** erläutert. 3 Theile in 2 Bänden. Preis 13 M. Elegant gebunden 15 M.

Heinrich Düntzer, **Schiller's lyrische Gedichte** erläutert. 3 Theile in 2 Bänden. Preis 10 M. Elegant gebunden 12 M.

Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen von Dr. **L. Eckardt.** (Der Schule und dem Hause.) Preis 1 M. 50 Pfg.

Verlag von Ed. Wartig in Leipzig.

Fünfzig Jahre
Deutscher Dichtung.
Mit biographisch-kritischen Einleitungen.
Herausgegeben von
Adolf Stern.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Lex. 8. 119 Bog. Preis 12 M. Eleg. geb. 13 M. 50 Pf.

Fünfzig Jahre
Deutscher Prosa
1820—1870.
Mit biographisch-kritischen Einleitungen.
Herausgegeben von
Adolf Stern.
Lex. 8. 84 Bog. Preis 8 M. Eleg. geb. 9 M.

Vorstehende zwei Sammlungen des rühmlich bekannten Verfassers sind nach literar-historischen Gesichtspunkten geordnet und repräsentiren in charakteristischen Proben die gesammte Entwickelung der deutschen Poesie und Prosa in dem letztverflossenen Halbjahrhundert. Ihre Reichhaltigkeit macht diese Werke zu einem vollständigen Hausschatz der neueren Literatur und die literar-historischen und biographisch-kritischen Einleitungen erheben sie zu einer durch Proben vervollständigten Geschichte der deutschen Dichtung und Prosa von Uhland bis auf die unmittelbare Gegenwart.

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

11.

VI. Götz von Berlichingen.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1888.

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

11.

VI. Götz von Berlichingen.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1888.

Goethes

Götz von Berlichingen.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

1888.

Die Nichtswürdigen regieren mit Liſt und der Edle fällt in ihre Netze.

Einleitung in Goethes Dramen.

1.

Den Inhalt des Dramas bildet, im Gegensatz zum Epos und zur Lyrik, der sein eigenstes Wesen handelnd darstellende Mensch, seine Form ist die der persönlichen Vergegenwärtigung. Handlung und sinnliche Gegenwart sind seine Pole, die Achse der wollende, thätige Mensch.*) Dieser kann aber entweder auf ein ernstes, würdiges Ziel hingerichtet sein oder sich leeren, unwürdigen Bestrebungen hingeben, wonach wir zwei Hauptarten des Dramas unterscheiden, die wir herkömmlich als Tragödie und Komödie bezeichnen. Verweilen wir zunächst

*) Es ist ein Irrthum, wenn man behauptet hat, die Handlung sei so sehr der innerste Kern des Dramas, daß es davon seinen Namen habe; denn dieser (δρᾶμα) bezieht sich rein auf die äußere Form der Handlung, gerade wie das deutsche Spiel, im Gegensatz zum Epos, dessen Form die der Erzählung ist, worauf auch sein Name (ἔπη) deutet. Diesen Unterschied hat schon Aristoteles hervorgehoben, wenn er sagt, die Tragödie stelle durch Handelnde, nicht durch Erzählung dar (δρώντων, καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίας). Auch Goethe hat in der Abhandlung über epische und dramatische Dichtung hierin den großen wesentlichen Unterschied beider Dichtarten erkannt und die Gesetze derselben aus dem Gegensatze des Rhapsoden und des Mimen hergeleitet.

bei der erstern, so wird die Thätigkeit des Menschen nur dann dichterischen Gehalt gewinnen, wenn wir das innerste Wesen einer bedeutenden Natur durch die äußern Verhältnisse in lebhafte Schwingung gesetzt und zu entschiedenem Heraustreten gedrängt sehen, wobei es ebensowenig eines Kampfes gegen ein feindliches Schicksal als des Unterganges des Helden bedarf. So kehrt Iphigenie, die durch ihre hohe, reine Weiblichkeit den auf ihrem Geschlecht ruhenden Fluch sühnt, glücklich in ihre Heimat zurück. Der die Welt verkennende schwärmerische Tasso findet sich zuletzt am Busen des als Todfeind gehaßten Antonio wieder und erkennt die Nothwendigkeit, gefaßt die Wünsche seines Herzens zu beschränken. Prometheus setzt seine schöpferische Wirksamkeit den Göttern zum Trotze durch und findet in seinen Geschöpfen das höchste Glück. Faust, der dem Leben geflucht, kämpft sich wacker durch; so lernt er die wahren Güter des Lebens schätzen und findet zuletzt im Jenseits die hier vergebens ersehnte Wahrheit, nachdem er seine Strebe- und Thatkraft glänzend bewährt hat. Alle vier sind echt dramatische Personen, da ihre innerste Natur in bewegter That sich uns offenbart und sie als würdige Charakterbilder in der Tiefe unserer Seele anklingen. Auch braucht der Fall des Helden nicht immer Folge einer Schuld zu sein, er kann durch die Ungunst der äußern Verhältnisse bedingt sein, denen der Edle zum Opfer fällt, wie Götz und Egmont von den Netzen der Arglist umstrickt werden, weil sie keinen Verrath des heilig gegebenen Wortes ahnen. Je nachdem aber der Held am Ende sich rettet oder, sei es in Folge des Widerstreites des Charakters und der Verhältnisse, sei es seiner Schuld wegen, fällt, unterscheidet man als zwei verschiedene Arten des Dramas Trauerspiel und Schauspiel. So ist

Wallensteins Untergang durch seine eigene Schuld bedingt, während Götz und Egmont von der herrschenden Niederträchtigkeit unterdrückt werden; doch unterscheiden sich die beiden letztgenannten Tragödien ganz wesentlich dadurch, daß in der einen der Untergang des Helden mit dem allgemeinen Siege der Arglist und dem Anbruch einer schwachen, feigen Zeit zusammenfällt, Egmont dagegen mit dem Bewußtsein in den Tod geht, daß sein Blut das Volk zum siegreichen Kampfe für die Freiheit wach rufen wird. Im Schauspiel kann der Held entweder ganz unversehrt aus dem Streit hervorgehn, wie Iphigenie, oder mit blutender Seele sich entsagungsvoll nach dem Verlust der edelsten Güter wiederfinden, wie Tasso und Eugenie. Dichterisch betrachtet dürfte keine dieser Arten an sich vor der andern den Vorzug verdienen, doch werden auf der Bühne diejenigen Dramen eine größere Wirkung üben, welche mit einer geistigen Erhebung schließen, die uns entweder im Siege des Guten, sei es bei der wirklichen Rettung, sei es durch das ahnungsvolle Erschauen einer glücklichen Zukunft, entgegentritt, oder darin, daß der Untergang uns als Fügung einer höhern Weltordnung erscheint, die das Vergehen auch an dem durch Kraft und Geist hervorragenden Helden straft.

Wie das Epos, so ist auch das Drama entweder ein heroisches oder ein bürgerliches, je nachdem der Träger der Handlung sich in bürgerlichen Lebenskreisen oder in der höhern Welt bewegt, wonach auch die Verwicklungen, in welche er geräth, meist einen durchaus verschiedenen Charakter annehmen; würdiger und bedeutender tritt freilich das erstere hervor, wogegen das letztere inniger ergreifen kann, weil die geschilderten Zustände uns näher liegen. Clavigo wirkt tief

erschütternd, da wir das schönste häusliche Glück durch die stachelnde, über jede Tugend und Sittlichkeit sich frech hinwegsetzende Ehrsucht vernichtet sehen. Und welche herrliche Seele, voll glühendster Leidenschaft, wird in Stella der Verzweiflung zum Raube!

Die Unterscheidung von geschichtlichen, sagenhaften und rein erfundenen Dramen ist in dichterischer Beziehung von keiner Bedeutung, wenn auch alle diese Arten eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden haben; müssen wir ja bei der eigentlichen Auffassung des dramatischen Kunstwerkes von der zu Grunde liegenden Geschichte und Sage ganz absehn und uns rein in die Dichtung selbst versenken, wenn nicht etwa, wie bei Festspielen, eine bestimmte äußere Wirkung bezweckt wird, z. B. die Feier einer großen Volksthat oder eines reichen segenbringenden Glückes — aber jeder derartige Zweck liegt ganz außerhalb des eigentlichen Kreises der Kunst. Der Dichter muß den geschichtlichen Stoff so gestalten, daß aus ihm das Bild seines Helden in lebhaftester Beleuchtung hervortritt, das Ganze sich zu einer entschiedenen Einheit zusammenschließt; Tadel verdient er nur, wenn der Stoff seinem Zwecke nicht entspricht, so daß er zu den bedeutendsten Veränderungen im Charakter des Helden greifen muß, oder seine Abweichungen sich als unnöthig oder gar zweckwidrig erweisen, die geschichtliche Ueberlieferung eine gleiche oder gar eine größere Wirkung sowohl an sich als im Zusammenhange des Ganzen üben würde. Alle Bedenken, welche man in dieser Beziehung gegen Goethes Götz und Egmont erhoben hat, sind unbegründet, da der Dichter die Charaktere beider treu aufgefaßt und dichterisch verklärt hat, wozu die von ihm erfundenen Abweichungen unumgänglich

nöthig waren. Als eine Abart haben wir das allegorische Drama zu betrachten, da in ihm das Hauptgewicht auf dem zu Grunde liegenden Gedanken ruht, welcher im dramatischen Gewande lieblich entfaltet hervortritt. Je mehr ein solches Drama eine fortlaufende, für sich verständliche Handlung, Gestalten von Fleisch und Blut, keine Gliedermänner und leblose Gedankenschemen darstellt, um so höher steht es in dichterischer und dramatischer Hinsicht. Als musterhaft kann Goethes Pandora, größtentheils auch Epimenides' Erwachen gelten.

Wenden wir uns von der Tragödie zur Komödie, so bieten alle in leeren, eitlen, thörichten und tollen Bestrebungen befangene Personen derselben ein willkommenes Feld, insofern diese sich recht charakteristisch hervorthun, mögen sie nun ohne wesentliche Einbuße zur Einsicht und Besserung gelangen oder durch Schaden gewitzigt oder durch Enthüllung ihres albernen Treibens gestraft werden. So kommen der eifersüchtige Eridon, die spröde Elmire und das eigensinnige Schweizermädchen in der Laune des Verliebten, Erwin und Elmire, Jery und Bätely zur Einsicht; im Großcophta wird die tolle Ehrsucht des verblendeten Domherrn gestraft. Auch Thorheiten der Zeit kann der Dichter in einem neckischen Spiegelgebilde zeigen, wie die verrückte Gefühlsschwärmerei im Triumph der Empfindsamkeit, die durch den Schwindel der Freiheitsbegeisterung hervorgerufene Aufsätzigkeit in den Aufgeregten. Eine niedere Art der Komödie ist diejenige, die uns eine bestimmte Lehre eindringlich zu Gemüthe führen will, wie sich in den Mitschuldigen die Mahnung, freilich herbe genug, ausspricht, nicht gegen andere den Stein zu erheben, wir im Pater Brey und Satyros gewarnt werden, vor solchen

Lumpen auf der Hut zu sein. So zeigt auch Lila, wie die Heilung derjenigen zu bewirken, die durch schreckhafte Einbildung in Irrsinn versunken sind. Noch weniger können tolle Possenspiele, wie der Bürgergeneral, der uns den durchtriebenen Barbier Schnaps in einer ganz neuen Situation zeigt, wie er den neumodischen Jacobinismus ausbeutet, Szenen aus dem Leben, wie das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, oder launige Verspottungen einzelner Personen, wie der Prolog zu Bahrdt, auf hohen dichterischen Werth Anspruch machen, wie belustigend auch ein glücklicher Humor darin spielen mag.

Die dramatische Form bedingt die lebendigste Vergegenwärtigung der auftretenden Personen, die wir unmittelbar handelnd vor uns sehn sollen. Charaktere und Handlungen müssen in innigster Wechselwirkung stehn, so daß diese aus jenen fließen, jene in diesen ihr eigenstes Wesen spiegeln. Die Handlung kann entweder äußerlich bewegt sein, durch mancherlei drängende Umstände in raschen Wellenschlägen getrieben werden, oder sie verläuft mehr im Innern der Seele, so daß die Darstellung des Seelenkampfes ihr eigentlicher Inhalt ist. Freilich wird im erstern Falle, wo eine breitere Welt sich vor uns aufthut, die Wirkung auf der Bühne bei weitem bedeutender sein, da wir hier mächtiger und vielseitiger aufgeregt und in spannendere Furcht versetzt werden, aber an wirklich dichterischer Wirkung dürfte die andere kaum zurückstehn. Aller Mittel sprachlicher Darstellung darf sich der Dramatiker unbedenklich bedienen; so sind ihm lyrische Ergüsse der handelnden Personen gestattet, insofern diese dadurch ihr Inneres lebhaft aussprechen: nicht weniger darf er sich der Erzählungsform bedienen, wo einzelne zur Handlung oder zur

Kennzeichnung der Personen unentbehrliche Darstellungen sich nicht der eigentlichen dramatischen Handlung einfügen lassen; doch wird er hierzu nur da greifen, wo ihn die Nothwendigkeit zwingt, und der dramatische Charakter des Ganzen ist überall möglichst zu wahren. Die Alten ließen die Handlung von einem lyrischen, das durch die vorhergegangene Handlung angeregte Gefühl gleichsam spiegelnden und festhaltenden Chor begleiten, den die Neuern bei der größern Breite, welche sie der Handlung geben, meist fallen lassen, doch ein mäßiger Gebrauch widerspricht keineswegs der dramatischen Kunst selbst, die uns gerade in die lebendigste Anschauung und Erfassung hineinversetzen soll. Wir gedachten oben des allegorischen Dramas; aber auch im gewöhnlichen Drama kann sich der Dichter einzelner allegorischen Darstellungen bedienen, wo es gilt, ideelle Bestrebungen in einem weit entwickelten, sinnlich belebten Bilde zu verkörpern oder ganze Weltkreise uns zu vergegenwärtigen, wovon uns Fausts zweiter Theil das glänzendste Beispiel bietet. Die Frage, inwiefern das Drama die prosaische Form gestatte, dürfte dahin zu entscheiden sein, daß diese nicht durchaus auszuschließen; manche Darstellungen würden durch metrische Form ganz ins Unnatürliche fallen, wie wir uns kaum den Götz und Clavigo in Versen denken können, dagegen geschähe der höhern Tragödie durch die prosaische Form entschiedener Eintrag. Im Faust finden sich ein paar prosaische Szenen, in welchen der Dichter durch diese Form gerade einen lebendigern Eindruck bezweckt. Shakespeare hat häufig einzelne Szenen, nicht bloß solche, in denen gewöhnliche Leute auftreten, abstechend von der sonstigen metrischen Form, in Prosa gefaßt.

Eine ganz eigenthümliche dramatische Form habe

der Oper, welche der sprachlichen Darstellung durch die Tonkunst ihre eigentliche Ausführung gibt, weshalb sie, wie Goethe sich in einem Briefe an Zelter ausdrückt, ein Karton, kein fertiges Bild sein darf. Eine genaue Entwicklung der allmählich fortschreitenden, aus dem Zusammenwirken der Charaktere und der äußern Verhältnisse fließenden Handlung liegt außerhalb des eigentlichen Kreises der Oper, die vielmehr eine Reihe allgemein gehaltener, durch die Musik zu belebender und gleichsam ins Licht zu setzender Bilder vorführt. Der Operndichter muß seine dichterische Kraft zurückhalten, sich dem Tonsetzer ganz unterordnen, dessen Bedürfnissen und Forderungen er vor allem Rechnung zu tragen hat. Dies wird aber gerade der wahre Dichter am wenigsten vermögen; er wird sich in den ihm gezogenen Grenzen beengt fühlen, und wie sehr er sich auch zu fügen versucht, doch nicht im Stande sein, sich ganz nach dem Wunsche des Tonsetzers zu beschränken; er wird diesem eine zu volle, nicht zu bewältigende Masse bieten, wie es sich gerade bei Goethe zeigt, dessen Behauptung, die reine Opernform sei vielleicht die günstigste aller dramatischen, nur insofern für wahr gelten kann, als die reichern Mittel, welche diese in Anwendung bringt, die Empfindung sinnlicher zu erregen vermögen. Daß aber die Mittel der Oper wirklich reicher seien, könnte man bezweifeln, da ja der Dichter seine eigentliche Kraft zurückhalten muß, sie höchstens halb anwenden kann. Günstiger für diesen erweist sich das Singspiel, das eine weitere Entwicklung der Handlung und der Charaktere gestattet und nur an einzelnen bedeutenden Stellen die Musik zu Hülfe ruft; doch möchte diese Halbgattung nur bei leichtern Stoffen sich empfehlen. Das Melodrama entspricht wenig der ernsten Würde der tragischen Muse, nur

ein Drama mit einem singenden Chore nach Art der Alten könnte bei glücklicher Ausführung als reine Kunstform anerkannt werden.

2.

Die Lust, alles Bedeutende zu dramatisiren, es in Szene zu setzen, sei es nun in Form eines Ansichten und Gesinnungen entfaltenden Gesprächs, sei es in bewegter Handlung, regte sich bei Goethe bereits in den frühesten Jahren; war sie ja der eigentlich dichterische Drang, der zu klarer Vergegenwärtigung und sinnlichster Anschaulichkeit treibt, die Gestaltung der Vorstellung zu einem belebten Bilde bewirkt. Bedeutendste Nahrung gewann jener dramatische Trieb durch das dem vierjährigen Knaben geschenkte Puppenspiel, welches ihn bald zu eigener selbständiger Leitung anregte, durch das Lesen vieler dramatischen Stücke, von denen einzelne von ihm und seinen Altersgenossen auf einer Privatbühne zur Aufführung kamen, besonders aber durch den sehr frühen und häufigen Besuch des damals abwechselnd französische und deutsche Stücke bringenden Theaters seiner Vaterstadt. So ließ es denn den elfjährigen Knaben nicht ruhen, bis er selbst nach Art der beliebten Märchenspiele im Geschmack von Piron ein eigenes französisches Stück zusammengebracht, worin es „weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte“. Freilich hatte hieran die Nachahmungssucht gleich großen Antheil wie die Lust des Dramatisirens. Schon in Frankfurt brachte er, durch Klopstocks Salomo angeregt, ein biblisches Trauerspiel,

Belsazar, in welchem er sich neben dem Alexandriner der fünffüßigen Jamben bediente, bis zum fünften Akte. Lebhaft angeregt fühlte sich der junge, altkluge leipziger Student (1765—1768) durch das damals gerade in seiner höchsten Blüte stehende dortige Theater. Aber konnten auch die zu jener Zeit sich hervorthuenden deutschen Stücke, unter ihnen vor allen Lessings Minna von Barnhelm, worin er selbst auf einer Privatbühne auftrat, einer bedeutenden Wirkung nicht verfehlen, so war doch sein ganzes Wesen damals noch zu wenig entwickelt, als daß seine Seele ihn zu einer wahrhaft freien dichterischen Gestaltung zu treiben vermocht hätte. Wie in seinen lyrischen Gedichten, so fügte er sich auch im Drama der herrschenden Form, und so finden wir ihn eifrig mit Uebersetzung und Nachbildung französischer Stücke beschäftigt, wie auch mit selbständigen Versuchen in diesem Geschmack. Von den erstern ist ein Bruchstück einer Bearbeitung von Corneilles Lügner erhalten; ein vortreffliches Muster der letztern sind die durch Gewandtheit und Sicherheit in Entwurf, Charakteristik und Ausführung sich auszeichnenden Mitschuldigen. Manche andere Stücke, die daneben hergingen, kamen nicht zur Vollendung. Ein Ausfluß seiner eigenen Seele war das Schäferspiel die Laune des Verliebten, welches sich gleichfalls der überlieferten Form, aber mit schönstem Geschick und eigenster Empfindung bediente, um seine Reue über die Eifersüchteleien darzustellen, womit er die nun von ihm abgewandte Geliebte gequält hatte. Von Leipzig krank zurückgekehrt, arbeitete er seine Mitschuldigen ganz um und versuchte sich an andern Stoffen, doch vollendete er keinen dieser Versuche. Ehe er Frankfurt verließ, verbrannte er, im sichern Gefühl, daß eine neue Zeit für ihn anbreche, alle seine frühern

Versuche, nur die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten entgingen dem Feuer.

Erst in Straßburg sollte Goethes Seele, besonders unter Herders und Shakespeares Einfluß, zu frischem, freiem Leben sich entfalten, um bald zu Dichtungen sich begeistert zu fühlen, welche aus seinem Herzen und echt deutschem Gefühle flossen. Er schrieb hier eine lustige Oper Mondo alla riversa (die verkehrte Welt), die wohl in einem Utopien spielte. Auch an einem Julius Cäsar versuchte er sich einen Augenblick. Das Bild des treuherzigen, in den Netzen der Arglist fallenden Götz entwarf er gleich nach seiner Rückkehr zur Vaterstadt, Ende 1771, in der von Shakespeare überkommenen freiern Form, doch erhielt das Stück darauf wesentliche Veränderungen. Den folgenden Frühling trug er sich mit dem Gedanken, das Leben und den Tod des Sokrates, dieses „philosophischen Heldengeistes", zu dramatisiren. In Wetzlar fehlte dem ganz in den Griechen und seiner Liebe lebenden Dichter die Ruhe zu dramatischer Gestaltung, doch ahnte er, daß einst „Schönheit und Größe sich mehr in sein Gefühl weben, er Gutes und Schönes thun, reden und schreiben werde, ohne daß er wisse, warum". Von eigener Art ist das Concerto drammatico, das er zu Frankfurt im Januar 1773 als launige Antwort auf einen Gesammtbrief der darmstädter Freunde schrieb. Gleich darauf arbeitete er den Götz um. Der hohe Beifall, den dieser fand, trieb ihn zur Dichtung eines für die Aufführung bestimmten Dramas, „damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen", wie er den 15. September 1773 an Lottens Gatten schreibt. Wir wissen nicht, welchen Stoff er damals im Sinne hatte.

Zwei Monate früher hatte er gemeldet, daß er seine Situation zu Lotten „zum Trutz Gottes und der Menschen“ als Schauspiel bearbeiten wolle, wozu er aber später die Romanform wählte. Auch war er mit Dramatisirung von Mahomets Ende beschäftigt, doch fehlte ihm die zur Ausführung nöthige Ruhe. Rasch warf er vor dem Herbste 1773 sein gewaltiges Drama von dem Menschenbilder Prometheus hin, ein Drama in der Weise, wie er damals die beiden Akte, vielmehr Szenen, des Künstlers Erdenwallen schrieb, mochte ihm auch eine Fortführung der Sage vorschweben. Im November schrieb er von einem neuen Drama: „Der Torus ist angelegt; nun nur noch Flamme und Windstoß; aber das hängt von den Göttern ab.“ Wahrscheinlich schwebte ihm schon damals Egmont vor. Unter den lustigen Dingen, die ihm zur Zeit gelangen, war auch das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. „Ich bin auch zeither fleißig gewest“, schreibt Goethe Weihnachten 1773, „hab' viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Lustspiel mit Gesängen ist bald fertig, auch einige ansehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber studirt. Obiges Lustspiel ist ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont unserer Akteurs und unserer Bühne gearbeitet. Und doch sagen die Leute, es wären Stellen drin, die sie nicht prästiren würden. Dafür kann ich nachher nicht.“ Das hier gemeinte Lustspiel ist Erwin und Elmire; er dichtete es nach Goldsmiths Ballade von Edwin und Angelina. So wenig als Mahomet, wollte sein Julius Cäsar zu Stande kommen, dagegen gelang ihm Pater Brey und der derbe Satyros. In Clavigo lieferte er im Mai 1774 ein treffliches Theaterstück. Aus dem fast vollendeten Singspiel Erwin und Elmire las er auf der

Rheinreise im Sommer 1774. Auf dieser schrieb er auch das Drama des Künstlers Vergötterung, nur eine Szene, als Gegenstück zu des Künstlers Erdewallen. In den Herbst fällt der größte Theil der alten Szenen des Faust mit Einschluß der Gretchentragödie. Erwin und Elmire wurden im Januar 1775 neu bearbeitet. Auch Claudine von Villabella lag ihm damals schon im Sinne. Stella „ein Schauspiel für Liebende", wobei Swifts Liebesabenteuer vorschwebten, floß aus seinem von glühendster Liebe zu Lili ergriffenen Herzen. Am 6. März meldete er einer Freundin, er habe an diesem Tage eine Szene gedichtet; schriebe er nicht Dramen, so ginge er zu Grunde. Auch Claudine ward vollendet, worin, wie Goethe an Herder schrieb „gut gefühlte Natur neben scheuslichem locus communis zu sehn". Nach der Rückkehr von der Schweizerreise, auf welcher er von seiner Liebe zu genesen vergebens gehofft hatte, beschäftigte ihn zunächst wieder Faust, dann aber ergriff ihn während der gespannten Tage, als er die Ankunft des Wagens erwartete, der ihn nach Weimar bringen sollte, der schon längst ihm im Sinne liegende Stoff des Egmont so gewaltig, daß er das Stück voll leidenschaftlicher Bewegung in kurzer Zeit fast zu Ende führte.

In Weimar trieb ihn die innige Neigung zu Frau von Stein zu dem tiefempfundenen kleinen Schauspiel die Geschwister, welches er sogleich auf dem herzoglichen Privattheater Ende Oktober 1776 zur Aufführung brachte; dagegen hatte er ein schon in diesem Sommer gehegtes Drama der Falke, nach einer Novelle Boccaccios, nicht zu Ende bringen können. Er hatte hier „seine verklungenen Leiden wieder als Drama verkehren" wollen; seine Heldin Giovanna sollte viel von Lili

haben, aber Frau von Stein sollte ihm auch erlauben, „einige Tropfen ihres Wesens drein zu gießen, nur so viel es brauche, um zu tingiren“. Das herzogliche Liebhabertheater, an welchem Goethe als Dichter, Schauspieler und Leiter den bedeutendsten Antheil nahm, veranlaßte die zur Feier des Geburtstages der Herzogin bestimmten Dichtungen von Lila und dem Triumph der Empfindsamkeit, wie auch andere dramatische Spiele, in welchen er seine leichte Gewandtheit und seinen glücklichen Humor bewährte. Zu wahrhaft dichterischer Höhe schwang er sich in seiner Iphigenie auf, diesem Hohenliede reiner Weiblichkeit, in welchem sein Drang nach klassischer Einfachheit und klarer, fester Gestaltung sich zuerst erfüllte. Die erste Aufführung des in Prosa geschriebenen Stückes im April 1779 übte, wie Goethe zu höchster Freude bemerkte, eine ganz gute Wirkung auf reine Menschen. Eine Frucht der Schweizerreise war im Spätherbste das zur Eröffnung des neugebauten Theaters bestimmte Singspiel Jery und Bätely, das aber erst später zur Aufführung kam, da Goethes Freund Kayser mit der musikalischen Komposition zurückblieb. Wenige Monate darauf, Ende März 1780, fühlte Goethe sich zur Dichtung des Tasso gedrängt, von dem er aber, in längern Zwischenräumen, bis zum Mai 1781 nur die beiden ersten Akte vollenden konnte. Andere dramatische Arbeiten drängten sich zwischen dieses aus seinem tiefsten Herzen quellende Stück, dessen Entwicklung zu beängstigend wirkte, als daß er es zu vollenden vermocht hätte. Im Juli 1780 hatte er den zur Aufführung bestimmten ersten Akt des aristophanischen Neckspiels die Vögel nothgedrungen zu Stande gebracht. Den echt tragischen Stoff des Elpenor, der ihm im Sommer 1781 aufging, konnte er nur bis zum zweiten Akte führen. Im April

1782 brachte er endlich Egmont, der ihn so lange gequält hatte, fast zum Abschluß. Da ihm darauf die Sammlung zu jeder ernstern Thätigkeit fehlte, konnte ihm nur Leichteres gelingen. Im Sommer 1782 schrieb er das Singspiel die Fischerin, das, auf dem natürlichen Schauplatz an der Ilm aufgeführt, eine schöne Wirkung hervorbrachte. Zwei Jahre später dichtete er für Freund Kayser das Singspiel Scherz, List und Rache; doch sah er bald, daß er dabei die Poesie der Musik zu wenig untergeordnet hatte, was er in andern Stücken vermeiden wollte, da er wünschte, dem Freunde auf der Bühne Namen und Verdienst zu schaffen, doch seine begonnenen ungleichen Hausgenossen kamen nicht zur Vollendung.

Die im Jahre 1786 mit dem Buchhändler Göschen verabredete erste Ausgabe seiner Werke führte den Dichter zur genauesten Durchsicht seiner gedruckten und ungedruckten Stücke. Vor der karlsbader Reise ward Götz durchgenommen, der gar wenige, unbedeutende Aenderungen erfuhr. Auch die andern Stücke sollten, wie sie da lagen, zum Abdruck gelangen, aber davon kam er bald zurück, sein Geist trieb ihn zu wiederholter Bearbeitung und Vollendung des Begonnenen. Vor allem lag ihm Iphigenie am Herzen, deren Umschrift in Jamben, nachdem Herder ihm das Ohr für den wahren, sophokleischen Vers gereinigt hatte, er zu Rom gleich am Anfange des Jahres 1787 vollendete, obgleich er damals die Lust am Theater verloren hatte; noch in Neapel meinte er, dafür sei er zu alt. Eine Iphigenie in Delphi auszuführen, die ihm auf dem Wege von Cento nach Bologna aufgegangen war, hinderte ihn, außer so manchem zerstreuenden Andrang, die Sorge für die übrigen Stücke, von denen er zunächst den Tasso angriff. Die beiden prosaischen

Akte nahm er nach Neapel und Sizilien mit. Allein gelang ihm auch während der Seefahrt der Entwurf des Planes, so ergriff ihn doch auf Sizilien, wo ihm die Odyssee zu lebendigem Worte wurde, ein darauf beruhender, schon in den Apeninnen ihm aufgegangener hochtragischer Stoff, die Liebe der Nausikaa zu dem herrlichen Fremden, so gewaltig, daß er gleich einige Szenen entwerfen und ausführen mußte. Nach Rom zurückgekehrt, bearbeitete er den Egmont und die Singspiele, bei deren Umdichtung ihm die italienischen zum Muster dienten, bildete sich aus der Halsbandgeschichte den Stoff zu einer komischen Oper, machte den Plan zum Faust und brachte den des Tasso ganz in Ordnung. Letzterer begleitete ihn auf der Rückreise, doch erst im Sommer 1789 konnte er ihn ganz zu Ende führen. Die Neudichtung von Künstlers Apotheose war ihm schon fast ein Jahr früher gelungen. Die Anwesenheit des Kapellmeisters Reichardt zu Weimar, der seine Claudine gesetzt hatte, brachte ihn wieder auf die Halsbandgeschichte, doch gerieth die begonnene Oper bald ins Stocken, da kein recht heiterer Geist darüber walten wollte. Die ungleichen Hausgenossen nahm er wieder auf, ließ sie aber bald liegen. Faust wurde vorgenommen, neu bearbeitet, bedeutende Szenen eingefügt, blieb aber Bruchstück, da er weder das Stück zu vollenden noch die Lücken vollständig auszufüllen vermochte.

Die Uebernahme des Hoftheaters im Frühjahrs 1791 brachte den Dichter wieder in nähere Verbindung mit der Bühne. Zunächst sah er sich veranlaßt, den Stoff der Halsbandgeschichte als Lustspiel in seinem Großcophta zu bearbeiten, der auf dem Weimarischen Theater seine Wirkung nicht verfehlte, aber sonst fast allgemein abstoßend wirkte. Besonderes Glück hatte

auf der Bühne die in acht Tagen geschriebene Posse der Bürgergeneral. Egmont, auf den Goethe so große Hoffnung gesetzt hatte, wollte damals auf dem Theater keine Wirkung üben. Eine in Nachahmung von Holbergs politischem Kannengießer versuchte Verspottung der in Folge der Freiheitsideen sich verbreitenden Aufsätzigkeit in dem Lustspiele die Aufgeregten kam nicht ganz zur Vollendung. Den Text einer Anzahl italienischer und französischer Opern ließ Goethe bearbeiten und umschreiben. Hatte ihn auch das große Talent der jungen Schauspielerin Christiane Neumann, seiner Euphrosyne, beim Theater festgehalten, sein lebhafterer dichterischer Antheil an der Bühne begann erst in demselben Jahre 1794, wo die Verbindung mit Schiller ihn frisch belebte. Mozarts Zauberflöte, welche in diesem Jahre gegeben wurde, erregte den Plan eines zweiten Theiles. Von einem gefesselten Prometheus in antikem Sinne kam 1797 der erste Monolog und ein Chor der Nereiden zu Stande. Vielleicht fällt auch schon in diese Zeit der Gedanke an ein ernsthaftes Singspiel die Danaiden, worin Hermione aus der Masse des Chors als Gegensatz hervortreten sollte; er hatte es sich als Schluß der Schutzflehenden des Aeschylos gedacht. Auch an Faust ward einiges gearbeitet, doch stand die dramatische Dichtung diese Zeit hinter der epischen zurück, woneben Goethe freilich dem Theater und den großartigen Dichtungen seines Freundes den lebhaftesten Antheil zuwandte. Sein eigener Egmont hatte in Schillers Bearbeitung schon 1796 die Bühne betreten und durch Ifflands Darstellung der Hauptrolle bedeutenden Erfolg gehabt. Die großartige theatralische Wirkung von Schillers Lager und den beiden Stücken des Wallenstein und des Freundes Uebersiedlung nach Weimar

befeuerten die Theilnahme an der herzoglichen Bühne, die um diese Zeit auch ein anständigeres Aeußeres gewonnen hatte. Die Freunde wetteiferten zunächst in dem Bestreben, einen tüchtigen Vorrath auf der Bühne wirksamer Stücke sich zu verschaffen, wobei sie auch auf ausländische Rücksicht nahmen; ja die sogenannte klassische Bühne der Franzosen sollte, trotz ihres rednerischen Pathos, nicht fehlen, da auch sie auf die Bildung der Schauspieler und Zuhörer förderlich wirken müsse; selbst die Maskendarstellung des griechischen und römischen Theaters ward versucht. Goethe übersetzte den Mahomet und Tancred; den letztern hatte er mit Chören auszustatten gedacht, was aber unterblieb, da er die Uebersetzung unerwartet rasch für das berliner Theater liefern mußte. Zum Geburtstage der Herzogin Mutter kam sein Maskenspiel Paläophron und Neoterpe zur Aufführung. Gleichzeitig mit diesen bis zum Ende des scheidenden Jahrhunderts reichenden Bestrebungen fällt die Beschäftigung mit Faust, besonders mit dessen antiker Helena.

Ein neuer, seine tiefste Seele ergreifender Stoff war ihm schon Ende 1799 aufgegangen: die durch die Memoiren der Stephanie Luise von Bourbon-Conti angeregte natürliche Tochter, in welcher er den ungeheuren Stoff der französischen Umwälzung in sich zu bewältigen gedachte. Der erste Akt wurde gegen Ende 1801 geschrieben, das ganze erste Stück aber erst 1803 vollendet und nicht ohne Beifall aufgeführt. Von den beiden folgenden Stücken dieser Trilogie lag das Schema vor, ohne daß Goethe zur Ausführung Muth und Lust gefunden hätte; manchmal fühlte er sich versucht, das Ganze zu einem einzigen Bühnenstücke zu gestalten, aber auch hier schreckten ihn

die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Aufgabe zurück, besonders die Darstellung der Umwälzung in den sich hart bekämpfenden Parteien. Noch vor die Vollendung der natürlichen Tochter fällt das zur Eröffnung des Theaters zu Lauchstedt gedichtete Vorspiel Was wir wollen, das er im Juni 1802 in acht Tagen schrieb. Schwieriger ward ihm die unglückliche Bühnenbearbeitung des Götz, die er gleich nach dem Vorspiel begann, aber nach manchen Unterbrechungen erst im folgenden Sommer beenden und im September zur Aufführung bringen konnte. Die Laune des Verliebten betrat im März 1805 die Bühne; aber zwei Monate später zerriß die Hand des Todes das herrliche Verhältniß zu Schiller und vereitelte so manche schöne Vorsätze. Die augenblickliche Absicht, den vom Freunde begonnenen Demetrius zu vollenden, konnte er nicht durchsetzen, da das Stück ihn zu schmerzlich an seinen ungeheuren Verlust erinnerte; erst im August feierte er zu Lauchstedt mit der dramatischen Aufführung des Liedes von der Glocke und dem herrlichen Epilog das Andenken des früh heimgegangenen Genossen. Seine Stella betrat im folgenden Januar in Schillers Bearbeitung und mit verändertem Schlusse die Bühne, 1807 ohne sein Zuthun, aber unerwartet mit ungeheurem Beifall Tasso. Die Wiedervereinigung der fürstlichen Familie zu Weimar im September 1807 feierte der Dichter durch ein eigenes auf die wahre, im thätigen Zusammenwirken aller beruhende Vaterlandsliebe deutendes Vorspiel. Unterdessen hatte er bereits 1806 wieder einen sein Innerstes tief berührenden Stoff in der allegorischen Darstellung von Pandoras Wiederkunft gefunden, von welcher er nur den ersten Theil (im Juni 1808) auszuführen vermochte. Für die neue Ausgabe seiner Werke hatte er den ersten Theil des Faust ver-

vollständigt, der jetzt zum erstenmal bedeutende Wirkung übte. Auch ein christliches Trauerspiel, von welchem nur weniges sich erhalten, hatte er, wahrscheinlich durch Calderon angeregt, sich vorgesetzt, wozu er das Schema im September 1807 entwarf. Vgl. unten S. 24.

Der weimarischen Bühne blieb auch während des folgenden Jahrzehnts, des siebenten seines Lebens, trotz einzelner Irrungen, sein lebhaftes Streben zugewandt, wenn gleich der innere Trieb zu eigenen dramatischen Dichtungen nur von Zeit zu Zeit sich regte. Im Januar 1812 betrat Shakespeares Romeo und Julie in seiner das Stück bedeutend umgestaltenden Bearbeitung die Bühne, und hatte sich in Weimar einer nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen, während die leidenschaftlichen Shakespeareverehrer darin eine arge Versündigung gegen ihren Meister fanden. Das einaktige Lustspiel die Wette, das er auf Verlangen der Kaiserin von Oestreich zu Teplitz Ende Juli 1812 in zwei Tagen fertig lieferte und gleich zur Aufführung brachte, trägt die Spuren seiner Eilfertigkeit und seines Mangels an Sammlung, legt aber ein überraschendes Zeugniß von seiner fortdauernden Gewandtheit im Entwerfen und Ausführen ab. Die ihn längere Zeit beschäftigende Oper der Löwenstuhl, gegründet auf die später in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelte Sage, gerieth 1813 ins Stocken, dagegen entwarf er im folgenden Jahre das Vorspiel für Halle, welches Riemer ausführte, als Goethe auf den Wunsch der Generaldirektion des berliner Theaters das vaterländische Festspiel des Epimenides Erwachen dichtete, dessen Aufführung sich leider bis nach dem Wiederaufstehen des Weltteroberers verzögerte, dessen Sturz es hatte feiern sollen. In dasselbe

Jahr 1815 gehört seine Umgestaltung des von Peucer zur Feier Ifflands geschriebenen Nachspiels zu den Hagestolzen. 1816 ward eine orientalische Oper entworfen, deren Zustandekommen, wie Goethe meinte, nur der Mangel eines ihm zur Seite lebenden Tonsetzers und eines großen, weiten Zuschauerkreises hinderte. Am Anfange des folgenden Jahres bearbeitete er den Schutzgeist und die Bestohlenen von Kotzebue für die Bühne, zog sich aber bald darauf in Folge des vom Herzog im Widerspruch mit ihm gestatteten Auftretens eines dressierten Pudels in einem französischen, von Castelli bearbeiteten Zugstücke von der Leitung der Hofbühne zurück. Vier Jahre später konnte er sich dem ehrenvollen Auftrage nicht entziehen, den Prolog zur Eröffnung des neuerbauten berliner Schauspielhauses zu dichten. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigte ihn die Vollendung des zweiten Theils des Faust, an dessen vollständige Darstellung auf der Bühne er nicht denken mochte. Hätte ihn eine äußerliche Veranlassung getrieben, so würde er auch jetzt noch einzelnes für die Bühne geliefert haben; manche früher gefaßte Pläne lagen ihm im Sinne, und es fehlte nicht an Augenblicken, wo neue Stoffe ihn anregten. Im Januar 1828 schrieb er eine Einleitung zu seinem Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung", das ein Meistersinger auf der berliner Bühne vor Deinhardsteins beliebtem Stücke „Hans Sachs" vortragen sollte. Noch im Oktober 1828 entwarf er in einem Gespräche über Rossinis Moses eine wirkungsvollere Oper in den Hauptzügen und im folgenden Februar äußerte er gegen Eckermann, wenn das Schauspielerpaar Genast in Weimar bliebe, würde er gleich zwei einaktige ihm vollständig gegenwärtige Stücke in Prosa schreiben, eines von der heitersten Art und mit einer Hochze-

endend, das andere grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückblieben; das letztere stamme noch aus Schillers Zeit, der auf seinen Antrieb eine Szene davon geschrieben. Faust ward kurz vor seinem letzten Geburtstage vollendet, aber noch zwei Monate vor seinem Tode wollte er einzelnes darin weiter ausführen. So wirkte der dramatische Trieb bis zum höchsten Greisenalter des Dichters fort.

3.

Goethes Bedeutung als dramatischer Dichter liegt vor allem in der unendlich feinen, sprechend wahren, lebendig einheitlichen Entfaltung der Charaktere. Die von ihm gezeichneten Bilder entwickeln sich mit innerer Nothwendigkeit aus dem in der Einbildungskraft empfangenen Keime zu reiner, selbständiger Gestalt; wie im Mutterschoße ruhen sie oft Jahre lang in seiner Seele, bis sie endlich als wirkliche Gestalten aus ihm hervortreten, Pflegte er ja sein Dichten als ein Reden mit Geistern, als ein Entbinden derselben zu bezeichnen. Wenn Schillers Gestalten aus dem allgemeinen Begriffe gezogen und durch das Nachdenken durchgegangen sind, so erscheinen die goetheschen als die reinen Spiegelbilder dessen, was er in tiefer Seele geschaut und mit der ganzen Kraft schöpferischer Vorstellung ergriffen hat. Die überlieferten Bilder der Sage und Geschichte wehten ihn mit befruchtendem Hauche an und senkten einen geistigen Lebenskeim in seine Seele, der mit ureigenem Triebe nach lebendiger Entwicklung drängte. Daher sind seine Hauptcharaktere

so aus dem Ganzen geschaffen, so in sich selbst übereinstimmend, so voll ausgebildet und abgerundet, daß sie wie frisches Leben uns ansprechen; sie bilden das Herz der Dichtung, von welcher ihr ganzes Leben ausgeht. Wenn man neuerdings sich zu der Behauptung verirrt hat, Goethe sei es in Iphigenie nicht um die Darstellung der heiligreinen Pristerin zu thun gewesen, sondern die Schilderung seines eigenen Seelensturmes in Orest habe ihn ursprünglich angezogen, so gehört dies zu den vielen Träumereien, durch welche man den Dichter entstellt hat. Die Gestalten aber, die seine Seele besonders trafen und dichterisch begeisterten, waren nicht, wie meist bei Schiller, starke, leidenschaftlich handelnde, mächtig in die Welt dringende, ihren Willen durch eine wirkungsreiche That durchsetzende, sondern edle, gemüthvolle, in ihrem Herzen das höchste Glück findende Menschen, die aus den bittern Kämpfen, in welche sie der Drang der Verhältnisse gestoßen, sich durch ihren höhern Sinn retten oder in Folge ihres Edelmuthes zu Grunde gehen: Iphigenie, Tasso, Eugenie, Stella, Faust, Götz, Egmont. Die Männer großartiger äußerer That, heroische Charaktere, lagen dem Dichter zu fern, als daß sie ihn nachhaltig zu begeistern vermocht hätten, wenn er auch freilich wohl im Stande war, solche im Drama geforderte Gestalten treffend auszustatten: sein Götz selbst findet sich im Falle der Nothwehr, da er kein Unrecht leiden kann, sein Egmont beschwichtigt die Aufständigen; seinen Julius Cäsar hat er ebenso wenig als Mahomet und Sokrates vollendet, und er würde ihn gleichfalls als Opfer seines Edelmuthes haben fallen lassen. In Faust entwickelt sich die Thatkraft erst spät, da dieser alle menschliche Wirksamkeit erfahren soll, und das Höchste, was ihm auf Erden zu Theil werden kann, die entschiedene Thätig-

keit zu allgemeiner Wohlfahrt geht ihm erst zu allerletzt auf; Prometheus ist nur ein seinen Gedanken durchsetzender Künstler. Goethe selbst konnte sich nur einer ruhigen Thätigkeit widmen, deren sichern Erfolg er vor sich sah; jedes gewaltsame Wirken, jedes leidenschaftliche Bekämpfen des Bestehenden, jeder Umsturz war seiner Seele zuwider, und er konnte solchen nur nebensächlich, wie im Egmont, aber freilich dann auch mit der vollsten dramatischen Lebhaftigkeit, darstellen, doch nie ihn zum Hauptgegenstande machen; ja bei allen wirklichen Umwälzungen fühlte er sein Gemüth mehr für den Unterliegenden als für den Obsiegenden gestimmt, und so weihte er dem krampfhaften Untergange des erstern seine dichterische Theilnahme. So hatte er eine Tragödie im Sinne, welche den Untergang des römischen Heidenthums, in ähnlicher Weise wie die Braut von Korinth den des griechischen, zur Darstellung bringen sollte: der Alte widersteht dem siegreich vordringenden Christenthum und stirbt, den überkommenen Göttern treu, während Sohn und Tochter dem neuen Glauben huldigen. Wie bei den überlieferten, so ging Goethe auch bei den erfundenen Stoffen meist vom Hauptcharakter, nicht von der Handlung oder einer Idee aus; von dieser Art sind der empfindsam verrückte Prinz im Triumph der Empfindsamkeit, das eigenwillige Schweizermädchen in Jery und Bätely und Satyros. Nur selten finden wir, daß der Dichter durch eine merkwürdige oder anziehende Handlung zu dramatischer Darstellung angeregt wurde, wie bei Clavigo, dem Großcophta, Claudine, Erwin und Elmire, aber auch hier gewann die Charakterbildung bald die Oberhand, und er konnte es sich nicht versagen, ganz neue bedeutende Charaktere hinzuzudichten und diese mit besonderer

Liebe auszuführen, wie in Clavigo den Carlos, im Großcophta den Ritter. Diejenigen Stücke, in welchen er bestimmte Wahrheiten veranschaulichen wollte, können hier ebenso wenig in Betracht kommen als die bloß auf äußerliche Veranlassung unternommenen, wohin auch die meisten Singspiele zu rechnen sind; sie sind bloß Zeugnisse der reichen Gestaltungskraft des Dichters, der nur mit halber Seele bei ihnen weilte. Daß man neuerdings sich nicht gescheut hat, eine Anzahl seiner dramatischen Dichtungen als Bekenntnisse zu bezeichnen, beweist, wie wenig man Goethes Ansicht von der dramatischen Kunstform und das Wesen derselben erfaßt hat. Die echten Kinder seiner dramatischen Muse haben sich sämmtlich aus lebhaft erschauten Charakterbildern entwickelt. Daher konnte Goethe mit Recht von sich sagen, er habe in seinen Dramen keine Ideen dargestellt. „Ich empfing in meinem Innern Eindrücke", äußerte er gegen Eckermann, „und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden, und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen." Hierzu halte man eine andere, freilich humoristisch gefaßte Bemerkung aus dem Jahre 1782, die ihm der Aerger über Lavaters sich für dramatisch ausgebenden Pontius Pilatus auspreßte: „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so gehts hin.... In allen solchen Kompositionen muß der Verfasser wissen, was

er will, aber nirgends dogmatisiren, er muß in tausend versteckten Gestalten, niemals geradezu, andeuten und merken lassen, wo es hinaus will."

Aus dem Charakter der Hauptperson fließen von selbst nach den überlieferten Zügen oder nach eigener Erfindung die dichterische Handlung und die Nebencharaktere, die entweder aus der Handlung nothwendig hervorgehen oder als Gegenbilder in mannigfachen Abstufungen den Hauptcharakter in helleres Licht setzen. Goethes genialen Geist bewundern wir besonders hierin und in der Art, wie er sich in die verschiedensten Charaktere hineinzuversetzen, sie auf das treffendste, oft mit wenigen bedeutsamen Strichen, darzustellen, ganz aus ihrer Seele zu reden weiß. Wir hören nicht, wie oft bei Schiller, den Dichter selbst durch, sondern immer weiß er Stimme und Ton dem Charakter gemäß zu wählen, nicht in ängstlicher Berechnung, sondern aus innerer Anschauung und lebendiger Ausstrahlung des vorschwebenden Bildes. Eine Ausnahme macht nur sein Mephistopheles, welchem der Dichter oft seinen eigenen Spott über falsche Richtungen leiht.

Aber auch die glücklichste Dichterkraft bedarf der Regelung der Kunst, wie ja schon Vers und Reim nicht überall sich von selbst darbieten, sondern mit Bewußtsein geschaffen werden müssen; ohne diese wird der Geist sich leicht zu übermüthigen Ausschweifungen hinreißen lassen, welche dem reinen Eindruck des Ganzen Abbruch thun. Doch jene Regelung beruht keineswegs auf todter Anwendung einer angelernten Formel, auch sie muß aus innerer Seele und lebendiger Kunstbildung sich entwickeln. Das Gefühl für innere Form, für einheitliches Zusammenstimmen zu einer reinen Wirkung hat keinen deutschen Dichter in dem hohen Maße beseelt als Goethe, der dieses nirgends glänzender bewährt

als in Iphigenie und Tasso. Doch selbst auch in seinem ersten kühnen dramatischen Wurf begegnen wir dieser hohen künstlerischen Besonnenheit, wenn er auch freilich hier über die gewöhnlichen Schranken dramatischer Darstellung hinauszuschweifen scheint, doch nicht mehr, als es der Gegenstand nothwendig forderte, sollte anders der Held in seiner ganzen ritterlichen Größe, in seiner ganzen deutschen Treue und Redlichkeit inmitten einer versinkenden, dem Trug und der Niederträchtigkeit verfallenen Zeit zu dichterischer Klarheit gelangen.

Die Darstellung der äußern dramatischen Handlung gelingt unserm Dichter sehr wohl, doch motivirt er alles genau und entfaltet besonnen, ohne einen rasch sich bewegenden, mächtig spannenden, gewaltsam hinreißenden Verlauf sich zum Zweck zu setzen. Davon zeugen Dichtungen wie Iphigenie, Tasso, Eugenie. Ja selbst Tasso hat das Vorurtheil, er sei nicht dramatisch, bei der ersten Vorstellung durch die lebendigste, die Seele hinreißendste Wirkung auf eine Weise widerlegt, die kein beschränktes Mißurtheil aufkommen läßt. Es wäre doch sonderbar, wenn nach achtzig Jahren die Seelen so abgestumpft worden wären, daß sie nicht mehr warm und rein wie damals fühlen könnten. Die von Goethe gewählten Stoffe sind auch meist der Art, daß sie einer starken Anziehungskraft nicht bedürfen, ja ein ungestümes Drängen von Handlung würde ihnen geradezu widerstreben. Mag man also immer die Stücke Schillers, des schwungvollen, mächtig hinreißenden Dramatikers des Gedankens und der That, wirkungsvoller und großartiger finden, ein feinerer Sinn wird Goethes Dramen als reine, vollendete Kunstgebilde eines in die Tiefe der Menschheit schauenden und aus dieser seiner Anschauung heraus lebendige Gestalten schaffenden Geistes verehren.

Götz.

I. Entstehung und Aufnahme.

Während seines straßburger Aufenthaltes war Goethe, da er sich in die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte vertiefte, besonders von den auf Selbsthülfe gerichteten ritterlichen Befehdungen angezogen worden, welche durch den von Kaiser Maximilian I. endlich glücklich durchgesetzten ewigen Reichslandfrieden (1495) für rechtslos erklärt und der strengsten Verfolgung anheimgegeben worden. In dem Folianten Joh. Phil. Datts, Volumen rerum Germanicarum sive de pace imperü publica libri V (1698), hatte er den höchsten Preis des Landfriedens als ewigen Verkündigers der Unsterblichkeit des Kaisers gefunden, womit er sich keineswegs einverstanden fühlte. Erst nach der Rückkehr in seine Vaterstadt stieß der junge Dichter zufällig auf die mit einer Abhandlung von W. Friedr. Pistorius über die in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen begleitete, von Veronus Franck von Steigerwald 1731 zu Nürnberg mit Anmerkungen herausgegebene Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kayſers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Ritter-Cavaliers.*) Goethes Mutter er-

*) Nach die er, die Goethe brauchte, führen wir an, nicht nach dem genauern Drucke von 1861.

zählte, ihr Sohn sei eines Tages in aufgeregter Stimmung zu ihr gekommen, und habe ihr erzählt, wie er auf der öffentlichen Bibliothek ein Buch gefunden, aus dem er ein Theaterstück dichten wolle, über das die Philister große Augen machen würden.*) Durch die Lebensbeschreibung des edlen Ritters, die von tiefem Gefühl für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigem Selbstvertrauen und gläubiger Unterwerfung unter Gottes Willen durchdrungen war, fühlte er sich so wunderbar ergriffen, daß er in dem gepriesenen Landfrieden nur die Ausgeburt einer schwachen, entarteten Zeit sah, welcher die Ritterlichkeit der Gesinnung ausgegangen, und die deshalb, zur Unterdrückung des auf seinem Recht bestehenden freien Rittersmannes verbündet, zu Trug und allen Mitteln übermüthiger Gewaltherrschaft ihre Zuflucht nahm. Götz selbst erschien ihm als der wahrste Träger edler Ritterlichkeit, die der arglistigen, gegen ihn verschworenen Schwäche unterliegen muß. Die von dem „getreuherzigen" Götz kurz vor seinem 1562 erfolgten Tode abgefaßte, freilich stilistisch mangelhafte Lebensbeschreibung muß auf jeden Unbefangenen den Eindruck reiner Wahrhaftigkeit machen. Finden sich auch an einzelnen Stellen kleine Irrthümer, so hat doch die neuere Forschung die Wahrheit der Hauptthatsachen nicht zu erschüttern vermocht, und noch immer steht Götz als der edle Rittersmann da, dem treuloser Verrath und Arglist die schwersten Leiden, ja den Verlust seiner ritterlichen Freihet bereitet. Die Darstellung Wilhelm Zimmer-

*) Diese Angabe, welche die Mutter 1802 dem Engländer Henry Robinson Crabb machte, scheint richtiger als ihre frühere im Briefe an Großmann vom 4. Februar 1781, er habe in einem juristischen Buche Spuren des vortrefflichen Götz gefunden, und sich deshalb die Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen lassen.

manns in seiner Geschichte des großen Bauernkrieges beruht auf einseitiger Willkür. Götz hat niemals daran gedacht, den Bauernaufstand zu seinem Zwecke auszubeuten, wider seinen Willen ist er gedrängt worden, die Hauptmannschaft zu übernehmen, und sein den Bauern gegebenes Wort hat er, wie unerträglich ihm auch ihr Treiben, wie vertragswidrig ihr Betragen, wie unwürdig seine Stellung war, treu gehalten.*) Wenn aber der jugendliche Dichter sich zur Bewunderung jener großen Zeiten ritterlicher, durch überkommene Satzungen geregelter Selbsthülfe hingerissen fühlte, so traf er hierin ganz mit dem freisinnigen, streng rechtlichen deutschen Geschichtsforscher Justus Möser zusammen, dessen hierauf bezüglicher Aufsatz Von dem Faustrecht bereits 1770 erschien. Goethe lernte diesen aber erst vier Jahre später kennen. Möser bezeichnet das Faustrecht des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts als ein „Kunstwerk des höchsten Stils". Unsere Vorfahren hätten nicht gewagt, das angeborene Recht der Stärke zu unterdrücken, es nur durch Gesetze gelenkt; das Faustrecht sei das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Landfriedensrichter gewesen. Möser preist die Zeiten glücklich, wo das Faustrecht ordentlich verfaßt gewesen; er gibt ihnen an deutscher Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit vor den spätern den entschiedensten Vorzug, ja er glaubt, auf diesem mit dem allgemeinen Landfrieden eingeschlagenen Wege könne

*) Vgl. H. Zöpfl „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im Bauernkriege vom Jahre 1525, nach bisher ungedruckten Prozeßakten", meine Ausführung im „Morgenblatt" 1857 Nro. 34 und Ueberhorst in Westermanns „illustrirten Monatsheften" 1877 I, 312—319. Auch einzelne ungünstige Berichte parteiischer Zeitgenossen können seine Ehrenhaftigkeit nicht verdächtigen.

das deutsche Volk nicht zu der von der Natur ihm bestimmten Größe gelangen. Daß sich Goethe gerade für diese echtdeutsche Freiheit begeistert fühlte und er dieselbe im Götz als dem letzten Ritter auf das herrlichste feierte, kann unmöglich als zufällig gelten: beruhte diese ja auf dem tiefen Gefühl von Recht, Treue und Ritterlichkeit; für diese deutschen Tugenden, die Deutschland so groß gemacht, schlug das Herz unseres Dichters.

In Straßburg sollte er durch Herder auf den natürlichen Grund und Boden aller wahren Dichtung in der rein und klar, nicht nach künstlichen Regeln und Satzungen empfindenden Menschenbrust hingewiesen und sein Geist durch Shakespeares mächtige Naturkraft nachhaltig ausgeweitet werden. Daß dieser oft Goethe bei dem „heiligen" Bilde Shakespeares, den zu begreifen er so glücklich sei, umarmt habe, erwähnt Herder selbst zwei Jahre später. In einem kurz vor den „Götz" fallenden Vortrage über Shakespeare äußert Goethe: „Die erste Seite, die ich in Shakespeare las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen; und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert — alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehn, und Dank sei meinem erkenntlichen Genius! ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungs-

kraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herren der Regel in ihrem Loch angethan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich kümmern, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Thürme zusammenzuschlagen. . . . Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Freiheit unseres Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt.“*)

So voll ergriffen von Shakespeares aller Fesseln spottender genialer Größe, fühlte sich der durch die Trennung von Friederiken aufgeregte, in Frankfurt unbehagliche und in sich versunkene Dichter im November 1771 zur Dramatisirung der Lebensbeschreibung des Götz gedrängt. Unmöglich kann er schon zu Straßburg einen Plan zum Stücke sich gebildet haben, wie er selbst in Dichtung und Wahrheit andeutet.**) Daß dort bereits ein erster Entwurf des Stückes vollendet vorgelegen, hat man aus einem zwei Jahre zu früh gesetzten Briefe schließen wollen, der die Sendung des bereits gedruckten Stückes begleitete. Schröer hat neuerdings sogar beweisen wollen, Goethe habe die Abhandlung von Pistorius (vgl. S. 28), und demnach auch die Lebensbeschreibung des Götz, spätestens in Straßburg

*) Man vergleiche hiermit die Aeußerungen in den Lehrjahren III, 11.

**) Vgl. meinen Aufsatz im Goethe-Jahrbuch I (1880), 144 ff

kennen lernen; denn in den „Ephemerides“ finde sich an einer Stelle: „Unterschied von Fehde und Faustr(echt)“, und dieser Unterschied sei erörtert in der Abhandlung von Pistorius. Aber nicht auch in vielen andern Schriften, ganz besonders in dem fleißig von Goethe benutzten Hauptwerke von Datt? Und wie konnte Schröer bei ruhigem Blicke übersehen, daß jene Worte dort nur die Ueberschrift bilden zur der unmittelbar darauf angeführten Aeußerung eines Ritters von Cronberg? Kurze Zeit, nachdem der Stoff des „Götz“ ihn ergriffen hatte, am 28. November 1771, schrieb er an den Aktuar Salzmann, seinen innigst vertrauten straßburger Freund und Mentor: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lang, und es koste, was es wolle, ich stürze mich darein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe; denn es ist traurig an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein

Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr, die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen, im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn ein bißchen, weil ich ihn bringe." Man fühlt, die Lebensbeschreibung des Götz hatte eben einen mächtig zündenden Funken in seine Seele geworfen, einen Funken, den nur das erste Lesen des Buches aus ihm herausschlagen, unmöglich längere Zeit oder wiederholte Lesung in ihm anfachen konnte. Und hätte Götz ihm schon zu Straßburg im Sinne gelegen, so hätte dies Salzmann unmöglich ein Geheimniß bleiben können, der sein Vertrauter in allen Lebensverhältnissen, in allem Sinnen und Trachten war. Jeder, der zu lesen und zu verstehen fähig ist, erkennt, daß der junge Dichter erst ganz kürzlich durch die Lesung der Lebensbeschreibung für den alten Götz *patriotisch* begeistert und zu dem Entschlusse getrieben worden, sein Andenken *dramatisch* zu verewigen. Es heißt der offen vorliegenden Wahrheit derb ins Gesicht schlagen und sich zu sophistischen Verdrehungen erniedrigen, wenn Schröer es für *wahrscheinlich* hält, Goethe habe schon vorher das Buch in Frankfurt gelesen und dort die „Conception" gefaßt, den Plan immer im Auge behalten, aber erst nach der Rückkehr sei er durch den *Entschluß, diesen epischen Stoff in einer dramatischen Gestalt mit shakespeareſcher Freiheit zu bearbeiten*, begeistert worden. Von der dichterischen Form sagt der Brief kein Wort, ja wir hören sogar, über seinen Plan, das Andenken eines der edelsten Deutschen zu retten, sei auch Shakespeare vergessen. Wenn Schröer darauf Gewicht legt, daß Goethe

sich das Buch aus Nürnberg habe kommen lassen, so übersieht er die andere wahrscheinlichere Fassung dieser Erzählung (vgl. S. 29). Daß Salzmann etwas von Götz habe wissen müssen, wenn Goethe daran in Straßburg irgend gedacht hätte, schüttelt er leichtfertig ab. Wenn er es für unmöglich hält, daß Goethe, hätte er früher von Götz nichts gewußt, den ersten Entwurf in so kurzer Zeit habe vollenden können, ist ebenso ins Blaue gesprochen, wie die Behauptung, niemand zweifle, daß Goethe schon in Straßburg an Faust gedacht. Der einzige Halt für die Annahme, Goethe habe sich schon in Straßburg mit Götz und Faust beschäftigt, bildet die spätere Lebensbeschreibung des Dichters selbst; aber daß die Zeitbestimmungen in dieser unzuverlässig sind, weiß jeder, der sehen will. In Sachen des Götz ziehe ich das deutliche Zeugniß des Goethe von 1771 dem von 1811 vor. Setzte dieser ja selbst in seinem Schema zur Lebensbeschreibung den Götz erst nach Werther, überging die Entstehungszeit des Faust völlig. Es liegt offen vor, daß Goethe nach der Rückkehr von Frankfurt durch die „Lebensbeschreibung des Herrn Götzen von Berlichingen" wie von einer wunderbaren Erscheinung ergriffen wurde (wie der erste Blick eines großen Mannes oder die wunderbare Erscheinung eines Mädchens die Seele für immer hinreißt) und er sofort sich gelobt, den so treuherzigen wie tapfern Helden, den man schmählich zu Grunde gerichtet und verleumdet habe, dichterisch zu verewigen.

Außer der eigenen Lebensbeschreibung von Götz scheint Goethe das genannte Werk von Datt und das Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus ineditum e bibliotheca Senckenbergiana (1760) in Bezug auf die Vehmgerichte benutzt zu haben. Wie das Drängen seiner mit innigster Liebe an ihm

seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unserer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, nnd dein edles deutsches Wirken; laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. . . . Dein Werk wird bleiben und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen: Voluit, quiescit."

Auch an seinen straßburger Genossen Lersé, der erst darauf nach Versailles ging, soll Goethe den ersten Entwurf des Götz gesandt, und dieser besonders einige gar zu freie Stellen getadelt haben, die später wirklich wegfielen; wahrscheinlich änderte Goethe auf seine Vorstellung auch die Bezeichnung des Lersen als „kleines Männlein". Wie von Lersé, wird Goethe auch von Merck, dem strengen Beurtheiler, manche Bemerkungen vernommen haben. Eben auf Mercks Treiben, der sich zum Druck des Stückes bereit erklärte, entschloß er sich im Anfange des Jahres 1773, an die Umarbeitung zu gehn. Am 12. Februar hören wir ihn an Kestner berichten: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Druck; wenns fertig ist, komm' ich, es euch vorzulesen." Daß er auch diese zweite Bearbeitung nur als eine weitere Vorübung betrachtet, die er bei einer dritten, mit größerm Fleiß und Ueberlegung anzustellenden Behandlung habe zu Grunde legen wollen, können wir Goethes späterm Berichte nicht glauben. Mit angestrengtestem Fleiße, schonungsloser Tilgung des Ungehörigen und Benutzung mancher neuen Züge aus der Lebensbeschreibung brachte er diese in wenigen Wochen zu Stande, und er durfte sich dem Glauben hingeben, daß er

seinem Stücke, über dessen Entwurf er die verschiedensten Stimmen und die eingehendsten Beurtheilungen vernommen, die höchste, ihm mögliche Vollendung verliehen habe. Unglaublich scheint seine Angabe, schon damals habe er mancherlei Vorschläge einer neuen Bearbeitung in sich bedacht und auch seinem Freunde Merck vorgelegt. Das Stück wurde in Mercks Druckerei zu Arheilgen bei Darmstadt gedruckt. Den Verlag hatte Merck übernommen, wie Goethe am 21. Juli 1773 an Kestner schreibt, den er bittet, für den Absatz Sorge zu tragen; Boie in Göttingen habe Exemplare. Da Merck nach Berlin und Petersburg gereist war, mußte der Dichter allein für die Versendung des Stückes sorgen, wozu er sich wenig geschickt fühlte.

Die Bemerkungen, welche Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung über das Verhältniß der zweiten Bearbeitung zum Entwurf macht, bedürfen wesentlicher Berichtigung. Daß die Geschichte von Adelheid, Weislingen und Franz in den letzten Akten fast die ganze Breite der Handlung einnimmt, Götz zurücktritt, kam nicht daher, daß Goethe sich selbst in Adelheiden verliebte, sondern lag vielmehr in der ursprünglichen Anlage des Ganzen. In der zweiten Bearbeitung suchte Goethe hier möglichst zu kürzen, doch mußte er für die weggelassenen Szenen neue einlegen. Die glücklichste und folgenreichste Aenderung bestand darin, daß er Adelheidens anstößiges Verhältniß zu dem edlen Sickingen ganz fallen ließ und statt dessen eine Beziehung zu dem als Nachfolger Maximilians I. in Aussicht gestellten Karl V., freilich mit großer dichterischer Freiheit, erfand. An dramatischem Leben und gleichmäßigem Fortschritt, an treffender Charakteristik und feinen Zügen, an schöner Maßhaltung in Darstellung und Ausdruck, an sorgfältiger Durcharbeitung hat

die zweite Bearbeitung gegen den Entwurf bedeutend gewonnen, zum erfreulichsten Beweise, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Dichter dem ihm vorschwebenden Bilde eines den Anforderungen reiner Natur und maßvoller Schönheit auf gleiche Weise entsprechenden Dichtwerkes in seltener Selbstüberwindung nachstrebte, wie er schon hier aus dem ungeschlachten Sturm und Drange und aus witzelnder Genialität sich herausrettete, da er es sogar über sich gewann, die vortrefflichsten Szenen zu tilgen, wenn sie mit der einheitlichen Darstellung des Ganzen sich nicht vertrugen, und alle falschen Auswüchse mit unerbittlicher Strenge verwarf, welche jene Sturmdichter für ihre echtesten Geistesblüten hielten. Die wesentlichste Umgestaltung mußte der fünfte Akt erleiden. Gleich am Anfang sind die Szenen Adelheidens unter den Zigeunern gestrichen, wo diese unter seltsamen Verhältnissen die Bekanntschaft Sickingens macht, der Weislingens Bild ganz aus ihrer Seele verscheucht, und zu gleicher Zeit wird sie nicht allein durch eine sie aufregende Weissagung der Zigeunerin zu Weislingens Verderben gereizt, sondern erfährt auch das Geheimniß eines furchtbaren Zaubermittels, das in ihrer Hand so unheilvoll wirken soll. Mit Sickingens sträflichem Verhältnisse zu der schönen Frau mußten diese Szenen nothwendig fallen. Der jetzt den fünften Akt beginnende Auftritt aus dem Bauernkriege ist eine völlige Umgestaltung des im Entwurf befindlichen, der mehr auf die erschütternde Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto von Helfenstein beschränkt war. Dann bringt eine ganz neue Ausführung die im Entwurf sehr vermißte Darstellung, wie Götz durch die Bauern zur Annahme der Hauptmannschaft genöthigt wird, und den Beschluß der später in die Handlung bedeutend ein-

greifenden Einäscherung von Miltenberg. Gleichfalls neu ist die Szene in Berg und Thal, wo Weislingen selbst gegen die frühere Annahme mit der Verfolgung der Bauern beauftragt erscheint. Der erste Entwurf, wonach Adelheid auf Weislingens Befehl zu ihm nach Augsburg reist, hatte hier die jetzt mit einigen Veränderungen am Ende des vierten Aktes angebrachte Szene zwischen Franz und Adelheid. Die beiden folgenden Szenen haben nicht unbedeutende Aenderungen erlitten; ganz neu ist hier Weislingens Auftreten. Die Ausführung der in der zweiten Bearbeitung eingefügten Zigeunerszene, in welcher der verwundete Götz auftritt, ist sehr kurz, aus den frühern Zigeunerszenen bloß die Beschreibung des wilden Jägers mit wenigen Veränderungen aufgenommen. Die Darstellung des Ueberfalls bei den Zigeunern und die Andeutung der Gefangennehmung füllen jetzt eine empfindliche Lücke des Entwurfs aus. An die Stelle der Szene in Adelheidens Vorzimmer, wo diese Sickingen entläßt, später mit Weislingen unfreundlich zusammentrifft, ist eine neue zwischen Franz und der schönen Frau getreten, welche diesen zur Vergiftung seines Herrn verführt. Von den beiden darauf folgenden ist die erste (zwischen Götz und Elisabeth) weiter unten als vorletzte angebracht. Die darauf im Entwurf stehenden drei Szenen, von denen die erste und letzte zwischen Adelheiden und Franz, die erstere auf Weislingens, die andere auf Adelheidens Schloß spielt, zwischen beiden Elisabeths dringliche Bitte an Marien, Weislingen um Götzens Leben anzuflehn, sind mit Recht gestrichen. Die folgende Szene auf Weislingens Schloß bedurfte der wesentlichsten Umgestaltung, da nicht, wie im Entwurf, Weislingen und Franz durch ein und dasselbe von der Zigeunerin angegebene heim-

liche Zaubermittel vergehen, so daß Franzens grausenhafte Krankheit und Adelheidens schreckliches Verbrechen vom zurückgebliebenen Fräulein geschildert werden mußten, sondern viel wirksamer gibt dieser, der das Gift seinem Herrn beigebracht, sich selbst den Tod, nachdem er seine fürchterliche Schuld verzweiflungsvoll gestanden. Eingeschoben wurde die kurze Szene „Hof einer Herberge", die folgende hierher versetzt. Die Unterredung im Wirthshause zwischen Marien und Lerse ist ausgefallen; auch hatte der Dichter Selbstüberwindung genug, die Ermordungsszene in Adelheidens Schlafgemach zu streichen, wie viel er sich auch früher gerade auf diese zu Gute gethan haben mochte. Der Schlußszene ist ein Gespräch zwischen Marien und Elisabeth vorangestellt, in welches die oben ausgefallene Unterredung zwischen Marien und Lersen mit passenden Veränderungen übergegangen ist. Von den sonstigen Veränderungen erwähnen wir nur noch die hauptsächlichsten. Ganz neu ist die Schlußszene des zweiten Akts, worin der Aufbruch gegen die nürnberger Kaufleute angedeutet und zugleich die Unmöglichkeit hervorgehoben wird, in jenen verworrenen Zeiten auf gerichtlichem Wege Recht zu erlangen. Ausgelassen sind mit Fug die Unterredung zwischen Elisabeth und Marien über den Entschluß des Götz, seinen Knaben ins Kloster zu thun, und die ungemein schwache Schilderung des Reichstags am Anfang des dritten Aktes. Die Szene im Spessart am Ende des zweiten Aktes ist jetzt vor die ihr vorangehende gestellt, der Schluß des vierten Aktes, ganz verändert, mit der zweitvorhergehenden verbunden. Ohne auf die weitern höchst bedeutenden Veränderungen einzugehn, bemerken wir, daß manches Schroffe und Uebertriebene gemildert, viele feine Züge und leichte Uebergänge eingefügt, manche steife

und leblose Szenen zu höchstem dramatischen Leben gediehen sind, wovon gleich die erste Szene ein glänzendes Beispiel liefert.*)

Goethes Behauptung in Wahrheit und Dichtung, bei der zweiten Bearbeitung habe er dem Stücke immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich gewesen, auszulöschen gesucht, erweist sich bei näherer Betrachtung als unzutreffend, trotz der Vertheidigung von J. Drenckmann in der Programmabhandlung „Zu Goethes Götz von Berlichingen" (Königsberg i. d. N. 1872). Drenckmann behauptet, im ersten Entwurfe seien die Zustände der Zeit und namentlich die Sache der Fürsten weit ungünstiger dargestellt. Bei dieser wirkten der Unwille über den erbärmlichen Zustand des Reiches zu Goethes Zeit und die Abneigung gegen das zwang- und ränkevolle Leben der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts; bei der zweiten Bearbeitung habe der Dichter die fremden, aus Gedanken und Stimmungen seiner Zeit eingedrungenen Elemente entfernt, die Charakteristik der Zeit lediglich aus dem Stoff genommen, so daß aus dem Stücke der Geist des sechzehnten Jahrhunderts spreche: der Zustand des Reiches sei nicht mehr hoffnungslos, nur gährend; der Sieg des Gesetzes und der staatlichen Ordnung über Götz sei nicht mehr verletzend und planlos, ruhe auch alle Theilnahme auf dem Gegner des neuen Staatslebens, auf dem allem Zwange feindlichen, die

*) Vgl. die genauere Darlegung in meiner Schrift: „Goethes Götz und Egmont" (1854) S. 120—161 und gelegentlich bei der Behandlung des ersten Entwurfs von S. 33 an. Minor und Sauer haben diese in ihren „Studien zur Goethe-Philologie" (1880) S. 125—238 zu überbieten gesucht, sind weit entfernt von vollständiger Aufzählung aller Stilveränderungen [illegible] und haben dafür keine wesentlich neuen und richtigen Ergebnisse geliefe

Unabhängigkeit liebenden, natürlichen und markig kräftigen Götz. So weit kann eine vorgefaßte Meinung einen verständigen Mann irre führen! Die volle Widerlegung enthalten die letzten Worte, mit denen Götz von den Seinigen scheidet, und die das Drama schließenden Ausrufe der Gattin, der Schwester und Lersens. Sollte denn Götzens Verkündigung, daß jetzt die Zeiten des Truges kommen, die Niederträchtigen mit List regieren werden, sollte Mariens Klage: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!“ den Zuhörer mit einer ganz falschen Beurtheilung der Dinge entlassen, der Dichter gerade das Entgegengesetzte, die Darstellung einer zu neuen, gesetzlichern Zuständen sich hervorringenden Zeit, beabsichtigt und nur vergessen haben, den Schluß der vorgenommenen Aenderung gemäß umzugestalten! Und welche traurige Gestalt spielt der Kaiser, wie wir aus seinen eigenen Worten hören! Götz erscheint als „das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück“, als ein Mann der „redlich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet hat“, wogegen seine Gegner, besonders Weislingen und Adelheid, als die treulosesten, von schnöder Herrschsucht trunkenen Frevler erscheinen, die als solche einer furchtbaren Rache verfallen. Wie könnten solche schlechte Menschen ein neues Morgenroth heraufführen, wie die neben ihnen auftretenden Fürsten! Ist nicht die Szene bei der Belagerung, in welcher Götz so ergreifend die traurige Noth des Reiches schildert, der geistige Höhepunkt der Dichtung! Und wie könnte das, was Götz hier sagt, nach des Dichters Ansicht unwahr sein? Selbst der Umstand, daß in der neuen Bearbeitung mehrere Szenen stehn geblieben sind, die nicht zum sechzehnten Jahrhundert passen, macht Dreck-

mann nicht irre; er glaubt, einen solchen Mangel an Folgerichtigkeit der Bearbeitung Goethe unbedenklich zuschreiben zu dürfen, statt daß er sich hätte erinnern sollen, wie der Dichter damals ganz Shakespeare folgte, der weit entfernt war, das Kostüm der Zeit streng beizubehalten. Die in der zweiten Bearbeitung gemachten Veränderungen, welche Drenckmann zum Beweise seiner Ansicht beibringt, sind, wenn man genau zusieht, aus ganz andern Rücksichten hervorgegangen. Der Dichter wollte die wilden Auswüchse ausschneiden und ein künstlerisch abgerundeteres Drama gewinnen, nicht Götz als eine Art Don Quixote gegen die Herstellung eines neuen, auf Ehre und Gesetz fest gegründeten Zustandes ankämpfen lassen. Auch hier ist er wirklich der letzte Ritter, der dem Truge und der Hinterlist zum Opfer fällt, und wenn der Dichter auch das Motto der ersten Bearbeitung aus Hallers morgenländischer Geschichte „Usong": „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig", später wegließ, so beweist dies nichts weniger, als daß seine Auffassung jetzt eine andere geworden. Auch daß Goethes Ansicht jener Zeit ganz mit der Mösers übereinstimmte, hat Drenckmann unbeachtet gelassen. Wenn Lichtenberger meint, Goethe habe sich nicht zum Vertheidiger der Vergangenheit gemacht, so sprechen laut gegen ihn das Motto Hallers und die Aeußerung im Briefe vom November 1771. Freilich ist sein Götz nicht polemisch, aber auf welcher Seite des Dichters Herz ist, tritt deutlich hervor, und gerade darin liegt ein unvergänglicher Reiz der ganzen Dichtung. Der Stern der deutschen Freiheit, deren letzter Ritter Götz ist, geht unter; so lebendig wie Götzens edler Charakter prägt sich die elende Zeit des Verfalles deutscher Ritterlichkeit aus.

In anderer Weise haben Minor und Sauer Goethes Behauptung, er habe in der zweiten Bearbeitung dem Stücke immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben gesucht, erweisen wollen. Dies soll (S. 186) dadurch geschehen sein: „daß er sich bestrebte, den Ton des sechzehnten Jahrhunderts bis ins einzelnste zu treffen, dadurch daß er alle mehr modernen Züge ausmerzte, dadurch, daß er Götz gegen das Ende des Stückes mehr in den Vordergrund schob und ihn mehr mit andern Ständen in Berührung brachte(?), dadurch daß er Sickingens Gestalt von dem Schatten einer entehrenden Liebe befreite und Weislingen doch einen Rest ritterlichen Muthes ließ, dadurch endlich daß er manches neu aus der Lebensbeschreibung aufnahm und das Leidenschaftliche und Fabelhafte seines Entwurfes tilgte(?)". Mit diesen vier „dadurchs", die nicht einmal alle wahr sind, konnte er dem Drama unmöglich „mehr historischen und nationalen Gehalt geben", und wirklich hat nicht dieser Beweggrund ihn zur Aenderung bestimmt, sondern die Absicht reinerer künstlerischer Wirkung und höherer dramatischer Vollendung.

Götz erschien im Juni 1773. Gegen den 15. sandte Goethe ihn an Lottens Gatten mit den Worten: „Da hast du, lieber Kestner, ein Stück Arbeit. Das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammelt in Gott und euch und die Thüren zuschließt." Einen Monat später berichtet er launig, er habe schon „vielerlei Beifallkränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar", die er wechselweise aufprobirt und sich vorm Spiegel ausgelacht habe. Nach der Hälfte August äußert er gegen denselben Freund, er verlasse sich auf die gute Natur seines lieben Götz, der fortkommen und dauern werde. „Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen, und doch immer der besten einer. Viele

werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon so viel Beifall, daß ich erstaune." Einem französischen Offizier sandte er den „Götz" mit der Bemerkung, er müsse unter Soldaten sein Glück machen; ob unter Franzosen, wisse er nicht. Jetzt, wo das Stück gedruckt sei, schreibt er an Gotter, finde er nicht mehr halb die Freude daran, als da er es geschrieben „in guter Zeit, Tags-, Abends- und Nachtsherrlichkeit", doch möge der Freund es damit auf seinem Liebhabertheater versuchen. Man sieht, wie ihm die weiteste Wirkung seines Dramas am Herzen lag. Ganz Deutschland jubelte der Dichtung entgegen, und mochten auch manche sich besonders durch das kecke Durchbrechen jeder dramatischen Schranke angezogen fühlen, alle bewegte der hier so herrlich ausgeprägte deutsche Sinn und der Schwung einer mächtigen, zum Herzen redenden Dichternatur. Es war das erste deutsche Schauspiel, das Klopstock seit langer Zeit auslas. Schon im folgenden Jahre machte sich, trotz eines Nachdruckes, eine zweite zu Frankfurt gedruckte Ausgabe nöthig, in welcher die frühern Druckfehler nur zum Theil verbessert wurden, aber neue hinzukamen; sonst zeigt diese mit einer steifleinenen Vorrede vom Verleger Deinet versehene Ausgabe, von welcher zwei verschiedene Abdrücke gemacht wurden, nur wenige unbedeutende Abweichungen.*) Von einem der Rede werthen Honorar verlautet nichts. Derjenige, der in Deutschland Shakespeares Bedeutung im Gegensatz zu den beschränkten drei Einheiten des französischen Dramas am glänzendsten gezeigt, der größte Dramaturg Deutschlands, Lessing, las den „Götz", von dem ihm sein Bruder mit so großer Begeisterung geschrieben,

*) Vgl. meine Schrift Goethes „Götz und Egmont" S. 390 f.

da er des ganzen Theaters überdrüssig war, erst am 1. Februar 1774, was er diesem am folgenden Tage schreibt, aber ohne sich näher darüber zu äußern, nur bemerkt er, daß er ihn noch nicht ganz gelesen. Goethes Genie erkannte er an, aber er fürchtete, dessen Nachahmer würden die Bühne zu einem Tummelplatz roher Wildheit machen, die Kunstform völlig zerstören.

Die Begeisterung ergriff die Dichter (Klopstock, Bürger, den göttinger Bund und Schubart) wie das Volk, drang auch in die höhern Stände. Obgleich man die Unaufführbarkeit des Stückes einzusehn glaubte, ruhte man nicht, bis es auf dem Theater erschien. Am 12. April 1774 betrat es nach langer Vorbereitung, freilich verkürzt (die Szenen von der Reichsarmee waren weggefallen), aber sonst unverändert, unter dem Direktor Koch die berliner Bühne. Der Andrang war so groß, daß man es sechs Tage hintereinander geben mußte. Im Lauf des Jahres 1774 wurde es im ganzen vierzehnmal aufgeführt. Auf dem ersten Theaterzettel hieß es: das Stück sei nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Professor mit Fleiß verfertigt; man sage, es sei nach shakespeareschem Geschmack abgefaßt. „Man hätte vielleicht Bedenken getragen, solches auf die Schaubühne zu bringen, aber man hat dem Verlangen vieler Freunde nachgegeben, und so viel, als Zeit und Platz erlauben wollen, Anstalt gemacht, es aufzuführen. Auch hat man, sich dem geehrtesten Publikum gefällig zu machen, alle erforderliche Kosten auf die nöthigen Dekorationen und neuen Kleider gewandt, die in den damaligen Zeiten üblich waren." Ein Zigeunerballet war eingelegt. Die „Einrichtung" des Stückes war auf einem besondern Blatte für einen Groschen zu haben. Als Verfasser

ward am 28. April Herr Dr. Göde in Frankfurt am Main" genannt; erst im November trat die richtige Namensform ein.*) Die Hauptrolle (Götz ward, wie auch Weislingen, Selbitz und Sickingen, als „Ritter im Harnisch" bezeichnet) gab Brückner, seine Gattin Frau Stark, Marien Frau Henisch, Karl die kleine Withöft, Weislingen Hencke, Adelheid Frau Spengler, Georg Klotsch, den Kaiser und den Abt Spengler, den Bischof und den Bruder Martin Martini, Lerse und Olearius Withöft, Liebetraut und Metzler Henisch, Sickingen und Link Klunge, den Unbekannten und Sievers Gödel, Selbitz und Kohl Müller, Franz Quequo. Diese berliner Aufführung wurde ein Wendepunkt für die deutsche Schauspielkunst, da hier zum erstenmal charakteristische Kostüme und Dekorationen erschienen, von jetzt an freie Natürlichkeit und Wahrheit das gewohnte Pathos der Tragödie verdrängten, freilich um bald in wüsten Naturalismus auszuarten. In Hamburg wagte Schröder sich erst nach Clavigo an den Götz, der so viel Beifall fand, daß er es nun auch mit Shakespeares Stücken versuchte. Das Glück, welches Götz allgemein machte, rief seit 1775 eine Schar unberufener Nachahmer hervor**), die meist in ungeschickter, greller Weise übertrieben und den echten deutschen Geist am wenigsten zu beschwören mußten. So waren denn die deutschen Bühnen bald von Ritterschlachten, Ritterpanzern, Rittersschwertern, klirrenden Rittersporen, klingenden Ritterhumpen, Ritterkerkern, Fehmgerichten, Mord, Todschlag und Vergiftung überflutet, und unter diesem

*) Ueber die erste Aufführung vgl. Goethe-Jahrbuch II, 89—93.

**) Selbst in Frankreich erschien bald eine Nachahmung La guerre d'Alsace von Louis François Elisabeth Ramond, Baron von Carbonnières. Später wirkte Götz besonders auf Walter Scott bedeutend ein, der 1799 das Stück übersetzte.

falschen Pomp und Bombast wurde denn jeder reine Sinn, jedes wahre Gefühl erdrückt, worüber sich Goethe selbst Weihnachten 1781 in dem Gedichte Das Neueste von Plundersweilern lustig machte. Schon in einem Briefe an Lavater vom September 1780 hatte er über seine Aus- und Nachschreiber geklagt, die seine „Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht". Wie aber hatte sich Lessing gegen den „Götz" gestellt? Sein Bruder hatte ihm von dem großen Beifall, den das Stück auf der Bühne gehabt, von den schönen Kostüms, deren Zeichnungen Meil gemacht, und den mannigfaltigen höchst jämmerlichen Dekorationen geschrieben, auch berichtet, daß Ramler der neuen Ausgabe seines Batteux eine Abhandlung über dasselbe beifügen werde. Sein eigenes Urtheil hatte er nicht verschwiegen: Goethe habe vieles geleistet, aber die Einheit des Interesse am wenigsten beobachtet, wodurch „Götz" viel weniger bei der Aufführung interessire als die Stücke Shakespeares, vor dem er freilich den Vorzug habe, daß er ganz vollkommen die Züge der Geschichtszeit beobachte. Lessing erwiederte: „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran; denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet." Die „dramaturgische Abhandlung" über den „Götz" von Christ. Heinr. Schmid in Gießen erklärte er für ein „Wischiwaschi". Am 11. November antwortete er auf des Bruders Aeußerung über die theatralischen Vorurtheile, diese hätten längst aufgehört ihn zu interessiren und gereichten

ihm nicht selten zum äußersten Ekel. „Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, auf das er pocht, anzubinden.“ Aber des Bruders ernstlicher Mahnung, als Kritiker gegen Goethe aufzutreten, folgte Lessing nicht. Auf unser Stück aber bezieht man die in seinen Papieren gefundene Bemerkung: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Dramen ausschreit.“ Lessing hat hier die aus Butlers „Hudibras“ bekannte Redensart „einen Strick aus Sand drehen“ auf seine Weise verändert, wenn er nicht den Ausdruck anderwärts fand. Goethes Götz war doch weit mehr als eine dialogische Geschichte.

Wieland hatte im Juliheste des Merkur 1774 eine Apologie des „Götz“ gegen den Beurtheiler desselben im vorigen Septemberheft, den schon genannten Schmid, erscheinen lassen, obgleich er selbst durch die von Goethe gegen ihn gerichtete Farze verletzt war; dabei hatte er den Wunsch nach vielen solchen „schönen Ungeheuern“ geäußert, da der Fortschritt zu wahren Meisterwerken dann sehr leicht sein würde. „Welche Wunder sollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte!“ hatte er ausgerufen. Hier habe er offenbar ein Schauspiel zum Lesen geben und die Einheiten des Aristoteles verletzen wollen, um die Leser durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde desto mehr zu begeistern. Nur die ziemlich häufige Vermengung der zur Zeit des Götz herrschenden Sprache mit der verfeinerten Ausdrucksweise der Gegenwart verfiel seinem Tadel.

Gegen Ende des Jahres 1780 hatte der Preußenkönig in seiner bekannten französischen Schrift über die deutsche Literatur sich auf das schärfste gegen den Götz ausgesprochen. Zum Beweise, wie wenig Geschmack in Deutschland herrsche, führte er das Theater an, wo man die abscheulichen Stücke von Shakespeare mit großem Beifall sehe, diese lächerlichen Possen, würdig der kanadischen Wilden. Man könne diesen Mangel an Geschmack und Kunst der rohern Zeit Shakespeares verzeihen; doch in Deutschland erscheine noch jetzt ein Götz von Berlichingen, eine „abscheuliche Nachahmung" dieser verdammten englischen Stücke, und die Zuschauer könnten diese widerlichen Plattheiten nicht oft genug sehn. Seit dem Abgange von Brückner 1777 war „Götz" in Berlin nicht mehr gegeben worden. Die Vertheidigung Goethes übernahm Möser in dem 1781 erschienenen Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur, wo er den Götz als ein „edles und schönes Produkt unseres Bodens" bezeichnete. Der Dichter habe uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren geben und uns zeigen wollen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und sei er um so mehr zu loben, als ihm niemand vorwerfen könne, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässigt oder wider das Kostüm gefehlt; hätte er ein Stück mit den französischen drei Einheiten geben wollen, so würde ihm dies ein Leichtes gewesen sein. Goethe nahm Mösers Schrift, welche ihm dessen Tochter überschickt hatte, mit dankbarster Erwiderung auf, obgleich auch Möser die eigentliche Bedeutung seines Stückes verkannt hatte. „Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend

ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen", schrieb er an Mösers Tochter, „so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nicht gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen." Daß Friedrich der Große in seiner großartigen Befangenheit nicht anders urtheilen könne, wußte er sich wohl zurecht zu legen, wenn er auch sich gelegentlich einmal derber über diese königliche Verwünschung äußerte.*) Wie weit war er längst über seinen Götz hinausgeschritten! Schon hatte er sich ganz der reinen, klar umschriebenen, beschränkten Form der Alten zugewandt (Iphigenie war gedichtet, Tasso im Entstehen begriffen) und jene Freiheitsbegeisterung bereits längst verrauscht. Hören wir ihn ja im September 1783 im Gedichte Ilmenau klagen, er habe reines Feuer vom Altar gebracht, aber was er entzündet, sei nicht reine Flamme.

*) Seine Mutter schrieb an den Schauspieler Großmann: sogar ihre Philister sagten, „Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituirt"; sie möchte, wie man von der großen englischen Königin Elisabeth bei einer gewissen Gelegenheit bemerkt: „Die größte Königin ist doch nur ein Weib", wohl sagen: „Der größte König ist doch nur — ein Mensch!" Ihrem Sohne sei es nicht eingefallen, dieses Stück für die Bühne zu schreiben. Wie Goethe in seinen „Gesprächen über die deutsche Literatur" sich über die aus ungenauer Kenntniß und französischer Ueberfeinerung hervorgegangene Verwünschung des Götz ausgelassen, wissen wir bis heute nicht. Die Vertheidigung gegen den König in einer Schrift des Abts Jerusalem fand er „alt, kalt und arm".

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit (Treue?) sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und redliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

Im Jahre 1786 ging er den Götz für die Ausgabe seiner Werke genau durch. Auch Wieland und Herder unterzogen sich dieser Mühe. Letzterer schrieb bei der Rücksendung: „Hier hast du deinen Götz, deinen ersten, einigen, ewigen Götz, mit innig bewegter Seele. . . . Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig." Wieland habe die e bis zum Lachen eingeschaltet, ohne Rücksicht, wer rede. Hiervon wie von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, besonders in Weislingens Munde, wolle er mündlich mit ihm sprechen. Die Aenderungen in der 1787 erschienenen Ausgabe der Werke, bei welcher leider ein fehlerhafter Nachdruck zu Grunde gelegt wurde, wie ich längst vor Bernays gezeigt habe*), sind meist sprachlicher Art; einige derbe und unanständige Ausdrücke wurden geändert oder gestrichen, deutsche Wörter an die Stelle der fremden, nur leider nicht durchgehend, gesetzt, Wortformen und Satzverbindungen verbessert und ein paar Stellen passend umgestaltet. Eingefügt sind im vierten Akte in der Szene zwischen Adelheiden und Weislingen die Worte des letztern: „Er ist noch weder gewählt noch gekrönt", nebst Adelheidens Frage: „Wer wünscht und hofft es nicht?", dagegen im zweiten zwischen Weislingen und dem Bischof vor „Vielleicht seh' ich" ausgefallen: „Es hat sich leider schon zu viel verändert."**) Auch in den folgenden Ausgaben von 1807, 1816, 1827 wurde in sprachlicher Hinsicht einiges geändert, aber nur

*) Vgl. a. a. O. S. 391 ff.
**) Vgl. S. 403 ff., über die folgenden Ausgaben S. 405 ff.

einzelne Wortformen; leider haben sich einige Druckfehler der vierbändigen Ausgabe, eines schlechten Abdrucks der ersten in acht Bänden, und der daraus geflossenenen von 1816 später fortgepflanzt. Die von 1816 hatte das Lied Liebetrauts am Anfang des zweiten Aktes wieder in der ursprünglichen Gestalt, statt in der 1787 eingeführten, gegeben.

Eine Erklärung habe ich in der Schrift: „Goethes Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen" (1854) versucht. „Für den deutschen Unterricht auf Gymnasien" hat G. Wustmann 1871 das Stück herausgegeben. Diese fleißige Arbeit ist auch in zweiter Ausgabe bei unserer neuen Bearbeitung überall verglichen worden.

Die Jubelaufführung zu Berlin am 12. April 1874, bei welcher sonst nichts Festliches stattfand, als daß eine Zusammenstellung über die Aufführungen an der dortigen Bühne von dem Theaterchronisten Barth vertheilt wurde, war die hunderteinunddreißigste. Von 1771 bis 1795 und von 1815 bis 1827 hatte Götz geruht. Als am ersten Geburtstage, den Goethe nicht mehr erleben sollte, das Stück gegeben wurde, sprach der Darsteller des Götz, als er am Schluße gerufen wurde: „Der Meister des heutigen Stückes ruht unter der Erde, sein Werk lebt in Ewigkeit!"

Das Jahr 1885 brachte drei neue Ausgaben des Götz: eine nebst dem Entwurf und der Bühnenbearbeitung von K. Schröer im achten Theile der Kürschnerschen Ausgabe der Werke und die beiden sehr bedeutenden in Frankreich erschienenen von A. Chuquet und Ernst Lichtenberger, geschmackvollen, besonnenen und scharfsinnigen Kennern unseres großen Dichters.

II. Stoff und dichterische Gestaltung.

Strahlt uns auch aus Götzens Lebensbeschreibung das Bild des edlen, „getreuherzigen“, auf Recht und Treue haltenden, von Muth und Kraft beseelten Ritters in klaren, lebendigen Umrissen entgegen, so bot sie doch dem dramatischen Dichter nur den rohen Marmor zu kunstvoller Gestaltung.*) Sie zerfällt in drei Abtheilungen, von denen die erste elf Abschnitte enthält, deren drei erste die Jugendgeschichte des Ritters von seiner Geburt (1480) bis zum Jahre 1501 erzählen, wo er im Dienst des Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach (Ansbach), der damals mit Nürnberg in Fehde lag, sich tüchtig bewährte. Eines besondern Handels aus dem letztern Jahr gedenkt der vierte, einer mannhaften That aus dem Jahre 1503 der fünfte Abschnitt. Der folgende sechste berichtet zunächst über seine Theilnahme am bairischen Kriege (1504—1505), wo er vor Landshut seine rechte Hand verlor, woran sich zwei andere Geschichten aus den

*) Als Klopstock später gegen Goethe kindisch verstimmt war, äußerte er mit Bezug auf die Lebensbeschreibung, Goethe sei ein gewaltiger Nehmer; er habe sich im „Götz“ durch diese gängeln lassen und, man merke es den Personen, die er nicht aus ihr genommen, deutlich an, da sie nicht so sprächen, wie sie in den damaligen Zeiten hätten sprechen sollen. Wer könnte dieses griesgrämige Urtheil unterschreiben!

Jahren 1507 und 1510 anschließen. Der nächste Abschnitt erzählt zwei „Reisen“ im Dienste eines unter dem Namen der Meuterer bekannten Mannes zu Rothenburg an der Tauber, der später neue Unruhen anstiftete, aber 1513 mit dem Schwert hingerichtet wurde. Sodann hören wir im achten Abschnitt, daß Götz sich der Sache eines stuttgarter Schneiders gegen die Kölner annahm, von denen er zwei Kaufleute überfiel und beraubte, wie es im Sprachgebrauch der Zeit hieß, niederwarf; die Sache ward zu Frankfurt geschlichtet, vertragen, doch kam Götz wegen jenes Niederwerfens auch mit den Bischöfen von Bamberg und Hanau so wie mit den Herren von Hutten in Fehde. Zu gleicher Zeit überfiel ihn Philipp Stumpf mit seinen beiden Söhnen auf treulose Weise. Der neunte Abschnitt erzählt unseres Ritters weitere Fehde mit dem Bischof von Bamberg. Götz und sein Vetter Eustachius von Thüngen, welcher dem Bischof feind geworden, bemächtigten sich eines auf dem Main mit bambergischen Gütern beladenen Schiffes. Da Götz darauf auch den Nürnbergern feind werden wollte, warf er 1512 mit Hans von Selbiz 95 von Bambergern geleitete Kaufleute nieder, nahm aber von der Beute nur nürnbergisches Gut. Gleich darnach zog er auf Kundschaft gen Köln; auf dieser Reise ließ er den bamberger Bischof zu Bacharach mit Willen durchschlüpfen. Sehr verschiedene Geschichten bringt der zehnte Abschnitt. Weil die Nürnberger seinen Jugendgefährten Fritz von Littwach (Lidwach) heimlich gefangen genommen, und einen Knecht, Georg von Gaißlingen, erstochen, der ihm seinen Dienst zugesagt, war er diesen feind geworden: aber er und sein Bruder wurden wegen ihrer Beraubungen der Nürnberger in die Acht und Aberacht erklärt und eine Exekution von vierhundert Reitern gegen sie beschlossen.

Dies hinderte aber Götz nicht, die Feindseligkeit gegen die Nürnberger fortzusetzen, bis die Sache im Sommer 1514 zu Würzburg vertragen ward. Unmittelbar darauf zog er mit seinem Bruder dem wilden und ungestümen Herzog Ulrich von Württemberg in dessen Land ein Aufstand ausgebrochen war, mit etwa dreißig Pferden in aller Eile zu Hülfe. Bei diesem Herzog Ulrich blieb Götz, bis Franz von Sickingen ihn bestimmte, in kaiserliche Dienste zu treten, wobei er sich nur ausbedang, nicht gegen Württemberg und die Pfalz gebraucht zu werden. Die Aufkündigung erfolgte zur Zeit, aber ehe die bestimmte Frist zu Ende war, sollte Götz in das Unglück des Herzogs verwickelt werden, da der schwäbische Bund diesem wegen der Einnahme der Stadt Reutlingen den Krieg erklärte und alle seine Städte, Festungen und Burgen nahm. Nur die Schlösser Hohenasberg und Möckmühl hielten sich. Götz vertheidigte das letztere mit tapferstem Muth und unerschütterlicher Ausdauer. Obgleich er sich noch glücklich durchschlagen konnte, ging er auf das Versprechen der Bündischen ein, die Besatzung mit Hab und Gut, Wehr, Harnisch und Pferden frei abziehen zu lassen. Der Vertrag ward auf das schmählichste gebrochen: kaum hatte er die Burg verlassen, als man die Abziehenden überfiel; seine Knechte wurden erstochen und der oberste Bundeshauptmann hatte Befehl gegeben, auch ihn zu ermorden, was aber vereitelt wurde. Auf Verwendung seiner Freunde überantwortete Herzog Wilhelm von Baiern ihn der Gemeinde Heilbronn. Hier blieb er viertehalb Jahr in Haft, bis er, mürbe durch die lange Haft, im Oktober 1522, sich entschloß, den Vertragseid, die Urfehde, zu schwören, in Zukunft mit allen hohen und niedern Ständen des Bundes Frieden zu halten und 2000 Goldgulden zu zahlen

für die Landsknechte, die ihn gefangen genommen hatten. Derselbe Abschnitt gedenkt noch einiger andern Unternehmungen aus den Jahren 1515 und 1516, wo wir ihn zweimal seinem „freundlichen lieben Schwager" Franz von Sickingen zu Hülfe ziehen sehen. Zuletzt wird die Veranlassung der Fehde mit Mainz im Jahre 1515 und der Verlauf derselben berichtet; nachdem diese 1517 vertragen war, übernahm Götz für den Pfalzgrafen Ludwig die Fehde gegen Konrad von Schott.

Die zweite, bei weitem kürzere Abtheilung behandelt Götzens unfreiwilligen, höchst unglücklich endenden Antheil am Bauernkriege (1525). Er verließ nach Ablauf der vertragsmäßigen Zeit die Bauern bei Adolfsfurt, mit dem Bewußtsein, manches Uebel verhindert und sich als redlicher Ritter in der mißlichsten Lage gehalten zu haben. Gern möchte er wissen, bemerkt er, wie er sich anders bei diesem tyrannischen Volke hätte halten sollen, dessen Führung er auf die Bitten der mainzer Räthe und des pfalzgräflichen Dieners Marx Stumpf übernommen; hätte er es besser gewußt, so würde er es besser gethan haben. Er wünschte nun beim Kaiser in Dienst zu treten, wofür der kaiserliche Obrist Georg Truchseß zu Stuttgart sich verwenden zu wollen versprach. Die Bündischen aber stellten ihm nach, warfen ihn nieder und nahmen ihm das Gelübde ab, sich, wenn er gefordert werde, dem Bunde zu stellen. Unbedenklich folgte er der Vorladung nach Augsburg, obgleich Graf Georg von Wertheim ihm vorhersagte, der Bund habe beschlossen, ihn in den Thurm werfen zu lassen. „Ich weiß mich der Sachen unschuldig", erwiederte er diesem, „und mit guten Ehren wohl zu verantworten; lieber will ich in den Thurm gehn als mein Wort entehren." Leider traf, was er in gutem Bewußtsein für unmöglich

gehalten, wirklich ein. Hier lag er denn zwei Jahre und mußte das Seine verzehren, das ihm, wie er treuherzig bemerkt, lange Zeit sauer geworden war. Nur gegen eine schwere Urfehde gab man ihn endlich frei; er mußte schwören, in seinem Schlosse Hornberg und dessen „Gezirck, Hofmark und Zehenden" sein Leben lang zu bleiben, keine Nacht außerhalb seines Schlosses zuzubringen, kein Pferd mehr zu besteigen, den im Bauernkrieg zugefügten Schaden dem Erzbischof von Mainz, dem Bischof von Würzburg und dem Prälaten zu Amerbach zu ersetzen*), sich des Vergangenen wegen an niemand zu rächen, und gegen die Stände des Bundes weder selbst noch durch andere etwas unternehmen zu wollen, bei Strafe von 25000 Gulden. Mit Recht bemerkt Götz, er habe mehr seiner frühern, längst geschlichteten Fehden als des Bauernkrieges wegen entgelten müssen, und er klagt, daß unter den fünf Bundesräthen, die über ihn gerichtet, drei Aebte und Prälaten, die ihm, weil er viel mit Geistlichen in Fehde gestanden, nicht gewogen gewesen,

*) Wegen dieser Entschädigungen erhob Kurmainz im folgenden Jahre (1531) auf dem Bundestage zu Nördlingen Klage; das Kloster Amerbach machte Anspruch auf 18000 Gulden, die Geistlichen von Miltenberg wollten den Schaden ersetzt haben, den ein Diener von Götz ihnen zugefügt, der Pfarrer von Gamberg das, was er durch die Bauern eingebüßt. Nach langen, urkundlich vorhandenen Verhandlungen, worin Götzens Unschuld durch die klarsten Zeugenaussagen sich ergab, wurde erkannt, Götzens Anwalt solle in dessen Namen seine Unschuld in Betreff des Mainz und dem Kloster Amerbach zugefügten Schadens beschwören, dem Prälaten von Amerbach aber gegen Zahlung des Werthes dasjenige auf Verlangen zurückliefern, was er von diesem und seinem Kloster an sich gebracht; die Geistlichen von Miltenberg wurden abgewiesen. So ward Götzens Unschuld hier auf das unzweideutigste anerkannt. Er selbst gedenkt in seiner Lebensbeschreibung dieser Klage gar nicht.

und ein Ritter sich befunden, den er einmal in einer Fehde mit seinem Herrn niedergeworfen und längere Zeit, aber mit aller Achtung und Freundlichkeit, gefangen gehalten. Doch würde, meint er, der schwäbische Bund ihm seine schwere Urfehde erleichtert und sich gegen ihn als einen Rittermäßigen von Adel gnädiglich bewiesen haben, wäre er nicht wenig Jahre nachher aufgelöst worden.

Die dritte Abtheilung enthält „etliche Reiterstücke außerhalb der Fehden". Die in den beiden ersten Abschnitten erzählten Abenteuer aus früherer Zeit sind ohne Bedeutung, dagegen berichtet er im dritten, wie er im Jahre 1542, nachdem der Kaiser ihn seiner Haft entlassen und ihn in Ungarn branchen zu wollen erklärt, mit hundert Pferden nach Wien gezogen, wo er ein bis zwei Monate geblieben und dann durch Böhmen nach Hause zurückgekehrt sei. Zwei Jahre später zog er im Dienste des Kaisers nach der Champagne, aber der am 18. September 1544 geschlossene Friede zu Crespy beendete einstweilen den Krieg. Von jetzt an scheint sich der vierundsechzigjährige Ritter, der gerade vor vierzig Jahren seine rechte Hand verloren hatte, ruhig auf seinem Schlosse zu Hornberg gehalten zu haben, bis zu seinem am 23. Juli 1562 daselbst erfolgten Tode; wenigstens erwähnt die kurz vor seinem Ende geschriebene Lebensbeschreibung keiner spätern Thaten, obgleich er sich einmal berühmt, er habe mit seiner einen Faust „schier sechzig Jahr Krieg, Fehd und Händel" gehabt.

Werfen wir einen Rückblick auf den übersichtlich dargestellten Stoff der Lebensbeschreibung, so boten diese zerfaserten, lose aneinander geknüpften Einzelheiten nichts weniger als den fortlaufenden Faden zu einer sich einheitlich abspinnenden dramatischen

Handlung. Den Hauptpunkt bildet die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz, den er mit seinen Netzen umspinnt und ihn zu jahrelanger Unthätigkeit zwingt, ihn als „freien Rittersmann“ ganz vernichtet. Die zum schwäbischen Bunde vereinten geistlichen und weltlichen Fürsten, Städte und Herren haben nicht sowohl den Zweck, Recht und Gesetz überall zur Ausführung zu bringen, vielmehr übt der Bund unter diesem Vorwande die allerschlimmste eigensüchtige Gewaltherrschaft. Schwäche und Herrschsucht flüchten sich unter die Flügel des mächtigen Reichsadlers, um durch alle treulosen Mittel der List, des Trugs, der Bestechung sich an den Feinden zu rächen. Treue, Biederkeit und männliche Tapferkeit sind verschwunden, haben der Tücke, Feigheit und höfischen Schlauheit weichen müssen; im Kampfe mit diesen unreinen Mächten muß ein freier, edler Ritter unterliegen. Dieser Gedanke blitzte dem Dichter aus der Lebensbeschreibung als der eigentliche Mittelpunkt einer aus ihr zu gewinnenden dramatischen Handlung entgegen.

Sollte das Unterliegen von Götz recht wirksam dargestellt werden, so mußte er in Folge der gegen ihn wirkenden Arglist und Treulosigkeit seinen Untergang finden. Die lange thatenlose Ruhe nach dem Bauernkriege konnte der Dichter eben so wenig gebrauchen als die wenig eingreifenden Züge nach Wien und in die Champagne; sein Held mußte als letzter Ritter mit der erschütternden Ueberzeugung enden, daß die Zeiten des Betruges gekommen, worin kein Edler sich zu halten vermag; nur hierin konnte das Drama seinen abrundenden Abschluß gewinnen. Freilich pflegt man neuerdings dem Dichter das Recht abzusprechen, den geschichtlichen Stoff zu ändern, allein unter wesentlichen und unwesentlichen Aenderungen ist wohl zu unter-

scheiden, und schon der alte Aristoteles hat richtig bemerkt, daß nur diejenigen dem Dichter verwehrt seien, durch welche der eigentliche Kern der Handlung ein ganz anderer werde. So muß z. B. Klytämnestra von Orest, Eriphyle von Alkmäon fallen, weil dies der Schwerpunkt der Sage ist, welche, nimmt man es weg, eine ganz andere wird. Bei Götz liegt der Hauptpunkt darin, daß der edle Ritter der Arglist unterliegt; daß er nach seinem Unfall, der ihm das Herz gebrochen, noch ein thatenloses oder wenig bedeutendes Leben führte, ist so durchaus nebensächlich und verdirbt das Bild, daß es als etwas rein Zufälliges wegfallen muß. So wenig der Dichter die Natur ganz, wie sie ist, abschreiben soll, so wenig ist er ein Sklave des geschichtlichen Zufalls, er darf, er soll dessen eigensinnige Willkürlichkeiten abstellen. So muß hier die Treulosigkeit der zu seinem Verderben verbundenen Feigen und Schelme dem Götz den Tod bringen, er muß an den im Kampf empfangenen Wunden und dem düstern Gram über sein Unglück sterben.

Um eine rasch sich entwickelnde Handlung zu gewinnen, galt es die beiden Gefangenschaften des Götz nahe aneinander zu rücken, die erstere mit der gegen die Nürnberger gerichteten Fehde in enge Verbindung zu bringen. Die Darstellung seiner Dienste beim Herzog von Württemberg würde den dramatischen Verlauf verwirrt haben. Dehalb mußte Goethe den Helden nicht zu Möckmühl, sondern auf seiner eigenen Burg belagern lassen. Wenn er ihn aber nicht, der geschichtlichen Wahrheit gemäß, auf Hornberg, sondern auf Jaxthausen, der Stammburg seines Geschlechtes, wo er geboren war, sitzen läßt, so bestimmte ihn hierzu, abgesehen von der größern Wirkung der Zerstörung der Stammburg, vor allem der Umstand, daß er

den Götz, der in der Wirklichkeit der jüngste mehrerer Brüder war, als einzigen Sprossen des edlen Geschlechts darstellen mußte, dem kein Kreis blutsverwandter, zu seinem Schutz bereiter Freunde zur Seite stand; durfte er ja das zu entfaltende Gemälde nicht durch eine Masse bedeutungsloser Personen über Gebühr ausbreiten und verdunkeln. Keine Verwandten durften ihm zur Seite stehn, nur Freunde, die er durch seine Ritterlichkeit und Biederkeit sich gewonnen, ein Sickingen, ein Selbiz. Hans von Selbiz erscheint zweimal in der Lebensbeschreibung unter Götzens guten Gesellen, wie Franz von Sickingen als einer seiner Freunde hervortritt. Wenn Götz selbst den Sickingen seinen Schwager, seinen freundlichen, lieben Schwager nennt, so konnte dem Dichter nicht entgehn, daß der Ausdruck Schwager hier keine verwandtschaftliche Beziehung andeutet, sondern, wie so häufig in Götzens Munde, eine freundliche Bezeichnung eines vertrauten Gefährten ist; daß er aber den Sickingen wirklich Götzens Schwester heiraten ließ, war eine freie Erfindung zur glücklichen Verschlingung der dramatischen Fäden.*) Die Lebensbeschreibung nennt gelegentlich eine Schwester von Götz als Gattin von Sigmund Truchseß. Besonders aber mußte Goethe das Bild der bis in den Tod treuen Gattin weiter ausführen; in der Lebensbeschreibung kommt sie nur dreimal ohne Angabe ihres Namens vor. Goethe lieh ihr den Vornamen seiner Mutter. Die Lebensbeschreibung nennt 1509 Reinhard von Sachsenheim als Götzens Schwiegervater.**)

*) Goethe thut sich wohl selbst Unrecht, wenn er in Wahrheit und Dichtung diese Verbindung von seinem Mißverständnisse des Wortes Schwager herleitet.

**) Hartard von Hattstein in seiner Hoheit des Teutschen Reichs-

Auch eine reiche Nachkommenschaft konnte er Götz unmöglich lassen; mit ihm mußte sein Geschlecht aussterben, sein einziger Sohn ganz der biderben Kraft des Vaters ermangeln und im geistlichen Stande Ruhe und Frieden suchen. Die Lebensbeschreibung deutet auf mehrere Kinder.*)

Um aber die Feindseligkeit des schwäbischen Bundes gegen Götz in lebendigster dramatischer Darstellung hervortreten zu lassen, bedurfte der Dichter einer besondern Persönlichkeit, in welcher sich der schärfste Gegensatz höfischer Feigheit und schleichender Arglist gegen die ritterliche Tapferkeit und unerschütterliche Treue des edlen Götz verkörperte — und so schuf er die Gestalt des fränkischen Ritters Adelbert von Weislingen, dessen Zuname auf die falsche höfische Weisheit hinzudeuten scheint, im Gegensatz zum Vornamen.**) Um die Darstellung

---

Adels führt Dorothea von Geiling von Winersheim und Sophia von Westerstetten als seine Gattinnen auf, wogegen nach Graf Joseph von Berlichingen die erste Gemahlin Dorothea von Sachsenheim, die zweite Dorothea von Gailing war.

*) Hartard von Hattstein gibt den Stammbaum von vier Söhnen des Götz, je zwei aus jeder Ehe; keiner davon führt den Namen Karl. Nach Graf Joseph von Berlichingen hinterließ Götz fünf Töchter und acht Söhne, von denen nur einer (Karl Ferdinand) Nachkommen hatte.

**) Schon in Straßburg hatte er sich die Fehde Adelberts von Bamberg gegen Rudolf von Würzburg angemerkt, und daß letzterm der Kopf abgesprochen wurde. Höchst unglücklich scheint mir die freilich Schröer willkommene Annahme von Wilmanns, daß dem Dichter dabei Huttens Feind, der zelotische Pfarrer zu Capell im Breisgau J. R. Weislinger, vorgeschwebt, von dem er wohl kaum gehört hatte, der ihm auch gar keinen Anknüpfungspunkt bot. Selbst jenes Adelberts von Bamberg dürfte er sich kaum noch erinnert haben. Wenn ihn Sickingen einmal Weißfisch nennt, das gleichbedeutend mit Weißling ist und Liebetraut einmal auf diesen Fisch hinzudeuten scheint, so ist dagegen zu bemerken, daß Goethe den Namen mit ß schrieb, also nicht an weiß dachte. Stat

dieses ganz erfundenen Charakters wirksamer zu heben, machte er Weislingen zu Götzens liebstem Jugendgenossen, der mit ihm am markgräflichen Hofe gedient*), später aber, als er selbst den Zug nach Brabant mitmachte, vom Hofleben angezogen, zurückgeblieben, in alle Hofintriguen eingeweiht worden, endlich sich ganz in geistliche Dienste, in die des Bischofs von Bamberg, begeben, des geschworenen Gegners von Götz, gegen den er überall Feinde erweckte. Zu seiner Gefangenahme fand er einen gewissen Anhaltspunkt in der Lebensbeschreibung, welche berichtet, wie Götz, nachdem ihm ein Anschlag auf den Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, der ihm einen Buben genommen, fehlgeschlagen, acht bis zehn Tage später einen Rath des schwäbischen Bundes und einen „einspännigen Reiter" niedergeworfen, wodurch der Bube befreit und die Sache vertragen worden sei. Vgl. auch oben S. 61. Weislingen aber muß, als er sich bei seinem alten Götz an dem Orte wiederfindet, wo sie als Knaben zusammengespielt, seine Treulosigkeit tief empfinden und sich in bewundernder Verehrung zu diesem hingezogen, sich aufs neue ihm unzertrennlich verbunden fühlen, ja die stillen Reize seiner weichen, frommsinnigen Schwester Maria**)

Weisling steht gewöhnlich Weislingen mit oder ohne von. Bei der Wahl des Namens mag ihm Weisling (vgl. Klügling) vorgeschwebt haben.

*) Nach der Lebensbeschreibung diente Götz als Reiterbube bei dem Markgrafen Friedrich IV. zu Onolzbach, bei dem sein Vetter Konrad von Berlichingen Ritter und Rath war; er begleitete den Markgrafen auf die Reichstage zu Worms (1495) und Lindau (1497) und auf den Zügen nach Hochburgund, Lothringen und Brabant (1497), später (1499) nach der Schweiz.

**) Der Name ist gewiß nicht mit Beziehung auf die Schwester des Lazarus gewählt, sondern als ein beliebter Frauenname, ähnlich wie Karl, Franz. So hießen z. B. die ältere Schwester seines Freundes Crespels und eine Schwester Friederikens.

fesseln ihn so unwiderstehlich, daß er das Band der Freundschaft durch verwandtschaftliche Verbindung noch inniger zu schließen sich gedrungen fühlt. Dadurch wird sein späterer Verrath um so niederträchtiger und das Herz unseres Helden um so schneidender verletzt, zugleich aber einer der glücklichsten dramatischen Fäden gewoben, da die treulos verlassene Maria später vor Weislingen bittflehend erscheinen muß, um die Qual seines Todes nur noch zu vermehren. Weiberlist und Schmeichelei machen den schwachen Weislingen seinen heiligsten Vorsätzen untreu, so daß er dem wiedergewonnenen Freunde und der ihre süße Seele ihm innig hingebenden Braut sein Wort schmählich bricht. Hier schuf denn der Dichter die Gestalt der im Glanze reichster Schönheit prangenden Adelheid von Waldorf, einer jungen eben am Hofe zu Bamberg weilenden Wittwe, wozu ihm die Lebensbeschreibung gar keinen Anhalt bot; nur gedenkt diese gelegentlich eines Edelmanns Fabian von Walßdorff, eines Voigtländers, der vor Landshut 1504 geblieben, wobei der Herausgeber an das Dorf Walsdorff bei Bamberg erinnert.*) In dieser Adelheid entwirft uns der Dichter ein sprechendes Bild der an den Höfen wirksamen, alle Verhältnisse vergiftenden Weiberlist, die mit schlauster Berechnung ihre Fäden spinnt. Aus ihr wächst Franz, der ganz von ihr verzückte Junge, gleichsam hervor, um zum Werkzeug ihres Verbrechens zu werden, wie sich Georg und Lerse aus der Person des edlen, tapfern, treuherzigen Götz herausbilden. Bei Georg liegen Hans Jörg von Thüngen (vgl. S. 75) und Georg von Gaißlingen (vgl. S. 57) zu Grunde.

*) Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß ihr Vorname mit demselben Buchstaben beginnt wie der Weislingens; er ist im Gebrauche keineswegs vornehm, aber wohllautend, besonders in der Anrede.

Der Hof, an welchen uns Goethe führt, ist der des Bischofs von Bamberg, des erbittersten Gegners von Götz. In der nähern Ausführung dieses geistlichen Hofes konnte der Dichter sich ganz frei ergehn, da die Lebensbeschreibung davon keine Züge bot; er entnahm sie in seiner Weise zum Theil den geistlichen Höfen der Zeit (nur nicht dem von Mainz), erfand sie anderntheils frei. Hier finden wir außer der mit dem Bischof auf vertraulichstem Fuße lebenden jungen Wittwe den lustigen Rath Liebetraut, der nicht allein mit seinen närrischen, oft ungezogenen und anstößigen Witzen die nothwendige Würze der Unterhaltung bietet, sondern auch, in alle Pfiffe und Schliche des höfischen Treibens wohl eingeweiht, dem Bischof, wo es Noth thut, hülfreiche Hand leistet. Zwar treffen wir hier auch den gelehrten Juristen Olearius als werthen Gast; allein wie man mit solchen, die Fürsten aus Eitelkeit angehenden und sich ihrer Gnade berühmenden gelehrten Herren nur prunkt, wie wenig Antheil man der Wissenschaft selbst zuwendet, zeigt die großartige Unwissenheit dieses Bischofs und des Abtes von Fulda, die beide des Bacchus eifrigste Verehrer, aber über die zehn Gebote und ihr bißchen Kirchenlatein nicht hinausgekommen sind. Olearius der seinen ehrlichen deutschen Namen Oelmann nach der Unsitte der Zeit in das Lateinische übertragen hat*), gibt uns ein

*) Bekannt vor allem ist der Hofmathematiker Adam Olearius, eigentlich Oelschläger, der als Gesandter des Herzogs von Holstein-Gottorp nach Rußland kam, später auch nach Persien ging Goethe gedenkt seiner in den Anmerkungen zum „Divan". Auch mehrere theologische Schriftsteller dieses Namens haben sich hervorgethan. Selbst Goethes Urgroßvater von mütterlicher Seite, der Kanzleidirektor Wolfgang Weber, hatte seinen Namen als Textor übersetzt, um etwas daraus zu machen. Mit Schröer bei Olearius an den im deutschen Rechte wohlerfahrenen im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung geschilderten J. D.

sprechendes Beispiel, wie man durch fremdländische Gelehrsamkeit dem Rechte des Volkes ein falsches Reis aufpfropft, die natürlichen Rechtsanschauungen verwirrt; dagegen haben die Landsleute des Dichters, worüber bei der Aufführung, wie Goethes Mutter berichtet, großer Jubel war, hier die Ehre, den gesunden Sinn des Volkes, das nach seinen eigenen Ansichten und dem natürlichen Herkommen gerichtet sein will, dem Professor von Bologna gegenüber handgreiflich zu vertreten. Stellt sich nun auch der verderbliche Einfluß der geistlichen Höfe, welche, geistlos und schwelgerisch, alle Verhältnisse arglistig trübten herrschsüchtig überall sich eindrängten, sehr scharf heraus, so führt doch auch der Dichter, wie Götz selbst, Beispiele von würdigen Kirchenfürsten an. Das Mönchsthum wird uns als bedeutsames Glied des Zeitverderbens in der Person des Bruders Martin lebendig vorgeführt, der nicht zufällig Luthers Vornamen trägt und wie dieser dem Augustinerkloster zu Erfurt angehört, freilich nur als einfacher Bruder. Gleich Luther fühlt dieser die Last der widernatürlichen Gelübde, unter welcher so viele tüchtige Kräfte in bitterm Zwiespalt mit sich und ihrer traurigen Lage ihr Leben verquälen, wenn auch nicht alle Mönche müßig sind, sondern manche, gleich unserm guten Bruder, das thun, was sie können. Daß aber Bruder Martin nicht die Kühnheit des wittenberger Reformators besitzt, erklärt sich daraus, daß Goethe uns seinen Helden nicht in einer aufstrebenden, sondern in einer versinkenden Zeit schildern wollte, weshalb auch im ganzen Stücke keine Andeutung der gewaltsam ein-

von Olenschlager zu denken ist nicht der geringste Grund gegeben. Uebrigens hätte Goethe auch den deutschen Namen Oeler wählen können, wovon Olearius die Latinisirung wäre, wie Obbarius von Krüger.

dringenden Glaubensänderung hervortritt, obgleich der geschichtliche Götz selbst der neuen Lehre zugethan war.*) Es ist ganz verkehrt, wenn Dunger**) meint, Goethe habe die neue schon angebrochene Zeit in der veränderten Lage der Ritter, in dem neuen Rechtsverfahren und in der kirchlichen Bewegung bezeichnen müssen. Weder der Anschluß des freien Ritters an den Bund noch das eindringende römische Recht noch die kirchliche Bewegung werden irgend als glückliche Zeichen einer neuen Zeit aufgefaßt; der Bruder Martin deutet bloß auf die Widernatürlichkeit und das Schädliche der noch immer in vollem Ansehen stehenden Mönchsgelübde, und wenn er sie auch nicht als bindend betrachtet, so ist er doch durch den Glauben an die Göttlichkeit der Kirche abgehalten, offen gegen sie aufzutreten. Das fremde Recht erscheint nur als eine Beleidigung des Volkssinnes. Diese Ritter, die sich ihres freien Ritterrechts begeben, sind gewissenlose Schurken, welche Ehrsucht und Weiberlist zu allem verleiten, und die arge Bedrückung, deren sich so viele dieses Standes schuldig machen, tritt im Bauernkriege in grausenhaftes Licht.

Nach seiner Absicht, ein zerfallendes, der Schwäche, Feigheit und List anheim gegebenes Leben zu schildern, mußte sich dem Dichter alles umgestalten. So erscheint denn auch der ritterlich mannhafte Maximilian, dessen Götz selbst in der Lebensbeschreibung gedenkt, obgleich sein Unglück und seine spätere Herstellung erst

*) Lichtenberger glaubt, Goethe habe nicht daran gedacht, aber er wünscht mit Hegel, der Dichter habe die Beziehungen auf Luther gemieden, da dieser ja von ganz andern Grundsätzen zur Reformation getrieben worden sei. Doch Goethe stellt in Martin nur in gewisser Beziehung einen Vorläufer Luthers dar, der in dem ihm aufgedrungenen Kampfe auch die Fesseln sprengte, in die das tyrannische Papstthum die natürlichen menschlichen Gefühle geschlagen hatte.

**) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1871, II, 488.

in die Zeit seines Nachfolgers fällt, als ein vom Alter gedrückter Mann, dessen Händen die Zügel der Regierung entfallen, der die Fürsten über sich herrschen läßt und nur mit Unmuth schaut, daß er dem Uebel nicht Einhalt zu thun vermag. Seiner großartigen Schöpfungen konnte am wenigsten gedacht werden, wie denn der ewige Landfriede selbst unserm Dichter in keinem günstigen Licht erschien. Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Bildung der Landsknechte und die Geschützkunst erwarb, mußten ganz zur Seite bleiben; die Reichstruppen konnten nicht die tapfern Scharen sein, welche der schwäbische Bund ins Feld schickte, nicht die im Ausland gefürchteten Landsknechte, sondern das erbärmliche Reichsheer, das bei Roßbach floh. So begegnet uns hier allwärts nur Schwäche und Verfall, welche sich auch in der Wirksamkeit des heimlichen Gerichts zeigen, das allein im Stande ist, vornehme Missethäter zu strafen, während der Arm der öffentlichen Macht die edelsten und Besten vernichtet. Wie schlimm es mit dem Reichskammergericht bestellt sei, erfahren wir gleichfalls. Die völlige Unterwühlung jeder sittlichen Grundlage zeigt uns die im Bauernkriege ausbrechende gräßliche Wuth. Goethe konnte jene Erhebung zu seiner Zeit ebenso wenig gebührend würdigen als Götz; allein wäre ihm auch der Bauernkrieg in seiner wahren Bedeutung als das verzweifelnde Ringen des heruntergekommenen Bauernstandes nach neuer Belebung und Befreiung von der gott- und rechtlosen Unterdrückung der entarteten weltlichen und geistlichen Herrn erschienen, hier durfte er ihn nur als Ergebniß der allgemeinen sittlichen Auflösung auffassen, und zunächst in seiner Beziehung auf Götz, den sein böses Schicksal dem ruchlosesten Volk in die Hände treibt, dessen Verbrechen er mit büßen soll. So entfaltet sich denn hier ein

desselben niedergeworfen. Darum hat Götz ihm aufgelauert, aber der Streich ist mißglückt*); jetzt ist Weislingen, der Freund des Bischofs und Götzens Feind, gerade auf dem Schlosse, wie die Reiter noch eben zu rechter Zeit vernehmen. Von den beiden hier auftretenden Bauern erscheint Metzler später im Bauernkriege; ohne Zweifel beabsichtigte Goethe früher, auch den Sievers dort einzuführen, der schon hier den Wunsch ausspricht, einmal an die Fürsten zu kommen, die ihnen die Haut über die Ohren ziehen. Es beruht wohl auf Versehen, daß sie nicht, wie im Entwurf, sich ihre Namen mittheilen, wonach sie uns später als alte Bekannte begegneten. Schon dieser Anfang, welcher Reiter beider Parteien einführt, stellt uns die wilde Zeit ewiger Fehden dar.**)

Die zweite Szene führt uns den Götz selbst vor, der, als er Weislingens Aufenthalt von den Knechten vernommen, zum Ueberfall aufbricht. Vor Ankunft der Knechte findet der Dichter Gelegenheit, uns die Stellung des Götz den Ränken der herrschsüchtigen, ihn deshalb hassenden und verfolgenden

*) Hier schwebt die Aeußerung der Lebensbeschreibung vor: „Indem aber erfuhr ich, daß er der Bischoff von Bamberg gen Göppingen in Sauerbronnen ins Wildbad geritten war, und wolt baden für den reissenden Stein, so hett ich es guth im Sinn; ich wolt ihm das Bad gefeegnet und ihne ausgerieben haben.“ Er erzählt darauf, wie dem Bischof der Anschlag verrathen worden. — Streich ist das Richtige, nach Götzens Sprachgebrauch. Strich war ein erst 1816 ausgemerzter Druckfehler der zweiten Ausgabe. Lichtenberger und Schröer haben den Druckfehler wieder hergestellt. — Getreuherzig nennt Götz sich selbst in der Lebensbeschreibung.

**) Wollen ihr, fangen ihr, volksthümliche Formen des Ausrufs, der Frage. Vgl. den Schluß des zweiten Akts. — Mundartlich sind auch richt (richt't) verkundschaft (verkundschaft't) u. a., deren sich Goethe auch noch später bedient. — Daher, hierher. — Adies, volksthümlich, mit betontem e. — Die raußen, die Reiter.

Fürsten gegenüber anzudeuten, und seinen Anschlag gegen Weislingen bestimmter hervorzuheben, wogegen wir von dem voll Begeisterung seine eiserne Rechte*) ergreifenden Bruder Martin hören, wie er aller Bedrängten Schutz ist. Hier tritt auch gleich der von ritterlichem Muthe entstammte spätere Reiterbube Georg, der Sohn des Wirthes, uns entgegen, gleichsam ein Doppelgänger unseres Helden, neben dem er sich entwickelt, wie Blüte und Frucht uns an demselben Stamm erfreuen, zugleich als Gegensatz zu Götzens unkriegerischem Knaben Karl. Findet dieser im Kloster seine Stätte, so muß die edle, muthige Ritternatur des biedern Reiterbuben, der voll höchster Bewunderung an Götz hängt, der keinen andern Gedanken kennt als Kampf und Roß und Reiterehre, in diesen Zeiten feiger Arglist seinen Untergang finden. Auch zur Dichtung des braven Georg, dessen Vorbild man weder in Klopstocks Heldenknaben im Bardiet Hermanns Schlacht noch in Lessings Philotas zu suchen hat, scheint Goethe einen Anknüpfungspunkt in der Lebensbeschreibung gefunden zu haben. Diese gedenkt nämlich eines Vetters von Götz, Hans Jörg von Thüngen, eines „jungen Knaben", den Götz einmal zu einem Ritter nach Franken geschickt, auf welchem Wege er niederge-

*) Auch hier bedient sich Goethe einer Stelle der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, beim Verluste seiner Hand vor Landshut, sei ihm eingefallen, wie sein Vater von einem gewissen Köchle erzählt, der auch mit einer Hand sich männlich bewährt habe. Da habe er denn Gott angerufen und gedacht, „wann ich schon zwölff Hände hette, und sein Göttliche Gnad und Hülff mir nicht wohl wöllt, so wäre es doch alles umsonst", wogegen er, hätte er nur eine eiserne Hand „mit Gottes Gnade und Hülff im Feld noch irgend so gut seyn wollt als sonsten ein heilloser Mensch".

worfen worden. Vgl. auch S. 67.*) Der Wald, wo Götz hier vor der Herberge auftritt, muß wohl der dachsbacher Wald sein, da der Weg nach Dachsbach (bei Neustadt an der Aisch) ganz in der Nähe liegt; der erste Entwurf nannte den wahrscheinlich erfundenen windsdorfer Wald.

Götz verspricht dem Jungen, ihn das nächstemal mitzunehmen, wozu er vorerst Wamms, Blechhaube und Spieß haben müsse, und er gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Fürsten einst alles für einen Mann wie ihn geben würden, den sie jetzt hassen.**) Ihm gegenüber zeigt sich in Bruder Martin das Bild einer durch die widernatürlichen Mönchsgelübde gequälten und den Verlust des schönsten menschlichen Lebensgenusses und thatkräftigen Wirkens bitter empfindenden Seele. Die nach der Unterredung mit Georg sich so trefflich einfügende Szene***) wird durch die Ankunft der von Götz ausgesandten Kundschafter unterbrochen, die, wie wir selbst hörten, im Wirthshause die Nachricht von Weislingens Anwesenheit auf dem Schlosse und von seinem beabsichtigten Aufbruch erhorcht haben.

) Munter sein, frisch bei der Hand sein, im Gegensatz zur Schläfrigkeit. — Auch das von Georg erwähnte Werfen der Armbrust an den Kopf ist aus der Lebensbeschreibung. „Da wurf ich ihme den nechsten mein Arm-Brust an Hals, dann ich hett kein Pfeil darauf." — Statt der Anrede mit dem neuern Sie hat der Dichter das ihr der Lebensbeschreibung beibehalten, wie auch in seinen spätern prosaischen Stücken und in Hermann und Dorothea (Erläuterungen S. 112), wogegen in den höhern Dramen du eintritt.

**) Daß diese gutmüthige Weissagung nicht in Erfüllung geht, kümmert den Dichter nicht. Lichtenbergers Vermuthung, er habe wirklich eine Episode dieser Art einfügen wollen, dies aber unterlassen, macht die Sache nicht besser, da Götz ja ganz verlassen enden sollte.

***) Martins Wort: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", ist aus Psalm 94, 15, „Wohl dem, der ein tugendhaft Weib hat, des lebet er noch eins so lang",

Nachdem Götz gegen Weislingen aufgebrochen, führt uns der Dichter auf die Stammburg zu Jaxthausen, wo Gattin und Schwester ihre verschiedene Beurtheilung des bewegten Ritterlebens unseres nie zu Ruhe kommenden Götz aussprechen, und Maria den Antheil, den sie nach den frühern Erzählungen ihres Bruders an Weislingen nimmt, nicht verleugnen kann. Die Geschichte von dem stuttgarter Schneider ist aus der Lebensbeschreibung, wobei nur die Gulden gegen den Gebrauch der Zeit in Thaler verwandelt und aus den zwei Kaufleuten, Vater und Sohn, drei geworden sind. Der kleine Karl erscheint als Zögling seiner frommsinnigen Tante, wogegen Elisabeth sich als Götzens starke, ihn ganz erkennende Gattin erweist, welcher der treulose, ihren Mann beim Kaiser durch schlimme Berichte anschwärzende Weislingen verhaßt ist. Bei der Beschreibung des rasch eintretenden Reiters von Weislingens Gefangennehmung und bei dem Anzeichen der fünf Wölfe benutzte Goethe die Schilderung der Lebensbeschreibung, wie Götz sich in Westfalen des Grafen Waldeck, eines Freundes des Bischofs von

---

aus Sirach 26, 1. Zum Ausdruck „Gott wird euch Raum geben" vgl. 1 Mos. 26, 22: Nun hat uns der Herr Raum gemacht", und Röm. 12, 19: „Gebet Raum dem Zorn Gottes." — St. Veit ist ein willkürlich gewählter Klostername. Klöster und Dörfer dieses Namens gab es mehrere. — Gärtner, Gemüsegärtner. Laborant, Rezeptmacher aus heilkräftigen Kräutern. Es waren zwei nützliche Beschäftigungen. — Der Orden, den der Schöpfer selbst gestiftet hat, ist die durch kein Gelübde beschränkte menschliche Freiheit. — In den Worten des Götz: „Er (der Handschuh) ist Eisen", hat man ohne Noth eisen (für eisern) vermuthet, wie in der Lebensbeschreibung „eine eisene Hand" stand, aber nicht in der Goethe vorliegenden Ausgabe. Auch braucht Goethe selbst weiter „ein eisern Geländelein". — Bei dem hier genannten Haslach ist wohl an Burghaslach gedacht, das, wie das früher erwähnte Dachsbach, bei Neustadt an der Aisch liegt. — Wollt'. Götz selbst hat wohl wöllt. Vgl. S. 75*.

Mainz, bemächtigte. Dort befiehlt Götz zweien seiner Knechte, sich an den Grafen zu „nesteln", und diese „kuppelten" sich so an ihn, daß der Graf nicht entwischen konnte; nachdem er mit dessen Knechten fertig geworden ist, rückt er auf den Grafen selbst zu. Das „Wahrzeichen"*) mit den Wölfen beschreibt Götz selbst also; „So fallen 5 Wölff in die Schaaf, und griffen auch an, das hört und sahe ich gerne, und wünscht ihnen Glück, und uns auch, und sagt zu ihnen, glück zu lieben Gesellen, glück zu überall, und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also mit einander angriffen hetten."**)

Der folgende Auftritt führt uns endlich die beiden so verschieden gearteten Ritter in lebhafter Darstellung vor: Götz ganz zufrieden, nach so langem Auflauern endlich seinen Zweck erreicht zu haben, aber nicht übermüthig, sondern als freundlicher Wirth, Weislingen verstört und störrisch. Götz macht ihm den gemüthlichen Vorschlag, ihm eins seiner Kleider zu leihen, das ihm doch (er ist stark im Gegensatz zum feinern Weislingen) zu eng geworden, was ihn denn auf eine lustige Geschichte bringt, die fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen ist.***)

---

*) Offenbar nimmt Götz das Glück der Wölfe als ein gutes Zeichen. Daran, daß der Wolf ein Sieg und Heil vordeutendes Thier sei, ist hier nicht zu denken.

**) In Pflicht nehmen setzt Goethe statt des in der Lebensbeschreibung stehenden in Gelübd nehmen, nach neuerm Gebrauche, der es aber kaum von Gefangenen kennt, denen man den Eid abnimmt.

***) Nur wird dort statt des bekanntern Franz ein Martin von Sickingen, und statt des Fürsten von Nassau der Bischof Lorenz von Würzburg genannt. Die Schiffe des Bischofs von Bamberg warf Götz im Dienste seines Vetters Eustachius von Thüngen nieder, doch hatte er selbst damals (1511) schon zwei längst vertragene Händel mit dem Bischof gehabt.

Götzens Liebe zu seinem Jungen, sowie die ganz unritterliche, feinere Erziehung, welche dieser unter seiner frommen, verzärtelten Tante erhält, deutet der nächste Auftritt an. Wie sehr Elisabeth und Maria in diesem Punkte von einander abweichen, haben wir schon früher gehört, der Knabe aber hält sich seiner Natur mehr an die Tante. Weislingen selbst wird durch den so ganz auf seine nächsten kleinen Wünsche beschränkten, rein kindlichen Knaben tief gerührt, und wünscht dem Götz, dessen Freundlichkeit und stille Größe ihn beschämt, in seinem Kinde bestes Glück.*)

Als er nun aber sich allein befindet, da bricht das Gefühl von Götzens edler Treuherzigkeit und stiller Größe mit der Erinnerung an ihre glückselige, in innigster Freundschaft durchlebte Jugendzeit gewaltsam hervor.**) Gegen Götz fühlt er sich trotz des Antheils, den sein Unfall im ganzen Bambergischen erregen wird, so unbedeutend. „Können Sie mir geben, wonach ich strebe?" ruft er aus; er meint das Gefühl wahrer Größe, die er in Götz nicht ohne Neid und Haß bewundert.

Als dieser dann mit einer Flasche Wein nebst Becher zurückkehrt, sprechen beide Ritter ihre verschiedenen Standpunkte lebhaft gegen einander aus. Der von Weislingen abgelehnte Zutrunk auf fröhliche Stimmung führt den Götz auf die mit ihm zusammen verlebten frohen Jugendtage. Die Geschichte mit

---

*) Die Antwort „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten", deutet auf die Unvollkommenheit des Glückes, das immer manches zu wünschen übrig läßt; auf den Gegensatz des Vaters zum Sohn oder die Eigenschaften des Knaben darf man sie nicht beziehen. — Willkommen wäre ihm das Eintreffen des Wunsches.

**) Da, in der Zeit, da.

dem Polacken, den Götz mit seinem eigenen „Degelein“ an den Kopf schlug, weshalb er ein Viertelstund im Thurm liegen mußte, ist der Lebensgeschichte entnommen*), wogegen die durch den daselbst zweimal freundlichst erwähnten Bischof von Würzburg aufgebrachte Bezeichnung als Kastor und Pollux des Dichters eigene Erfindung. Sie findet sich schon im Entwurf, aber in sehr ungehöriger Breite und ohne den glücklichen Ausdruck heitern Behagens. Doch nicht ohne Rührung kann der sonst so starke Götz daran denken, wie die schönen Träume seiner Jugend, wie sein noch am unglücklichen Tage bei Landshut auf seinen Adelbert gesetztes Vertrauen bitter getäuscht worden**), worauf dieser nur mit einem schmerzlichen, sein Unrecht halb gestehenden Oh! erwiedert. Götz dringt nun weiter in ihn, er wirft ihm vor, das Hof- und Weiberleben habe ihn verdorben; als Weislingen ihn davon abbringen will, hält er ihm die Unwürdigkeit vor, seine Freiheit als Rittersmann, diesen Kernpunkt des Lebens für Götz, ganz aufzugeben und den Hofschranzen eines schlechten geistlichen Fürsten zu spielen.***) Weislingen nimmt sich im Sinne der Vertheidiger des Landfriedens der Fürsten an, die sich untereinander verbunden, um, was der so sehr von den Türken bedrängte Kaiser nicht vermöge, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Götz weist dies mit Fug als bloße Redensart zurück, hinter der sich die Herrschsucht und der böse

*) Daß Weislingen darüber mit einem andern Polen in Streit (zu Unfried, ein Ausdruck der Lebensbeschreibung gleich darauf) gekommen, ist Goethes Zusatz.

**) Nach der Lebensbeschreibung erzeigte damals Christoph von Giech Götz „viel Gutes“ und erklärte sich bereit, alles für ihn zu thun.

***) Er ist selbst stark genug (hat Arme) und starke Freunde stehen zu ihm.

Wille gegen die einzelnen freien Ritter, wie nicht weniger gegen den Kaiser, der auf unwürdige Weise von ihnen zum Besten gehalten werde, schlecht verstecke. Götz ist seiner Sache so gewiß, daß er Weislingen entlassen will, wenn er sich unschuldig fühlt. Daß sie es mit dem Landfrieden nicht redlich meinen, beweist schlagend die Art, wie der Bischof von Bamberg, der so gewaltig darauf gedrungen*), neuerlich sich wieder Gewaltthätigkeit gegen ihn erlaubt hat**), wobei gerade Weislingen ihm hülfreiche Hand geleistet.***) Da zeigt sich deutlich, um was es den Fürsten zu thun: sie wollen ihn, wie alle freie Ritter, aus dem Wege räumen, um nach Willkür schalten zu können; deshalb binden sie immer wieder mit ihm an, in der Hoffnung, ihn wegen seiner ewigen Fehden beim Kaiser zu verdächtigen und ihn so zu Grunde zu richten. Ein höchst glücklicher Zusatz der neuen Bearbeitung ist die Hervorhebung von Selbitz†) und Sickingen an unserer Stelle, da diese später neben Götz als die einzigen freien Ritter auftreten; auch spricht sich treffend hier die ritterliche Gesinnung, der innerste Kern ihres Wesens, in dem Entschlusse aus, eher zu sterben, als jemand die Luft zu danken außer Gott, und jemand Treu und Dienst zu leisten

) Ueber Götzens Anwesenheit auf dem Reichstag zu Worms, wo der Landfriede zu Stande kam, vgl. oben S. 66).

**) Er hat den Buben niedergeworfen, den Götz auf Kundschaft ausgesandt. Nach der Lebensbeschreibung hatte er den Buben dem ältern kölnischen Kaufmann entgegengeschickt, den er auf sein Ehrenwort, sich wieder auf der Rückkehr bei ihm einzufinden, nach Leipzig hatte reisen lassen.

***) Die hier und sonst vorkommende Betheurung bei meinem Eid (bei meiner Treu) ist aus der Lebensbeschreibung genommen.

†) So schreibt der Dichter später seinen Namen, früher nach der Lebensbeschreibung Selbiz.

außer dem Kaiser, womit es freilich besteht, daß sie sich bei einem Fürsten unter gewissen Bedingungen auf bestimmte Zeit in Dienst begeben, was indessen in unserm Drama fast ganz zurücktritt, nur in gelegentlichen Erwähnungen angedeutet wird. Götz hat gerade heraus gesprochen, wie es ihm ums Herz ist; er kann und will sich in keinen Wortstreit einlassen, die Sache selbst muß reden. Der Dichter bedient sich hier auf glücklichste Weise des kleinen Karl und des Mittagessens, um dieser Szene und dem ganzen ersten Haupttheile des Aktes einen bezeichnenden äußern Abschluß zu geben.

So steht das Bild des Götz und seiner Häuslichkeit in klaren Umrissen vor unserer Seele: der edle, treue, herzliche Ritter, der frei sich und das Seine wahrt, überall bereit, das gekränkte Recht mit Gewalt zu schützen, im Gegensatz zu den herrschsüchtigen Fürsten, welche die Ritter zu ihren Dienern und Schranzen erniedrigen möchten und sich nur verbunden haben, um ihrer Willkür freiesten Raum zu schaffen, ist leibhaftig aufgetreten; auch seine Gattin und Schwester und den Knaben haben wir gesehen, der in ritterlicher Kraft nichts weniger als dem Vater ähnlich zu werden verspricht; sein Jugendfreund und jetziger Gegner hat sich in seiner Schwäche und unwürdigen Stellung vor uns enthüllt. Im Gegensatz zur Burg des edlen Ritters entrollt sich nun das Bild des bamberger Hofes, wo man, wie wir gleich hören, seine ganze Hoffnung auf Weislingen gesetzt hat; besonders denkt der edle Bischof durch diesen dem ihn beständig „molestirenden" Götz beim Kaiser, der eben zu Augsburg seinen Hof halte, nächstens beizukommen. Um so schrecklicher fällt die Nachricht von seiner Gefangenschaft in die behagliche Tischgesellschaft. Die Unwissenheit des Abts von

Fulda (eines Abtes von Fulda gedenkt auch die Lebensbeschreibung)*) und das nichtige Vornehmthun des Bischofs von Bamberg, dessen Trunksucht im Entwurf gelegentlich scharf bezeichnet wurde**), sind ebenso köstlich geschildert wie der gelehrte Doktor Olearius und der lustige Rath Liebetraut, der mit seinen scharfen Hieben immer den rechten Fleck trifft und den einen auf Kosten des andern lachen macht.***) Das „Weinfaß von Fuld" weiß seine Theilnahme an dem Unglück nur zu der biblischen Bezeichnung einer Hiobspost zu erheben†); der geistliche Herr verlangt gleich weiter zu trinken, wogegen der gelehrte Olearius nach einem gangbaren lateinischen Spruchverse††)

*) Wenn der Bischof sagt, das Reich sei eine Mördergrube (vgl. Matth. 21, 13), so soll der Zusatz, Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder würden verheert, die nächste Nachbarschaft nur beispielsweise anführen. Die andern Theile des Reiches können dadurch, daß es in jenen Ländern so wüst hergeht, doch nicht zur Mördergrube werden, wie Dreneckmann (S. 5) glauben muß; auch deutet „trotz ein vierzig Landfrieden" auf das ganze Reich.

**) Er mißversteht das von Olearius gebrauchte explicite [ausdrücklich]. — Bei dem einäugigen Marschall von Wildenholz schwebt der gelegentlich in der Lebensbeschreibung erwähnte einäugige Marschall von Pappenheim (Pappenheim) vor.

***) Ohne Ruhm zu melden, ohne zu schmeicheln, wie in der Lebensbeschreibung ohne Ruhm zu reden steht. — Statt Fleiß anwenden hat diese nach älterm Gebrauch Fleiß ankehren.

†) Hier hat der Dichter in der spätern Bearbeitung leider Liebetrauts Bemerkung gestrichen, Weislingen könnte unvergleichlich geworden sein, wenn er nicht an den Hof gekommen; lieber würde man die anzügliche Stelle über Liebetrauts Aufenthalt zu Frankfurt missen, wo sie zur Krönungszeit Maximilians (damals fand die Krönung noch in Aachen statt) an den schönsten Frankfurterinnen genascht. Uebrigens ward erst Maximilian II. in Frankfurt gekrönt. — Daß kein Prophet in seinem Vaterland etwas gelte, ist sprüchwörtlich, nach Matth. 13, 57.

††) Daß einer „entronnen, es anzusagen" ist nach Hiob 1, 15.

†††) Der Vers der sogenannten salernitanischen Schule lautet übersetzt:

„Nach Tisch mußt du stehn oder tausend Schritt dich ergehen."

einen Spaziergang im Garten vorschlägt, wozu sich denn auch der schwer bewegliche Abt bequemen muß. Dadurch, daß der Bischof den Knecht selbst sprechen will (selbst ist mit ihn, nicht mit ich zu verbinden), erhält die Szene einen glücklichen Abschluß. Was wir von den Worten des Bischofs über die Abstellung der Fehden und von seinen Aeußerungen über Sickingen, Selbitz und Götz zu halten haben, wissen wir aus der vorigen Szene. Von dem Schritte, welchen dieser für Weislingen zu thun beabsichtigt, sollen wir erst auf Jaxthausen erfahren, nachdem Weislingen auf ewig an Götz gekettet scheint.

Zwischen dieser und der zweiten Szene auf Jaxthausen liegt die Absendung eines Boten nach Bamberg. Der weiche Weislingen hat, ganz von den stillen Reizen der reinen, liebevoll ihm zugewandten Maria hingerissen, ihr seine Liebe gestanden. Eben finden wir sie in einem herzlichen Gespräch begriffen, nachdem dieser wiederholt seine Liebe betheuert hat, deren Glut er schwer zurückhält*); kann er auch nicht gleich den Bund, dessen Seligkeit er jetzt so innig fühlt, feierlich schließen, da er erst seine Güter in Ordnung bringen muß, so sollen doch Götz und dessen Gattin gleich ihre Verbindung segnen. Der treuherzige Götz, der die Nachricht von der Rückkehr des Boten bringt, gibt sich dem

*) Die Einleitung der Szene hat sich Goethe hier, wie auch mehrfach im folgenden, sehr leicht gemacht, indem er den zuerst Sprechenden an die eben vernommene Rede, mit „sagt ihr", „sagst du", „sagtet ihr", oder mit einer bloßen auf das Gehörte bezüglichen Frage anknüpfen (so im zweiten Akte in drei Szenen hintereinander) oder auf eine Frage antworten oder sonst auf das vorausgegangene Gespräch sich beziehen läßt. Dazu nöthigte der rasche Gang der so häufig von Ort zu Ort springenden Handlung, die kein Ausspinnen der einzelnen, oft bloß zur Andeutung des Zusammenhangs eingeschobenen Szenen gestattete.

frohen Gedanken ihrer unzertrennlichen Einigkeit mit voller, durch das Glück seiner Schwester zum Höchsten gesteigerter Freude hin*), in der Ueberzeugung, er sei nun mehr als je im Stande, die Willkür der Fürsten in Schranken zu halten. Auch das Eintreten der Gattin ist sehr geschickt**) zur Ausführung der glückverheißenden Verlobung benutzt.

Weislingens herzliche Wonne, die sein Herz kaum zu fassen vermag, die ihn zum gerührtesten Danke gegen den Himmel stimmt, spricht das folgende Selbstgespräch aus, aber auch seine bisherige Abhängigkeit von elenden Menschen und seine neuerwachte Liebe zum Jugendfreunde; dieser hat ihn durch seine eindringlichen Worte sich selbst wiedergegeben, Mariens reines Herz seine Sinnesänderung vollendet. Jetzt leuchtet ihm die frohe Einsicht entgegen, daß das Glück nur in uns selbst ruht, daß es der Ausfluß der edlen Gesinnungen und Triebe ist, denen wir mit freier Seele folgen.

So scheint er völlig bekehrt, als ihm der Versucher in der Person des von Bamberg zurückgekehrten, von der Schönheit Adelheidens bezauberten Boten naht. Franz wendet vergeblich

*) Wenn Götz bemerkt, daß Weislingen nicht ganz frei aussehe, so schaut er tief in sein Herz, das sich durch Götzens wahre Größe gedemüthigt fühlt im Gegensatz zu seiner frühern Abhängigkeit, wie dies das folgende Selbstgespräch zeigt. Lichtenberger meint, diese Stelle sei im ersten Entwurf, aus dem sie beibehalten wurde, angebracht gewesen, jetzt nicht mehr. — Die Vermuthung von Minor und Sauer, bei Götzens Schilderung der Burg Weislingens schwebe die Gegend von Ehrenbreitstein vor, zeigt sich bei genauerer Betrachtung unhaltbar. Uebrigens ist die Erwähnung der auf den Fluß steil gehenden Fenster des großen Saales bedeutend für den fünften Akt, wo Franz aus einem solchen solchen springt.

**) Was schafft ihr? volksthümlich für „Was gibts?" Freilich ist die ursprüngliche Bedeutung „Was begehrt ihr?" Vgl. Faust I, 2163. Daran, daß Elisabeth gerufen worden, ist nicht zu denken.

alle Mittel an, ihn an den bamberger Hof zurückzuziehen. Vom Bischof und dem bambergischen Lande bringt er ihm die freundlichsten Grüße. Jener habe zuerst alles für ihn thun, den Buben des Götz herausgeben wollen, ja noch Geld dazu; doch als er vernommen, Götz entlasse ihn auf sein Wort, seinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub zu thun, habe er einen andern Ton angestimmt und die Ausgleichung sein lassen. Hatte Götz eben erst gegen Weislingen geäußert, er wolle ihn jetzt auf sein Wort freigeben, so schließt dies freilich nicht aus, daß er das Versprechen, ihn frei zu lassen, schon früher gegeben, und so konnte Franz diese Nachricht dem Bischof mittheilen, der sich seinetwegen nicht zu ängstigen brauche; doch wünschte man dies, so wie Franzens Sendung überhaupt, bestimmter angedeutet. Als dieser zu seiner höchsten Verwunderung vernimmt*), Weislingen wolle gar nicht nach Bamberg zurück, tritt er mit der glühendsten Schilderung der Wunderreize des daselbst weilenden „Engels in Weibergestalt" hervor. Der arme Junge, der an nichts weniger als an den Vortheil des Bischofs denkt, ist durch die strahlende Schönheit der viermonatlichen Wittwe sich selbst entrückt, so daß er nur in ihrer Nähe leben kann; deshalb strengt er alle Kräfte leidenschaftlich an, seinen Herrn nach Bamberg zurückzubringen. Franz ist die bis zur Raserei überspannte sinnliche Liebesglut; in stürmende Liebeslust ist sein ganzes Wesen aufgelöst, und so spiegelt sich in ihm Adelheidens unendlicher Liebreiz, ehe diese selbst vor uns tritt. Doch Weislingen widersteht diesen Lockungen, da ihn Mariens reine Seele mit

*) Hierzu stimmt nicht wohl, daß wir bald darauf hören, Franz wisse von Weislingens Verlobung, deren Kunde sich gleich im Schlosse verbreitet hatte, man müßte denn an eine verstellte Verwunderung denken.

wundervoller Süße umweht; gleich will er nach seinem Schlosse zurück, Bamberg nicht wiedersehn, selbst wenn ein Heiliger statt des Bischofs ihn dorthin riefe.*) Franz aber gibt noch nicht alle Hoffnung auf; wodurch er seinen Herrn wieder nach Bamberg zurückbringen könne, sieht er freilich noch nicht, wie er sich denn überhaupt gar nicht klar wird, ja nicht einmal daran denkt, daß Adelheid ihm Weislingen vorziehen und ihn durch die dem Herrn gewährte Gunst zu Tode quälen werde; nur das fühlt er, daß er unwiderstehlich von Adelheidens Reizen hingezogen wird, er selbst, und somit auch sein Herr, nach Bamberg muß, daß dieser in der einzigen Frau das finden wird, was ihm die stille Maria nicht zu bieten vermag, glühendstes Leben und begeisternden, ihn über sich selbst emporhebenden Muth. Hiermit ist die Exposition des Stückes in echt dramatischer Weise vollendet. Der Bischof von Bamberg wird kein Mittel unversucht lassen, auf den Zurückgekehrten zu wirken; wir kennen Weislingens Ehrsucht und die Anziehung, welche schöne Frauen auf ihn üben, wir wissen, daß eben am dortigen Hofe eine wunderreizende Wittwe waltet, deren Netzen der schwache Mann, wie wir fürchten müssen, nicht ent-

*) Der Dichter hatte früher den heiligen Gregor den Großen genannt, an dessen Stelle jetzt der vielfach angerufene St. Veit steht. Seltsam meint Dunger, St. Veit solle hier, wie sonst wohl, auf den Teufel deuten. Otto I. hatte die Gebeine dieses uralten christlichen Ritters und Märtyrers von St. Denis nach Corvei bringen lassen, und seit dieser Zeit sollte das deutsche Reich durch seine Gnade an Macht gewachsen sein, wie früher Frankreich durch den Besitz seiner durch Fulrad nach St. Denis gebrachten Gebeine. So galt er denn als einer der mächtigsten Schutzheiligen Deutschlands und als solchen setzte ihn Goethe an die Stelle des großen Gregor. Vgl. Kessels Abhandlung über St. Veit in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ XVIII, 158 ff. Veit heißt auch einer der Berlichingischen Reiter gleich in der ersten Szene und der Bruder Martin kommt von St. Veit.

gehn wird, wie sehr ihn auch augenblicklich die in der Einsamkeit ihm so lieblich erschienene, ihm rein hingegebene zarte Maria gefesselt hat. So entläßt uns der erste Akt voll gespannter Erwartung.

Zweiter Akt.

Weislingen wird wirklich für Bamberg gewonnen, dazwischen aber schlingt sich die Vorbereitung zu dem von Götz zu unternehmenden Ueberfall der nürnberger Kaufleute, welcher Weislingen eine erwünschte Handhabe zur Feindseligkeit gegen Götz bieten wird, dem er sich noch eben verpflichtet hat. Es wechseln demnach Szenen in Bamberg mit solchen, in denen Götz erscheint, doch dienen die letztern auch zur Entwicklung des weitern Verhaltens von Weislingen. So schreitet die Handlung in rascher Umgestaltung der Verhältnisse fort und eilt der den Helden in höchste Noth versetzenden, den Mittelpunkt bildenden Reichsacht (im dritten Akte) zu, in welcher Götz sich als echter deutscher Ritter bewährt.

Am bamberger Hofe finden wir außer dem Bischofe, dem Kreise von Hofleuten und Frauen und dem uns bekannten lustigen Rath die jetzt hier herrschende Adelheid; sie ist mit dem Bischof im Schachspiel begriffen. Des Schachspielens hatte schon Franz gedacht. Liebetraut, der immer für Unterhaltung sorgen muß, singt zur Zither ein Lied, welches die einschmeichelnde Gewalt des Liebesgottes über die Damenherzen besingt, die er nicht gewaltsam zu erobern braucht, da ihm alle entgegen-

schmachten.*) Der Schalk deutet mit diesem Liede auf die junge Wittwe hin, die an den Hof gekommen, sich einen Liebhaber zu angeln, wenn gleich alle Hofdamen sich in dem Liede spiegeln können, welches uns so recht in den Kreis der frivolen Hofwelt einführt, dem der Hofnarr etwas der Art bieten darf.**) Liebetraut läßt seine drolligen Späße auch über das für einen König erfundene und von diesem Erfinder reichlich belohnte Schachspiel ergehn***), wobei er mit den „Schwachen, die ein starkes Gewissen haben", auf den Bischof selbst zielt (das Recht der Narren war unbeschränkt), wie er, nach Aufhebung des Spiels, bei welchem der Geist des Bischofs nicht verweilen konnte, mit dem Spott auf die Lücken der Geschlechtsregister Adelheiden und mit dem Vorwurf der Charakterlosigkeit und des Mangels an wahrer Rittertugend die versammelten Hofleute trifft. Gleich darauf vernehmen wir, daß eben die Nachricht von Weislingens Ablehnung ge-

*) In der ersten Ausgabe der Werke (1786) schrieb Goethe V. 2 kam Amor geflogen, V. 3 die Fackel in Brand statt mit Fackel im Brand, V. 4 muthig bekriegen, V. 5 männlich besiegen. Die dritte (1816) hat, mit Ausnahme von V. 3, die frühern Lesarten wieder hergestellt. — Muthilich, männilich sind spielend gedehnte Formen für muthlich (muthig), männlich, nicht etwa aus muthiglich, männiglich abgeschliffen. V. 2 dürfte kaum Cupido den Vorzug verdienen, da das Zeitwort nicht fehlen kann, auch der Gleichklang kam Amor kaum stört. V. 14 ist der Druckfehler witzig statt willig aus der dritten Ausgabe in die letzter Hand übergegangen.

**) Im Entwurf finden wir ein ganz anderes Lied, welches im Gegensatz zum tapfern Ritterkampfe den unblutigen Sieg im Felde der Liebe feiert. Auch dieses Lied hat Liebetraut mit entschiedenster Absicht gewählt, da er in der Schönheit das einzige Mittel sieht, Weislingen wieder an den Bischof zu fesseln.

***) Nach der Sage ließ der König von Indien den Erfinder seine Belohnung selbst bestimmen; seine klug gestellte Forderung schien diesem sehr bescheiden, aber es zeigte sich bald, daß er sie nicht zu erfüllen vermöge.

kommen. Adelheid scheint schon alle Hoffnung seiner Rückkehr aufgegeben zu haben, wenn anders ihre Aeußerung, der Bischof möge sich die Sache aus dem Sinne schlagen, ernstlich gemeint ist, da sie selbst auf den seltenen Vogel gespannt war, an welchen sie durch Franz ein einladendes Wort hatte gelangen lassen. Liebetraut dagegen erbietet sich, Weislingen, den er von Grund aus kennt, baldigst herbeizuschaffen, wenn er Adelheidens dabei gedenken dürfe.*) Daß Ehrsucht und Frauengunst jenen ganz beherrschen, deutet er in den Worten an: „Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau! da reißt sich kein Weisling**) los", die den Zweifel beschwichtigen sollen, es werde schwer sein, ihn in Bamberg festzuhalten, wo freilich Adelheid die Hauptsache thun muß.

Die kurze Szene auf Jaxthausen belehrt uns, daß Götz sich gegen die Nürnberger, denen er nach altem Brauch einen Fehdebrief geschickt, mit Hans von Selbitz verbunden hat. Als Veranlassung wird der Nürnberger Verrath seines Buben an den Bischof von Bamberg bezeichnet, wodurch der Dichter eine enge Anknüpfung gewinnt, nur wünschte man eine Hindeutung darauf schon gleich in der ersten Szene oder im frühern Gespräch zwischen Götz und Weislingen.***) Auch steht damit die Aeußerung von

*) Die spottende Frage Liebetrauts: „Wird man das (geschieht)?" deutet auf die Klugheit als eine angeborene Gabe, wie der Scherz mit der Lockpfeife auf ihre hold wirkende Liebesgunst, deren Reiz sich kein männliches Herz entziehen könne.

) Hier schwebt eine Anspielung auf den Fisch Weißling vor, woher auch die verkürzte Form. Sickingen nennt ihn verächtlich Weißfisch, was eine andere Bezeichnung des Weislings. Das Wortspiel weist keineswegs auf die Bedeutung des Namens Weislingen hin. Vgl. S. 65.

***) Im Entwurf ward die heimliche Gefangennehmung von Hans (vielmehr Fritz) von Litwach nach der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 57) als Veran-

Götz IV, 2 im Widerspruche, um seinen Jungen zu befreien, sei er gegen die Nürnberger ausgezogen. Götz und Selbitz fühlen sich hier recht in ihrem Element, da die mit den Pfaffen stets verbundenen Städte ihre geschworenen Feinde sind. Bei Götzens Aeußerung über den Burgemeister von Nürnberg schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Und wolte ich damalen denen von Nürnberg wol all ihr Kriegs-Volk auch den Burgermeister selbs (der eine große guldene Ketten am Halß hangen, und ein Küriß Bengel in der Hand hett) . . . mit der Hülff Gottes geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben."*) Schon morgen oder übermorgen wollen sie ausziehen, da nürnberger Kaufleute auf der Rückkehr von der frankfurter Messe in der Nähe vorüberkommen werden.**)

Daß Liebetrauts Sendung, den besten Erfolg gehabt (die dramatische Darstellung mußte der Dichter wie bei so vielem andern sich versagen) und Weislingen wirklich nach Bamberg gekommen, wo denn Adelheid sich anschickt, den seltenen Vogel zu fangen, stellt die Szene in Adelheidens Zimmer zu Bamberg in einer Unterredung zwischen der schönen Frau und ihrem Kammerfräulein, später mit Liebetraut dar, der auch hier als unanständiger Possenreißer, wie ihn Adelheid empfängt***), sich nicht verleugnet. Bei dem Scheuen von Weislingens Roß an der zum Schloßthore

---

lassung angegeben. Wustmanns Annahme, Götz habe den Verrath der Nürnberger erst später entdeckt, fördert nichts.

*) In all seinem Witz sieht Wustmann eine Anspielung auf den sprichwörtlichen nürnberger Witz.

**) Daß bamberger Kaufleute mit den nürnberger ziehen, fällt auf; es findet sich aber schon im Entwurf in Widerspruch mit III, 1.

***) In diesen unanständigen Witzspielen ist Shakespeares Einfluß nicht zu verkennen.

führenden Brücke (im Entwurf am Schloßthore selbst) dürfte das Roß von Hastings vorschweben, das sich bäumte, als es den Tower erblickte, nach Shakespeare (Richard III, III, 4). Kaiser Maximilian hatte nicht lichtbraune Augen, welche ihm das Fräulein beilegt, sondern hellblaue, aber schönes, blondes Haar und eine Adlernase. Liebetraut berichtet, wie ihm sein Kunststück gelungen, wie er von Götz gar nicht gesprochen, dagegen die Erinnerung an Bamberg durch unmerkliche Kleinigkeiten erregt, und als er eine gewisse Sehnsucht darnach erweckt, Weislingens Herrsch- und Frauensucht und seine Eitelkeit zu seinem Zwecke benutzt habe. Vergebens sucht Adelheid dem Fräulein ihre Absicht auf Weislingen zu verbergen; als sie sich allein fühlt, muß sie die gespannte Aufregung ihres Herzens sich gestehn. Wie aber könnte Weislingen der reizenden Frau entgehn, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schönheit und Schlauheit gegen ihn spielen lassen wird!

Im Spessart (die Szene sollte sich nicht bloß aus der Ueberschrift ergeben) finden wir Götz und Selbitz, die gegen die Nürnberger aufgebrochen sind. Götz hat den jetzt als Reiter mitgenommenen Buben Georg zu Weislingen geschickt; durch ihn erfährt er nun zu seiner Ueberraschung, daß dieser in Liebetrauts Begleitung Tags zuvor nach Bamberg gereist sei. Kann auch Götz, trotz des sonderbaren Scheines, den Glauben an Weislingens Treue nicht aufgeben, so will er doch, besonders da Selbitz sein ernstes Bedenken nicht verhehlt, sich sofort von der Lage der Sache überzeugen. Georg soll zu Weislingen nach Bamberg, und zwar in bambergischer Tracht. Der kühne Auftrag erfüllt den kecken Jungen, der heute sein erstes Reiterstück leisten soll, mit freudigem Muth. Ohne weiteres nimmt Goethe an,

daß sie von einem bamberger Reiter, der im Namen des Bischofs Kaufleuten Geleit (Sicherheit) gegeben, dessen Kittel und Geleitszeichen erbeutet haben.

Wie Weislingen trotz seines Widerstrebens in Bamberg zurückgehalten wird, stellen die folgenden drei Szenen dar. Der eindringliche Zuspruch des Bischofs (die genauere Szenenangabe fehlt) bleibt nicht ohne Wirkung, da dieser seiner Eitelkeit schmeichelt, indem er seine Bedeutung hoch anschlägt und nicht minder die Stimme der Liebe erhebt. Der Bischof wirft Weislingen vor, daß er sich habe verpflichten können, ihm zu entsagen, während er früher, wie wir von Franz wissen, zufrieden war, daß dieser dem Götz nur sein Wort gegeben. Damals schien ihm ein solches Wort nichts, weil er meinte, er dürfe ja dieses ganz unbedenklich brechen; aber weil dies später Adelheid ausführt, muß der Bischof hier in anderer Weise auf ihn wirken. Den Uebergang zu dem Besuche Adelheidens macht sehr glücklich die Meldung von Franz.

Diese betrachtet es, wie ihr Gespräch mit ihrem Fräulein zeigt, als eine Ehrensache Weislingen zu fesseln, zu dem sie keine besondere Liebesneigung empfindet, wie denn überhaupt die Herrschsucht bei ihr entschieden über die sinnliche Lust das Uebergewicht hat. Mit Spott nimmt sie seinen angeblichen Antheil an ihrem Unwohlsein auf; sie wisse besser, daß er nichts nach ihnen (der Partei des Bischofs) frage, und sie drängt ihn, nur dorthin zu gehn, wohin es ihn ziehe. Als er aber seines Eides gedenkt, da verhöhnt sie seine Gewissenhaftigkeit; treues Worthalten sei nur eine romantische Fiktion*), wie die schönen

*) Es klingt wie Hohn, wenn sie sich hierbei der Betheurung bei meinem Eid (vgl. oben S. 81***) bedient. Lichtenberger meint, Goethe habe den Ausdruck

Geschichten des Theuerdank.*) Dem Götz Wort zu halten sei er am wenigsten verpflichtet, da dieser ein Räuber; hinter seiner Weigerung müsse etwas ganz anderes stecken, sonst würde er sich gewiß nicht bestimmen lassen, mit einem solchen der kaiserlichen Acht verfallenen Störer des Landfriedens gemeinsame Sache zu machen.**) Und da er Götzens Liebe und Freundlichkeit gegen ihn in Anschlag bringen will, sieht sie voraus, wie dieser ihn ganz beherrschen, übermüthig und stolz ihn mißbrauchen werde, wobei sie nicht verfehlt, den innigen Antheil durchblicken zu lassen, den sie selbst an ihm nehme, da sie alles, was sie bemerke, nur um seiner eigenen Freiheit willen sage, wie sie ihre Neigung zu ihm eben in der Bezeichnung seiner sanften Seele angedeutet hat. Allein rasch springt sie zum kalten Spotte über, daß er ja gehn müsse, und als er sich über ihren theilnamlosen Blick beklagt, hält sie ihm vor, sie habe ihrem Feinde nichts weiter zu sagen. Der liebevollen Sehnsucht, die sich in Weislingens schmachtendem Blick und Wort („Adelheid!") verräth, setzt sie die Versicherung entgegen, daß sie ihn jetzt schon, wie es sich gegen den Feind gebühre, hasse. In diesem Augenblick eilig zum Bischof beschieden, wie könnte er auf solche Weise von ihr scheiden! Er entfernt sich mit der Betheurung, daß er sie wiedersehn müsse. Adelheid

---

hier unbedacht gebraucht. Mariens wird hier und im ganzen Akte weder von Weislingen, noch von Adelheiden uud dem Bischof gedacht. Geschieht dies absichtlich?

*) Das von Maximilian I. entworfene, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführte allegorisch moralisirende Gedicht Tewrdanck erschien erst 1517. Solche und stärkere Zeitverschiebungen kümmern Goethe nicht.

**) „So seid ihr ein Chamäleon?" In einem Briefe vom Juni 1764 sagt Goethe von sich selbst, er gleiche ziemlich einem Chamäleon. Statt des Fragezeichens von 1786 dürfte der frühere Punkt vorzuziehen sein. Ursprünglich fehlte ein.

weiß hieraus besten Vortheil zu ziehen; sie befiehlt ihn abzuweisen, wenn er sich melde; das scheint ihr das sicherste Mittel, ihn zu halten.

Die wirkliche Abweisung Weislingens, welche diesen zum Verweilen bestimmt, ist übergegangen. Wir treffen Weislingen in seinem Vorzimmer, wo er Franz erklärt, diesen Abend nicht wegreiten zu wollen. In dem treffend veränderten Selbstgespräch*) hält er sich zunächst seinen eben gefaßten Vorsatz voll Verwunderung vor; die Stimme des Gewissens mahnt ihn, ja auf seiner Hut zu sein. Das böse Anzeichen des scheuenden Pferdes wagt er nicht als bedeutungslos zu verwerfen. Sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht er nach Gründen, die ihn bestimmten (den wahren wagt er nicht sich zu gestehn), und er beruhigt sich durch die Versicherung, daß nichts ihn dem Götz und seinem Worte untreu machen solle. Zwar beschleicht ihn der Gedanke, wie schwer ihm das Scheiden sein werde, aber noch immer traut er es sich zu, ja er begrenzt sogar die Zeit seiner Abreise. Man fühlt es dem ganzen Selbstgespräch an, wie er, trotz alles Gegenringens, schon die Widerstandskraft verliert: an sein morgen und das sich unmittelbar anschließende übermorgen glaubt er im Herzen selbst nicht.

Wie rasch Adelheidens Kunst den schwachen Weislingen seinem Wort und seinen besten Vorsätzen untreu gemacht hat, erfahren wir in der wieder im Spessart zwischen denselben Personen wie früher spielenden Szene von dem an ihn abgesandten Georg. Auch hier findet sich zwischen den zwei unmittelbar an

*) Im Entwurf, wo der Monolog an Ueberladung und Unklarheit litt, wies Weislingen ohne weiteres die trüben Ahnungen als thörichte Einbildungen ab.

einander gerückten Szenen ein etwas störender zeitlicher Sprung; der Entwurf hatte die Lücke durch eine Szene zwischen Marien und Elisabeth ausgefüllt. Georg tritt als tüchtiger Reiterbube, der sich klug durchzubringen weiß und das Herz auf dem rechten Fleck hat, lebendig hervor.*) Die reineckischen Bauern nahm Goethe aus der Lebensbeschreibung, welche reineckischer Knechte gedenkt; es sind Knechte des Grafen von Rheineck am Main, unterhalb Würzburg, gemeint. Mit Götzens tiefem Schmerz, daß Treue und Glauben ihn wieder getäuscht**), sollte der Akt, wie im ersten Entwurf, sein Ende finden; allein Goethe wollte bei der Umarbeitung noch schildern, wie Adelheid Weislingen gegen Götz immer bitterer aufregt, und er schob eine den wirklichen Ueberfall der Nürnberger andeutende Szene ein.

Das Gespräch zwischen Adelheiden und Weislingen eröffnet uns einen tiefen Blick in die Kämpfe, die letzterer zu bestehn hatte, ehe er sich zum Verrath an Götz entschließen konnte; dabei verräth sich auch die Art, wie Adelheid auf ihn gewirkt. Sie setzt einen längern Zeitraum nach der zweitvorhergehenden voraus. Dies steht aber damit in Widerspruch, daß wir den Ueberfall der Nürnberger nicht so weit hinausrücken dürfen. Adelheid ist ärgerlich, daß Weislingen, von dessen Thatkraft sie sich eine sehr hohe Vorstellung gemacht hatte, sich dem Mißmuth hingebe***) und in Unthätigkeit versinke. Dieser findet

*) Das macht, das kommt daher.

**) In der Lebensbeschreibung bemerkt Götz, all sein Unglück sei daher gekommen, daß er auf das Wort seiner Feinde sich verlassen, vertraut, und gemeint, andere Leute sollten so thun, wie er sein Tag gethan habe und, so Gott wolle, noch zu thun denke.

***) Ohne Metapher zu sprechen. Man stellt den Ruf als eine Frau mit hundert Zungen dar, aber hier ist von der überall vernommenen Ansicht die Rede. —

sich zunächst durch ihre Vorwürfe verletzt und erbittert; erst als Adelheid wieder einlenkt und ihre Liebe zu ihm vorkehrt, deutet er die Ungerechtigkeit ihrer Klagen an, indem er auf die Qualen hinweist, die es ihm gemacht, von Götz abzulassen; gesteht er auch, daß die neue Verbindung mit diesem eine Uebereilung gewesen, so war doch der Eindruck seiner Treue und Liebe zu gewaltig, als daß es ihn nicht bitter schmerzen sollte, wider ihn zu wirken. Aber endlich hat er sich entschieden, schon hat er mit Götz offen gebrochen, und so muß er sich gegen ihn vorsehn. Deshalb hat er durch Verstärkung seiner Reiter sich gegen jeden Ueberfall gesichert, und auch beim Kaiser ihn verdächtigt; bei dem bevorstehenden Reichstag hofft er seine Absicht gegen ihn durchzusetzen. In Adelheidens Frage: „Ihr geht hin?“ spricht sich ihre volle Freude aus, welche die eben schmollende und spottende Frau doppelt liebenswürdig macht, so daß Weislingen nicht umhin kann, die sehnsüchtige Hoffnung auf ihre Hand anzudeuten. Sehr geschickt stellt sie ihm die Erfüllung seiner Wünsche in Aussicht*), wenn er sein Werk

---

Der kranke Poet jammert, weil er sich in den Ergüssen seiner Begeisterung gehindert fühlt. Aber das gesunde melancholische Mädchen spottet jedes Deutungsversuches. Goethe schrieb wohl ungesundes; das ungesunde Mädchen verzweifelt trübsinnig an der Welt, die ihm keinen Genuß bietet. Wustmann und Chuquet denken bei gesund an die natürlichen Gefühle des Herzens im Gegensatz zu dem höhern Streben großer Seelen nach Ehre und Macht, von denen Adelheid beseelt wird. Aber dies kann nicht im bloßen gesund liegen, es müßte dabei auch die Verliebtheit bezeichnet sein.

*) Adelheidens Aeußerung: „O ihr Ungläubigen! immer Zeichen und Wunder!“ deutet auf das Wort des Heilandes Joh. 4, 48. — Du kannst scherzen, da du nicht, wie ich, den zu bekämpfen brauchst, den du liebst und bewunderst. Den Scherz findet er darin, daß sie ihre Liebe mit der Politik in Verbindung bringt.

Geschichten des Theuerdank.*) Dem Götz Wort zu halten sei er am wenigsten verpflichtet, da dieser ein Räuber; hinter seiner Weigerung müsse etwas ganz anderes stecken, sonst würde er sich gewiß nicht bestimmen lassen, mit einem solchen der kaiserlichen Acht verfallenen Störer des Landfriedens gemeinsame Sache zu machen.**) Und da er Götzens Liebe und Freundlichkeit gegen ihn in Anschlag bringen will, sieht sie voraus, wie dieser ihn ganz beherrschen, übermüthig und stolz ihn mißbrauchen werde, wobei sie nicht verfehlt, den innigen Antheil durchblicken zu lassen, den sie selbst an ihm nehme, da sie alles, was sie bemerke, nur um seiner eigenen Freiheit willen sage, wie sie ihre Neigung zu ihm eben in der Bezeichnung seiner sanften Seele angedeutet hat. Allein rasch springt sie zum kalten Spotte über, daß er ja gehn müsse, und als er sich über ihren theilnamlosen Blick beklagt, hält sie ihm vor, sie habe ihrem Feinde nichts weiter zu sagen. Der liebevollen Sehnsucht, die sich in Weislingens schmachtendem Blick und Wort („Adelheid!") verräth, setzt sie die Versicherung entgegen, daß sie ihn jetzt schon, wie es sich gegen den Feind gebühre, hasse. In diesem Augenblick eilig zum Bischof beschieden, wie könnte er auf solche Weise von ihr scheiden! Er entfernt sich mit der Betheurung, daß er sie wiedersehn müsse. Adelheid

---

hier unbedacht gebraucht. Mariens wird hier und im ganzen Akte weder von Weislingen, noch von Adelheiden uud dem Bischof gedacht. Geschieht dies absichtlich?

*) Das von Maximilian I. entworfene, von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausgeführte allegorisch moralisirende Gedicht Tewrdanck erschien erst 1517. Solche und stärkere Zeitverschiebungen kümmern Goethe nicht.

**) „So seid ihr ein Chamäleon?" In einem Briefe vom Juni 1764 sagt Goethe von sich selbst, er gleiche ziemlich einem Chamäleon. Statt des Fragezeichens von 1786 dürfte der frühere Punkt vorzuziehen sein. Ursprünglich fehlte ein.

weiß hieraus beſten Vortheil zu ziehen; ſie befiehlt ihn abzuweiſen, wenn er ſich melde; das ſcheint ihr das ſicherſte Mittel, ihn zu halten.

Die wirkliche Abweiſung Weislingens, welche dieſen zum Verweilen beſtimmt, iſt übergegangen. Wir treffen Weislingen in ſeinem Vorzimmer, wo er Franz erklärt, dieſen Abend nicht wegreiten zu wollen. In dem treffend veränderten Selbſtgeſpräch*) hält er ſich zunächſt ſeinen eben gefaßten Vorſatz voll Verwunderung vor; die Stimme des Gewiſſens mahnt ihn, ja auf ſeiner Hut zu ſein. Das böſe Anzeichen des ſcheuenden Pferdes wagt er nicht als bedeutungslos zu verwerfen. Sich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht er nach Gründen, die ihn beſtimmten (den wahren wagt er nicht ſich zu geſtehn), und er beruhigt ſich durch die Verſicherung, daß nichts ihn dem Götz und ſeinem Worte untreu machen ſolle. Zwar beſchleicht ihn der Gedanke, wie ſchwer ihm das Scheiden ſein werde, aber noch immer traut er es ſich zu, ja er begrenzt ſogar die Zeit ſeiner Abreiſe. Man fühlt es dem ganzen Selbſtgeſpräch an, wie er, trotz alles Gegenringens, ſchon die Widerſtandskraft verliert: an ſein morgen und das ſich unmittelbar anſchließende übermorgen glaubt er im Herzen ſelbſt nicht.

Wie raſch Adelheidens Kunſt den ſchwachen Weislingen ſeinem Wort und ſeinen beſten Vorſätzen untreu gemacht hat, erfahren wir in der wieder im Speſſart zwiſchen denſelben Perſonen wie früher ſpielenden Szene von dem an ihn abgeſandten Georg. Auch hier findet ſich zwiſchen den zwei unmittelbar an

*) Im Entwurf, wo der Monolog an Ueberladung und Unklarheit litt, wies Weislingen ohne weiteres die trüben Ahnungen als thörichte Einbildungen ab.

passender schon früher geschähe, durch Georgs Nachricht vom Anzug der Nürnberger unterbrochen.*) Die Oertlichkeit „zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald" scheint willkürlich erfunden. Götz lauert nach den frühern Szenen im Spessart auf die Nürnberger, was wir freilich nicht allein durch die Ueberschrift der Szenen erfahren sollten; auf dem bezeichneten Wege befindet sich zwar ein Mühlbach bei Karlsstadt, aber kein Beerheim. Die Lebensbeschreibung erwähnt einmal eines Angriffs auf mehrere von Würzburg durch Habichtheil und Lengefeld dem Spessart zuziehende, nach Frankfurt reisende nürnberger Kaufleute; ein andermal wollte Götz gen Frankfurt ziehende Nürnberger zwischen Nürnberg und Fürth, ein drittesmal im Walde Hagenschieß überfallen.

So schließt denn der zweite Akt mit der gespanntesten Erwartung. Weislingen will auf dem Reichstage zu Augsburg alle Mittel gegen Götz in Bewegung setzen, und dieser ist eben im Begriff, ihm durch seine Niederwerfung der nürnberger Kaufleute eine erwünschte Veranlassung zum Einschreiten zu geben. Die Handlung hat sich im zweiten Akt rasch und lebendig entwickelt; nur sind an ein paar Stellen zwischen den Szenen störende Lücken, so daß wir einen unbequemen Sprung machen müssen, und der Angriff gegen die Nürnberger erfolgt wegen der zwischen den einzelnen Szenen liegenden Zeit nicht so rasch, als wir erwarten müssen, doch wird dieser Mangel durch die hinreißende Darstellung möglichst verdeckt.

---

*) Nachtims, als Abendmahlzeit, nahm Goethe aus einer Anmerkung Steigerwalds zur Lebensbeschreibung. — Zu ihr wollen vgl. S. 74**.

Dritter Akt.

Die Exekution wird gegen Götz beschlossen und rasch ausgeführt; nach manchen den Reichstruppen beigebrachten Schlägen erhält endlich Götz freien Abzug, aber das ihm gegebene Wort wird schmählich gebrochen. Nur in einer etwas ungelegen kommenden Szene wird die glühende Neigung von Franz zu der ihm gewogenen Herrin angedeutet. Während Weislingen Adelheidens Wünsche zu erfüllen sich beeifert, wendet sich ihr Herz dem von schwärmerischer Liebe entflammten Jüngling zu; zum erstenmal regt sich sinnliche Neigung in ihrer Brust, da sie sich so rasend geliebt fühlt: aber wie könnte ihren herrschsüchtigen Geist die rasende Liebe eines Dieners befriedigen!

Bei der Klage der Kaufleute in einem Garten zu Augsburg*) und der Erwiederung des Kaisers schwebt die Erzählung von Götz in der Lebensbeschreibung vor, wie er in der Fehde gegen die Nürnberger einmal durch Schuld des Kundschafters nicht den rechten Wagen angegriffen, die Kaufleute aber, in der Meinung, er habe ihr bestes Gut genommen, nach Augsburg zum Kaiser gelaufen, diesem zu Füßen gefallen und geklagt, daß sie jetzt verdorbene Leute seien und einen „unüberwindlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden kunten, empfangen hetten". Die Worte, welche der Kaiser gegen die Kaufleute spricht, sind fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Götz bemerkt dort, ihm sei diese Rede drei bis vier Tage später von einem vornehmen Herrn mitgetheilt worden,

*) Es ist ein öffentlicher Garten gemeint, in welchem der zu Augsburg gern weilende Kaiser Maximilian zu lustwandeln pflegt.

dem man sie von Augsburg geschrieben; sie habe ihm so wohl gefallen, daß es ihm im Herzen eine Freude gewesen.

Der Kaiser ist sehr mißmuthig, da er nur zu deutlich erkennt, wie die Fürsten bloß ihren eigenen Vortheil suchen, nach ihm und dem Reich nichts fragen, woran denn alle seine Unternehmungen scheitern, so daß er mit Bedauern auf sein ganzes vergangenes Leben zurückschauen muß. Der geschichtliche Maximilian durfte einen viel heiterern Rückblick auf sein Leben werfen, wenn es auch seinen äußern Unternehmungen, zum Theil nicht ohne seine Schuld, an nachhaltigem Erfolg fehlte: aber diese mannhafte Rittergestalt konnte Goethe zum Bilde einer versinkenden Zeit nicht gebrauchen. Die ewigen Händel sind seinem Kaiser höchst unangenehm*); dennoch findet Weislingen bei ihm keinen Eingang, wenn er diese unruhigen Köpfe, Sickingen, Selbitz und Götz**), auf die Seite zu schaffen räth; ja Maximilian ehrt deren Tapferkeit und Edelmuth, und möchte sich ihrer im Kriege bedienen, doch Weislingen sucht den schwachen Kaiser dadurch zu ängstigen, daß er auf die im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts an mehrern Orten ausbrechenden Aufstände der ländlichen Bevölkerung, wie der Bundschuh im Bisthum Speier (1512), der arme Konrad in Württemberg (1517), hinweist. Er bezeichnet diese als Folge des gesetzlosen Zustandes, des durch die Fehden hervorgerufenen Schwindelgeistes, indem er, nach Art falscher Angeber, die wahre, in grausamem Drucke der schwelgerischen, geld- und genußsüchtigen Herren liegende Ursache verschweigt — ein altes, doch immer

*) Vor daß es stand im Entwurf noch „so", in der Lebensbeschreibung das ohne das folgende es.

**) Den Namen Berlichingen auszusprechen fällt ihm doch schwer.

neues, seines unseligen Zweckes selten bei den Fürsten verfehlendes Mittel. Aber der Kaiser besteht darauf, daß man diesen edlen Rittern nichts zu Leide thue*), auch noch als Weislingen ihn völlig überzeugt hat, daß man ihnen Einhalt thun müsse.

Das wirkliche Aussprechen der Reichsacht stellt der Dichter nicht dar; wir hören davon nur später, als sie in Vollzug gesetzt wird. In diesem Augenblicke, wo die Reichsacht schon über Götzens Haupt schwebt, fühlt sich ein anderer der mißliebigen Ritter, der edle Franz von Sickingen, auf das entschiedenste zu diesem hingezogen, so daß er eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm wünscht. Gerade diese Vereinigung wirft auf den eben von Weislingen so schmählich verleumdeten, aber vom Kaiser noch immer hochgeehrten Götz ein schönes Licht, da nur dessen Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit Sickingen zu seinem Entschluß gebracht haben. In der mitten im Gespräch anhebenden Szene tritt der mannhafte Ritter mit wenigen sprechenden Zügen vor uns: sein edles Herz, sein entschiedenes Wollen, sein kräftiges Selbstbewußtsein erkennen wir in der Art, wie er um Mariens Hand bittet**) und alle Bedenken wegen der Verlobung mit dem niederträchtigen Weislingen zurückweist. Sickingens Einschreiten am Schlusse des folgenden Aktes veranlaßte den Dichter, ihn schon hier auf eine so bedeutsame, die Handlung innig verkettende Weise auftreten zu lassen.

---

*) Urfehde, das Versprechen, Ruhe zu halten und den bestimmten Bezirk (Bann) nicht zu verlassen. — Bann. Schon in Straßburg hatte sich Goethe angemerkt: „In Elsaß heißt die Terminei Bann, der Feldschütze Bannkert." Im vierten Akte braucht er dafür Terminei.

**) Verjammern und verbeten. Ver deutet auf das Hinbringen des Lebens, nicht auf das nutzlose Verschwenden hin.

Sofort führt er uns in das Lager der auf Exekution gegen Götz ausgesandten Reichstruppen, die ihn, wo möglich, lebendig gefangen nehmen sollen, was freilich dem Hauptmann und dem ältern Offizier eine bedenkliche Sache scheint, während der heißblütige jüngere, der, da er keine Vorstellung von solcher Riesenkraft hat, sich hier leicht die Sporen zu verdienen wähnt*), um die besondere Gunst bittet, den zur Beobachtung ausgeschickten Trupp zu führen. Hier erst erfahren wir, daß die Achtserklärung bereits an Götz abgesandt ist.

Auf Jaxthausen berichtet zunächst der zu Götz tretende Sickingen, daß Maria seinen Antrag nicht unfreundlich aufgenommen, ja, in ihrer Bestürzung den Antheil, den sie an ihm nehme, nicht habe verbergen können. Freilich sollte man glauben, die zarte Marie könne nach dem schmählichen Verrath ihrer Liebe nur in einem Kloster eine Zufluchtsstätte finden: aber man darf ihrer Liebe zu dem äußerst bedrängten Bruder wohl das Opfer zutrauen, daß sie, auch ohne Drang herzlicher Liebe, einem der edelsten Ritter, der mit so biedern Gesinnungen ihr naht, die Hand reiche — und der Dichter bedurfte einer solchen nähern Verbindung Sickingens mit Götz, die er mit Recht, da sie vor dem näher eindringenden Auge nicht die Probe bestehn kann, etwas ferner gehalten, nur mit wenigen Strichen angedeutet hat. Wünschen möchte man freilich, Maria hätte sich hierüber selbst gegen ihre Schwester ausgesprochen, besonders hervorgehoben, daß ihre Liebe zum Bruder sie besonders bestimme: allein hiervon hielt den Dichter die Erwägung oder das unbewußte Gefühl

*) Beim Lappen (früher Lippen) haben, volksthümlicher Ausdruck für gefaßt haben. In einem Briefe Goethes an Frau von Stein von 1780 steht ähnlich beim Lippen kriegen.

ab, daß er das Unwahrscheinliche der Sache, die Unmöglichkeit für Mariens Herz, dadurch erst recht ins Licht gerückt haben würde. Auch hier werden wir mitten in das Gespräch hineinversetzt. Götz hat eben die Achtserklärung empfangen. Daß er wegen der nürnberger Händel, aber nicht auf Veranlassung jenes augsburger Gnadengesuches der Kaufleute, in die Acht erklärt wurde, berichtet die Lebensbeschreibung in folgender Weise: „In summa summarum, das Reich verordnete 400. Pferd wider mich, darunter Grafen und Herrn, Ritter und Knecht waren, wie dann dieselbigen Feinds-Brief noch vorhanden, und kamen ich und mein Bruder (Philipp) in die Acht und Uberacht (Aberacht), und in etlich Städten schossen die Pfaffen und München auf der Canzel mit Lichtern zu mir*), und erlaubten mich den Vögeln in Lüfften, sie solten mich fressen, und ward unß alles genommen, waß wir hetten, daß wir nit eines Schuhes breit mehr behielten.“**) Damals wurde die Sache vertragen, wogegen Goethe zu seinem Zwecke die Belagerung und Eroberung von Jaxthausen darstellen mußte, wozu er einzelnes von der Belagerung und Uebergabe des Schlosses Möckmühl herübernahm. Sickingen ist gleich zur Hülfe für seinen neuen Schwager bereit***), dieser aber lehnt sie in richtiger Würdigung der Verhältnisse ab; nur einige Reiter von ihm will er gern annehmen:

*) Indem sie angezündete Lichter zur Andeutung, daß sein Leben so verlöschen solle, ausbliesen.

**) In der alten Achtserklärung hieß es: „Wir theilen dein Erb und Eigen deinen Kindern, deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften.“ Auch ward von den Geächteten gesagt, sie seien „ihren Freunden verboten, ihren Feinden erlaubt“. Vgl. Schillers Tell 3212. Götz umschreibt die Achtsformel mit bitterm Spotte.

***) „Erst sollen sie dran“, an den dem Götz gedrohten Tod.

mit den Reichstruppen hofft er vor der Hand mit Hülfe seines erklärten Genossen Selbitz fertig zu werden*); denn sie sind ihm feige Miethlinge**); auch können die Führer nichts ausrichten, weil sie nach einem vorausbestimmten Operationsplan sich richten müssen. Die hier eingefügte, für Götz charakteristische Geschichte von der ihm übertragenen Fehde gegen Konrad Schott ist fast wörtlich der Lebensbeschreibung entnommen. Sickingen soll erst das Jawort Mariens sich verschaffen, dann aber gehn, ihm die versprochenen Reiter senden und Marien heimlich abholen.

Zunächst führt uns der Dichter in einer kurzen Szene zu der noch in Bamberg weilenden Adelheid zurück, um uns von Weislingens weiterm Wirken gegen Götz Kenntniß zu geben und die Entwicklung des Verhältnisses der schönen Frau zu Franz einzuleiten. Weislingen hat sich den Befehl über die Truppen ausgebeten, welche zur Befreiung von Adelheidens Gütern bestimmt sind, worüber diese aber keine besondere Freude äußert, wie denn ihr Herz nichts weniger als an Weislingen hängt, was der Schluß der Szene ausführt. Den Entwurf, dessen Vergleichung hier besonders lehrreich ist, hat der Dichter auf die glücklichste Weise zu dramatischem Leben erhoben.***)

Ehe er aber darstellt, wie Götz mit seinen wenigen Leuten den Reichstruppen tüchtigen Abbruch thut, führt er diesem einen

*) Gegen der (statt die) schrieb Goethe, nach älterm Sprachgebrauche im Sinne von gegenüber der.

**) Götz deutet hier auf Joh. 10, 11—14. — Sorg du! sei drum besorgt! mit der Ueberzeugung, daß die Sorge vergeblich ist.

***) Der Name des von Sirau, den die neue Bearbeitung als Führer der Exekution gegen Götz nennt, ist ganz frei gewählt. Die erste Ausgabe hatte Baron von Sirau. — Du hältsts nicht aus, gar nicht zu ruhen und nichts 4 dir zu nehmen.

wackern Knecht zu, in welchem sich die edelste Bewunderung der ritterlichen Tapferkeit seines Helden ausprägt; da er eines solchen auch zur Belebung der folgenden Szenen bedurfte, läßt er schon hier ein bedeutendes Licht auf ihn fallen. Wie der junge Georg sich seit frühester Jugend an Götzens ritterlichen Thaten genährt und entflammt hat, so haben diese ihm sogar einen auf der feindlichen Seite kämpfenden Reiterknecht mit Leib und Leben zu eigen gemacht. Goethe hat hierbei die Gelegenheit ergriffen, seinem Freunde Franz Lersé oder, wie er ihn zu nennen pflegte, Lersen aus Buchsweiler, der zu seiner Zeit in Straßburg Theologie studirte, ein schönes Denkmal zu errichten. Dieser wackere, durch strenge Pünktlichkeit sich auszeichnende treuherzige Freund besaß besonders im Fechten große Gewandtheit; im straßburger Kreise galt er als steter Schieds- und Kampfrichter. Auch mit Lenz und Jung Stilling war Lersé sehr vertraut, und gleich diesen ein schwärmerischer Verehrer Shakespeares. Goethe blieb mit ihm auch in Versailles, wohin er sich von Straßburg aus begab, in brieflicher Verbindung. Eines Briefes von ihm gedenkt er im Dezember 1772 gegen Kestner. Später finden wir ihn als Inspektor an Pfeffels Kriegsschule in Colmar, als Lehrer und Erzieher geachtet. Während der Revolution war er einige Zeit daselbst Kommandant der Nationalgarde, später Archivar. Er zeichnete sich durch große Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer und besonders der Münzen aus. Graf Johann von Frieß in Wien berief ihn zur Erziehung seines Bruders, der mit ihm Leipzig besuchte. Er blieb als Vorsteher der Kunstsammlungen im Hause des Grafen, als Münzkenner ehrenvoll bekannt. Er starb am 17. Juni 1800. In seinem Nekrolog hieß es: „Er war ein seltener Mann von

Festigkeit und Güte und ein Freund seiner Freunde.“ Auch hier benutzte Goethe auf das geschickteste einen Anhalt der Lebensbeschreibung. Götz berichtet nämlich, wie ihm in einem gefährlichen Strauß ein „Knechtlein, so beym Bernhard von Hutten gewesen“, sich damals aber bei Ehrhard Truchseß, einem Vetter von Veltin Schott, befand, sehr viel zu schaffen gemacht. „Dann wann ich schon das Männlein etwan einmal von mir bracht, und ich etwann sonst an einem andern war, so kam es von Stund an [sofort] wieder an mich, es hub mich auch durch den Panzer-Ermel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hett, und hett ich sonst so viel zu thun, daß ich sein nicht allein gewarten kunt, und dasselbig Männlein entboth mir darnach, wann ich es zu einem Diener annehmen wolt, so wolt es mir ein Jahr umsonst dienen, nit weiß ich, was es an mir ersehen hat, da entboth ich ihme, es solte kommen, ich wolte es nit umsonst begehren, sondern ich wolt ihn halten, wie einen andern Knecht, und wiewol mir das Männlein uf dem Tag hart zusezt, und ich sein nit bedorfft, so hett ich ihne doch gern zu einem Diener angenommen, dann er gefiel mir uf den Tag nit mehr dann zu wol.“ Goethe läßt den Lerse wieder in diesem drangvollen Augenblick sich bei Götz melden, der dadurch von freudigstem Selbstgefühl gehoben wird. Im Entwurf wird Lersen (so heißt er hier), nach der Lebensbeschreibung, als ein kleiner Mann bezeichnet; wohl auf Lerses eigene Erinnerung geschah es, daß Goethe ihn später als einen stattlichen Mann einführte, doch ließ er ihm die feurigen schwarzen Augen, während der wirkliche Lersé, wie Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung meldet, kleine, blaue, heitere, durchdringende Augen hatte. Die ganze Beschreibung jenes Straußes ist aus der Lebensbe-

schreibung getreu herübergenommen, wo nur einzelnes noch näher bestimmt ist, dagegen wird der Name des Dorfes, das bei Goethe Remlin heißt*), nicht genannt.**) Georg meldet die Ankunft von Selbitz auf den folgenden Tag; da er aber am Flüßchen Kocher, ein paar Stunden von Jaxthausen, einen Trupp der Reichsvölker hat herunterziehen sehen, so eilt Götz mit ihm und Lerse ihnen entgegen, um an diesen zunächst seinen Muth zu kühlen, ehe sie ihm nahe kommen.

Wie schlimm diesen Truppen das erste Zusammentreffen mit Götz bekommt, zeigen die beiden folgenden Szenen, wo zugleich die in Gliedern und Haupt gleich erbärmlichen Reichstruppen mit einigen derben Strichen gezeichnet werden. Den Führer, jenen oben als zweiter Offizier bezeichneten Poltron (der Dichter nennt die Offiziere hier und im folgenden Ritter), hat Götz vom Pferde gestoßen und mit Mühe ist er von den Seinigen gerettet worden***), wie wir zunächst von Georg†), dann aber auch in einer zweiten Lagerszene hören, wo er verhöhnt wird.

Der eben auf Jaxthausen angekommene Selbitz bringt Götz die Nachricht, daß Weislingen die Achtserklärung gegen ihn

---

*) Bekannt ist ein Remlingen bei Würzburg.

**) Auch der Ausdruck „mit der Hand in die Kohlen schlagen" (sich die Finger verbrennen) ist der Lebensbeschreibung entlehnt, welche ihn mehrfach hat.

***) Hierbei schwebt die Stelle der Lebensbeschreibung vor: „Darauf ich ihne Erhard Truchsäßen auch so bald vom Pferd herab stach, daß er mit samt dem Federbusch im Dreck lag."

†) Wenn der vom Baume gestiegene Knecht sagt: „Da ist nicht gut sein", so kann da nur auf den Baum gehen. — In du Teufel geht du auf Götz, ist keineswegs ein allgemeiner Fluch.

durchgesetzt, was diesen nur zu raschem Handeln treiben kann. Durch die Reiter von Selbitz verstärkt, unternimmt er einen zweiten Angriff auf die feigen Reichstruppen, dessen Erfolg uns eine dritte Szene im Lager schildert. Der Hauptmann klagt, daß Götz ihnen einen Haufen nach dem andern schlage. Deshalb will er mit allen Truppen (schon haben sie hundert Knechte eingebüßt) näher an Jaxthausen heran, wo Götz ihnen stehn müsse. Als die Reichstruppen nun gesammter Hand auf ihn loskommen, freut dieser sich, daß er durch Sickingens Reiter stärker ist, als diese meinen*), wodurch er Selbitz auf den Gedanken bringt, ihre Truppen zu trennen. Götz geht auf dessen Plan ein, daß er links um die Höhe zieht: er will dem gesammten Reichsheere gegenüber Stand halten, bis Lerse**) mit fünfzig Mann, zu denen auch die zwanzig von Sickingen gesandten Reiter gehören, und Selbitz mit den Seinen von verschiedenen Seiten diesem in den Rücken fallen.

Der Hauptmann verläßt sich auf seine große Ueberzahl, doch erleidet sein stolzes Siegesbewußtsein durch die Mahnung des ersten Ritters (der zweite Ritter oder Offizier ist verwundet zurückgeblieben) einen gewaltigen Stoß.***) Von Gebirg und Wald werden wir auf eine Haide versetzt, auf welcher der Executionszug vorrückt. Selbitz und Lerse kommen zur Zeit höchster Noth; denn sie finden Götz von den Reichstruppen fast

*) Mit hellem (vollem) Hauf. Bei den Landsknechten war der helle Hauf der Gegensatz zu dem vorangehenden, dem verlorenen.

**) Er wird von hier an, den ganzen Akt hindurch, mit seinem Vornamen Franz bezeichnet; später heißt er auffallend wieder Lerse.

***) Ich bitt' euch, euch zu schonen. — Löst ihn (den Knoten) auf, wie es geschehn wird, wenn ihr fallt. — Und ihr blast ihn weg, befiehlt der Hauptmann den Truppen.

umringt.*) Ersterer wird verwundet und auf eine Höhe gebracht, von deren Wartthurm aus ein Knecht den weitern Verlauf des Treffens berichtet. Dabei schwebt die Stelle von Shakespeares Julius Cäsar V, 3 vor. Hören wir zunächst in steigender, echt dramatisch belebter Erwartung, wie Götz, nachdem er den übermüthig auf die Menge sich verlassenden Hauptmann niedergestoßen, eine Zeit lang selbst im Getümmel verschwindet, bis er sich endlich wieder emporarbeitet und die Reichstruppen in die Flucht schlägt, so geben uns bald darauf er selbst, Georg und Lerse, von freudiger Aufregung ergriffen, über den erfochtenen Sieg nähere Kunde.**) Götz läßt den schwerverwundeten Selbitz nach Jaxthausen bringen, wo alle nach diesem Strauß***) sich stärken sollen. Wie schlimm es mit den Reichstruppen stehe, verräth uns der Hauptmann selbst, der in der Runde umherschickt, die Zerstreuten aufzusuchen und zu sammeln. Bald darauf vernehmen wir von demselben, daß er nur hundertfünfzig Mann übrig hat, mit denen er jetzt gerade auf Jaxthausen los will, ehe Götz ihnen neuen Abbruch thut.

Zwischen diesen beiden Lagerszenen treffen wir nun wieder Götz auf Jaxthausen, von wo er nochmals mit verstärkter Mannschaft den Reichstruppen entgegenziehen will, gegen die

---

*) Mit ihren Distelköpfen. Ihre Köpfe sollen wie Disteln fallen. Aber der Ausdruck Distelkopf ist hier auch verächtlich gebraucht. Sonst pflegt man auch einen mürrischen, neidischen Menschen Distelkopf zu nennen.

**) Wie der Blitz, so rasch, wie der Donner, mit solchem Lärm, da er erst einen vom Pferde stieß.

***) Den Ausdruck Strauß fand Goethe in der Lebensbeschreibung, wo der Herausgeber ihn durch „Streit, Zank, Zwistigkeit und Unwillen, so man miteinander hat", erklärt.

er Georg und Lerse absendet*), wie einen andern Knecht zur Beobachtung der Exekutionstruppen. Sickingen ist bereit, Marien heimzuführen, die sich nicht vom Bruder trennen will und ihren Bräutigam gleichfalls zum Bleiben zu bestimmen sucht.

Wie jeder Versuch, sich zu verstärken, aus Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht mißlingt, zeigt die weitere Szene auf Jaxthausen, nach dem Vollzug der heiligen Handlung. Götz, der die unvermeidliche Belagerung der Burg voraussieht (denn auch die allergeringste Zahl von Reitern fehlt ihm, um die Reichstruppen jenseit der Jaxt zu halten), drängt Sickingen und Marien zur Abreise.**) Daß das Aeußerste nahe, hätte unmöglich auf eindringlichere Weise zur Darstellung gelangen können. Aber Götz hat noch immer den Muth nicht verloren, vielmehr fühlt er sich ganz getrost, da er Marien und Sickingen aus dem Schlosse weiß, und der Gedanke, daß seine Gattin treu ihm zur Seite beharren werde, ist ihm süßeste Herzensstärkung. Durch Georg erfahren wir weiter***), daß die Reichs-

*) Der Ort Weilern, wo die Geworbenen sich versammeln sollen, ist willkürlich gewählt. Später bildete Goethe launig den Namen Plundersweilern. Ein Dietrich von Weiler kommt unten als Opfer der Wuth der Bauern vor.

**) Du wirst mit mir in die Grube fallen, mit Anklang an Matth. 15, 14.

***) Durch ein offenbares Versehen läßt Goethe Georg sagen: „Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blitzen", und nur im Ausdruck abweichend von der Fassung des Entwurfs: „Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Piken." Das war dort ganz an der Stelle, wo nach dem Abgange von Götz und Elisabeth mit dem Auftreten von Götz und Georg eine neue, durch Abend und Nacht von der frühern geschiedene Szene folgte. Hier aber, wo nur Elisabeth geht und Georg gleich zu dem auf der Bühne bleibenden Götz tritt, entsteht dadurch ein Widerspruch, da eben noch davon die Rede war, Sickingen solle gleich den Abend fort. Die Worte Georgs „Die Sonne ging auf und" müssen weg-

truppen ganz in der Nähe sind; das Schloß wird überall verriegelt und verrammelt. Darauf erfolgt die Aufforderung zur Uebergabe mit der derben, von K. Ph. Moritz seltsam für den künstlerischen Mittelpunkt des ganzen Dramas erklärten Antwort des Götz, der die Exekution nur für ein von Weislingen und dem Bischof von Bamberg gegen ihn angezetteltes Ränkespiel halten kann. Die Antwort von Götz ist nach der Lebensbeschreibung. Dort erzählt dieser, wie er zu Krautheim das „Schaafhauß" angezündet, um den Amtmann herauszulocken. „Und wie ich also hernieder brandt, da schrie der Amtmann oben heraus —, da schrie ich wieder zu ihme hinuf, er solte mich hinden lecken." Der Entwurf ist hier ungescheuter als die jetzigen Gedankenstriche.

So hat denn der Dichter das Anrücken der Reichstruppen und die schweren Verluste, die Götz ihnen zufügt, bis zum Beginne der Belagerung seiner Burg in einigen glücklich hingeworfenen, lose aneinander gereihten Bildern uns lebendig vergegenwärtigt, in welchen der ritterliche Götz in höchstem Glanz erscheint, und die Handlung, freilich ruckweise, doch rasch und entschieden sich vorwärts bewegt. Mit demselben Glücke ist der Fortgang der Belagerung und des Götz und der Seinen ungebrochener Muth in wenigen Szenen geschildert. Der Vorrath ist bald aufgezehrt, da sie sich nicht vorsehn konnten, wie Götz von seiner treuen, jetzt mit Arbeit überhäuften*) Gattin erfährt, die er in der Küche aufsucht.

---

fallen, wie es bereits in der Bühnenbearbeitung geschehen ist. Das wird jetzt auch von Chuquet bemerkt.

*) In den Worten des Götz: „Du hast viel Arbeit, arme Frau", fehlte das viel seit der zweiten Ausgabe der Werke. Ich habe es 1851 hergestellt.

Aber da sie den Belagerern schon großen Abbruch gethan haben, während diese dem Schlosse wenig schaden, hofft er auf den Vorschlag eines Vertrages. Leider steht es nicht weniger schlecht wie mit dem Mundvorrath, mit dem Pulver und den Kugeln, doch versuchen sie neue Kugeln zu gießen. Hier schwebt dasjenige vor, was Götz selbst von der Belagerung von Möckmühl erzählt. Zur Zeit der Kapitulation, berichtet er, hätten sie nur noch drei Malter Mehl und einige den Bürgern geraubte Schafe gehabt. „So hetten wir auch kein Kugeln mehr zu schiessen, dann was ich aus den Fenstern, Thorenglen, Zinn, und was es war, zu wegen bracht, daß ich dannoch wieder zu einem Anlauff gefast war, darzu hetten wir nit Wasser, daß wir den Pferden geben mögten, und auch kein Wein mehr, denn was mein war, den musten wir und unser Pferd trinken und unß mit behelffen." Auf köstliche Weise ist der frische Muth und die gute Laune geschildert, mit welcher Georg und Lerse auch in der äußersten Noth ihre Pflicht thun und den Reichstruppen wacker zusetzen, die sich darauf verlassen, daß man sich bereits verschossen habe. Die Belagerer bieten endlich einen Vertrag an. Lerse will ihn nur unter der Bedingung freien Abzuges annehmen; er selbst geht, um mit den Belagerern zu verhandeln, obgleich Götz, der keine Ahnung eines Truges hat, nicht auf die Annahme hofft. Nach der Lebensbeschreibung unterhandelte Götz lange wegen der Uebergabe von Möckmühl.

Ehe der Vertrag wirklich abgeschlossen wird, zeigt uns der Dichter*) den vom Schicksal noch ungebeugten Götz als treuen

*) Durch Versehen wird als Ort zweier unmittelbar aufeinander folgenden Szenen „Saal" angegeben; an der erstern Stelle sollte „Zimmer" stehn.

Hausvater, als guten, dem Kaiser und dem Reich herzlich ergebenen Deutschen, als edlen Reichsritter, der die Freiheit, die der Athem seines Lebens, mit den Pflichten gegen Kaiser und Reich, insofern diese das allgemeine Beste fördern, wohl zu verbinden weiß, wogegen bei dem zerfallenen Zustande des „krüppeligen" Reichskörpers Eigennutz und Herrsucht der Fürsten alles zu Grunde richten. Der bittere Gegensatz der von Götz ersehnten Zeit allgemeiner wahrer Freiheit zu der traurigen Gegenwart, wo des Kaisers treuester Diener, dem es nur um Herstellung des gewaltsam gefährdeten Rechtes in der alt überlieferten, weislich festgesetzten, von Willkür durchaus entfernten Form des Faustrechts zu thun ist, als Reichsfeind belagert wird, dieser Gegensatz ergreift uns mit inniger Rührung, als Georg sich so lebhaft in die von Götz geträumten schönen Zeiten versetzt fühlt, daß er darüber ihre arge Noth einen Augenblick ganz vergißt. Götz spricht die schöne Sendung der auf das Wohl der Unterthanen hingewiesenen Fürsten in reinster Weise aus, im Gegensatz zu der jetzt das Reich schwächenden, das Recht vernichtenden Herrschsucht.*) Die Erzählung von der Jagd des Landgrafen von Hanau ist eine glückliche Erfindung des Dichters; schon im ersten Akte gedachte Götz des Landgrafen nach der Lebensbeschreibung als eines ihm gar lieben Herrn. Unsere trefflich ausgeführte Szene bildet den Gipfelpunkt des Stückes: gerade vor dem Falle des edlen, tapfern, getreuherzigen Ritters erhebt sich seine Gestalt vor uns in ihrer ganzen großartigen

*) Am Schlusse der mit „So viel nicht" beginnenden Rede des Götz ist vor „nicht erst" ein die zu denken. Hierdurch schwindet das von Lichtenberger erhobene Bedenken. — Sonderbar meint derselbe gleich darauf, Köpfe stehe für Gesichter; nein, es sind die dicken Köpfe der gesunden Bauernkinder gemeint.

Würde und deutschen Ritterlichkeit; er ist kein roher Raufbold, er ist der von der wahren Größe des Reichs und dem Gefühle glücklicher Freiheit tief durchdrungene freie Rittersmann, der nur in dieser Zeit der Schwäche, Herrschsucht und Arglist keine Stelle findet. Freiheit soll sein letztes Wort sein, was der ganz in seiner Seele fühlende tapfere Reitersjunge aussprechen muß, wie Götz selbst später wirklich mit diesem Ausruf stirbt, nachdem jener einen tapfern Reitertod gefunden. Als die ewigen Reichsfeinde, gegen die sich die deutsche Kraft nach außen hin zu wenden habe, werden hier die wilden Türken und die schlauen Franzosen genannt, gegen die man auch in deutschen Litaneien den Schutz der Heiligen anrief. Götz selbst wurde wegen eines Einfalls der Türken in Ungarn vom Kaiser aufgerufen und zog im Kriege wider Frankreich in die Champagne. Vgl. oben S. 61.

Daß Lerse freien Abzug mit Gewehr, Pferden und Rüstung bedungen habe, berichtet dieser darauf in jubelnder Freude, indem er auf die Niederträchtigkeit jener Götzens ritterliche Größe verkennenden Führer und Sprecher der Reichstruppen hindeutet, die zu keinem Entschlusse kommen konnten, in der Unterhandlung ebenso ungeschickt als im Kriege sich zeigten und gar noch Proviant im Schlosse zu finden meinten. Bei der Uebergabe von Möckmühl kam man dahin überein, daß Götz und die Seinigen „mit Leib, Hab und Gut, auch mit Wehr, Harnisch und Pferden" frei abziehen sollten.

Wie froh die Belagerten sind, so guten Kaufes loszukommen, deutet die Szene im Schloßhofe an. Das Lied, welches Georg seiner Gewohnheit nach beim Satteln im Stalle singt, kommt ihm so recht aus froher Brust, und ihm selbst fällt zuletzt dessen

Beziehung auf ihren jetzigen Zustand auf.*) Doch nicht bloß mit den Pferden, auch mit den Büchsen sollen sich die Abziehenden versehn.

Den wirklich geschehenen Verrath erfahren wir in der letzten glücklich erfundenen Szene. Götz, Georg und Lerse reiten schon voraus, aber zwei Knechte, die mit der Wahl der Büchsen nicht fertig werden können, da sie gern die schönsten mitnehmen, schauen aus dem Fenster den treulosen Ueberfall, der auch ihnen den Tod droht. Aus dem zweiten Knechte spricht nur die Sorge für sein eigenes Leben, dagegen tritt im ersten die innigste Liebe zu dem edlen Herrn und dessen tapfern Gefährten hervor. Lichtenbergers Unterscheidung des kalten Blutes und der muthigen Entschlossenheit des ersten gegen die Feigheit des andern scheint mir weniger treffend.**) Durch diese kleine Szene, in welcher

*) In der dritten Strophe hat sich das im Entwurf stehende Meislein statt des in der Bearbeitung eingeführten Vögelein durch ein Versehen bis in die nach dem Tod des Dichters erschienenen Ausgaben erhalten. Ich habe das Richtige hergestellt. Lichtenberger leugnet die Nothwendigkeit, obgleich er die Unzweckmäßigkeit eingesteht, erst so spät anzugeben, daß das Vögelein eine Meise gewesen. — Nur das erste und letzte Hm! Hm! jeder Strophe ist mit einem Accent versehen, nicht das mittlere. Wustmanns Meinung, der Dichter habe damit dem Komponisten die Takteintheilung wollen andeuten, stimmt damit nicht; die Accente scheinen die stärkere Betonung dieses Ausrufs an erster und letzter Stelle zu bezeichnen. Im Entwurf und in der ersten Ausgabe sind So! So! eingerückt, noch mehr das letzte Hm! Hm! Schröer schließt daraus unbedenklich, sie seien als ein Vers zu fassen, wobei man nur nicht sieht, weshalb sie nicht so gedruckt sind. Vielleicht sollte das Einrücken auf Pausen deuten, die auch wohl nothwendig anzunehmen sind, sowohl zwischen dem schwächern Hm! Hm! und dem lebhaftern So! So! wie zwischen diesem und dem starken wiederholten Hm! Hm!

**) Selbst im Rhythmus „An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld" sieht er die Raschheit des flüchtigen Feiglings ausgeprägt. Aber nichts lag dem Dichter

das Rechte wieder so sicher und entschieden getroffen ist, gibt er dem Akte seinen treffenden Abschluß. So schmählichen Verrath gegen den edlen Ritter glaubt die im Namen des Kaisers abgeordnete Exekution sich erlauben zu dürfen; alle Ritterlichkeit und Treue ist diesen Menschen eitel Spiel. Wohin ist die deutsche Treue geschwunden!

Vierter Akt.

Wie man den Helden zum Bekenntniß, er habe sich gegen das Reich vergangen, zwingen will, er aber auch hier als wackerer, ehrenhafter Ritter sich bewährt und, durch Sickingens unerwartete Hülfe befreit, sich nur verpflichtet, einstweilen auf seiner Burg ruhig zu verbleiben, dies führt der erste Theil des Aktes vor; der zweite stellt Adelheidens auf den Nachfolger des Kaisers gerichtete Pläne dar; der Schluß bringt uns wieder zu Götz zurück, dessen Kraft durch seine aufgezwungene Unthätigkeit gelähmt wird, und er leitet zugleich den Bauernkrieg ein.

Götz klagt in der Lebensbeschreibung, daß sie ihm bei Möckmühl den Vertrag gebrochen. „Dann wie sie mir Glauben gehalten, das sieht man, und hat es wol gehöret, dann ich lag darob nieder, und wurden meine Knecht und Gesellen erwürgt und erstochen, so fehlete es mir auch nit weit.“ Von seiner Gefangenschaft in Heilbronn erzählt er, wie, als er in dieser Stadt etliche Wochen „in einer Herberg verhafft gelegen“, der schwäbische Bund einen Abgeordneten an ihn gesandt, der ihm in Anwesen-

---

hier ferner als rhythmische Malerei, dagegen schildert er anschaulich die Oertlichkeit, daß ein Nußbaum an der Mauer zur Flucht dienen kann.

heit vieler in der Wirthsstube eine Urfehde vorgelesen und ihm gedroht, ihn in den Thurm zu legen, wenn er deren Beschwörung verweigern sollte. „Aber ich schlug solche Urphed stracks ab, wolt ehe ein Jahr im Thurm liegen, ehe ich sie annehmen wolt, darzu so zeigt ich hingegen an, ich wer in einer ehrlichen Vhedt betretten, und hett mich auch bey meinem gnädigen Fürsten und Herrn [Ulrich von Württemberg], wie einem frommen von Adel und Rittermann wol anstundt, gehalten, darzu so wer ich auch in ein ehrlich ritterlich Gefängnus vertagt, also, daß ich verhofft, sie würden mich darbey bleiben lassen." Nachdem er hervorgehoben, daß er seine Haft inne gehalten, fährt er fort: „Da ich die Urphed nit annehmen wolt, hetten sie die Weinschrötter bestellt, die traten zu mir in des Diezen*) Herberg in der Stuben und wolten mich fangen, ich dem nechsten vom Leder und mit der Wehr heraus, da schnapten sie wieder hinder sich, und baten mich die Bürger des Raths fleißig, ich solt einstecken und Fried halten, sie wolten mich nit weiter führen, dann auf das Rath-Hauß." Auf der Treppe theilte er seiner Frau mit, er wolle die Urfehde nicht schwören, und er trug ihr auf, Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg im Lager der Landsknechte und Ritter an der Enz, wenige Stunden von Heilbronn, aufzusuchen, um ihnen zu berichten, daß man ihm das zugesagte ritterliche Gefängniß nicht halten wolle. Die Bündischen aber warfen ihn auf seine Weigerung, die Urfehde zu beschwören, in den Thurm, wo sie ihn die Nacht (es war gerade der Tag vor Pfingsten) liegen ließen; am Morgen führten sie ihn wieder auf das Rathhaus. „Da waren etliche des Raths bey mir in der Stuben ufm Rath-Hauß, und war mein Haußfrau wieder vom Leger kommen, und

*) Meister Dieze hieß der Wirth zur Krone, wo Götz wohnte.

stund heraus vor der Stuben, hetten sie vielleicht gehört, daß der ganze Hauf wieder herab züg, der Stadt zu, da baten sie mich, ich solt zu meiner Haußfrauen gehen, und zu ihr sagen, daß sie wieder hinaus ritt, und für sie bitten solt, dann der Hauff zoge eben der Stadt zu, zu Roß und zu Fuß, da gieng ich zu meiner Haußfrauen und sagt ihr in ein Ohr, was mein Meynung war, das war das, und sagt zu ihr, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen von Fronsperg, sie haben beede mich gebetten, ich solt für sie bitten, aber sag zu ihnen, haben sie was im Sinn, so solten sie fortfahren, ich wolt gern sterben und erstochen werden, allein, daß sie all mit mir erstochen würden, das hett sie nun ausgericht, und kam Herr Georg von Fronsperg mit andern auch zu mir hinein auf das Rath-Hauß, die handelten mit denen von Heylbronn, daß sie sich musten verschreiben, mir Ritterliche Gefängnus zu halten, so lang derselbig Krieg und mein Gefängnus wehret, und ich mit dem Bund vertragen würde." *)

Goethe, der die Darstellung treffend vereinfacht, läßt Götzens männliche Kraft und ritterliche Treue in lebendigster, die Hauptpunkte entschieden vorkehrender dramatischer Vergegenwärtigung sich bewähren, wobei er in bitterm Ingrimm der Räthe spottet, da er fühlt, daß die Form des Rechts hier nur mißbraucht wird, um ihn als Mann von Ehre und Treue zu vernichten.**) Den

*) Aus später bekannt gewordenen Quellen wissen wir, daß Frundsberg den 17. Juni, den Freitag nach Pfingsten, sich nach Heilbronn begab, wo er den Vergleich zu Stande brachte. Sickingen hatte sich, wie auch Frundsberg, in einem von Lenzingen aus an den Rath gerichteten Schreiben für Götz verwandt.

**) Der Vergleich mit dem vom Kapuziner in einen Sack gebannten bösen Geist (nicht etwa ein Gespenst, das umgeht, wie Lichtenberger meint, sondern einem höllischen Geist) soll die Unmöglichkeit bezeichnen, die Commissarien irgend

Georg von Frundsberg, den Obersten der Landsknechte, konnte er, da er die Reichsarmee im schlechtesten Zustande schildert, gar nicht brauchen; er bedurfte eines kühn unternehmenden Reiterführers, des stürmischen Franz von Sickingen, dessen Seele von eigenen gewaltigen Planen erfüllt ist, der später selbst wie Götz untergeht und jetzt der Drohung die Ausführung folgen läßt.*) Er hatte diesen deshalb zu seinem Schwager gemacht. Wie in seinem eigenen durchaus ritterlichen, seine edle Manneswürde und Mannestreue ausprägenden Auftreten**), so erscheint Götz

---

zu bestimmen, ihm Recht angedeihen zu lassen. — Auf daß dirs — Erden, nach Ephes. 6, 3. — Wie einem Schwein das Halsband, nach den Sprüchen Salomons 11, 22. — Er vergleicht den Gerichtsdiener mit einem Stadtesel, der, ohne zu denken, was er thut, ruhig die Säcke zur Mühle und den Kehricht auf das nahe Krautland schleppt, wo es in Haufen liegt und allmählich vermodert; denn, daß es zur Düngung verwandt wird, wie es Goethe später in Neapel fand, wo eine große Anzahl von Menschen „sich beschäftigen, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen", ist kaum zu denken. Ihre bezieht sich auf Räthe, aber beim Bilde schweben die Städter vor, deren Dienst der Esel vollzieht. Wunderlich geht hier Chuquet irre, wenn er Götz meinen läßt, der Gerichtsdiener begleite den Beschuldigten nicht bloß vor das Gericht, sondern auch hinaus zur Hinrichtungsstätte. Jeder Gedanke an die Hinrichtung liegt fern. Auch gibt das Geleit dorthin nicht der einfache Gerichtsdiener.

*) Die Bezeichnung, daß Sickingen hinter der „Weinhöhe" hervorgebrungen, gehört dem Dichter an. Weinhöhe steht mundartlich für Weinberg. Götz erzählt einmal, wie er mit dem alten Thalacker bis an die Schranken von Heilbronn gezogen, so daß diejenigen, welche die Thore bewachten, mit ihrem Harnisch allernächst bei ihnen gewesen. So benutzt Goethe alle irgend dienlichen Züge der Lebensbeschreibung.

**) Die von Götz später wirklich beschworene (Goethe braucht abschwören, nach der festgesetzten Fassung von Anfang bis zu Ende schwören) Urfehde beginnt: „Ich Göz von Berlichingen zu Hornberg bekenn offentlich mit diesem Brief", und er bekennt, daß er, als Mithelfer des Herzogs von Württemberg, „und abgesagter Feind gemains Bunds, gegen gemainen Bund niedergelegen, und

auch in der dramatisch bewegten Verhandlung mit Sickingen anschaulich in ganzer, voller Gestalt.*) Sickingen selbst aber läßt uns hier einen Blick in seine höher gehenden Plane thun**), wogegen Götz, den so vielfacher Treubruch in innerster Seele verletzt und gebrochen hat, sich zu keinem Gedanken an irgend eine mit dem wackern Sickingen auszuführende Großthat, zu keiner Zuversichtlichkeit mehr erheben kann, sondern von trüben

---

zu gemains Bunds Handen zugestellt worden". Bei der Aeußerung über sein Verhalten gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich liegt die Stelle der Lebensbeschreibung zu Grunde: „Ich kan mich auch nicht erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kayserl. Majest. oder das Haus Oesterreich gehandelt hab, wolt auch wohl an die Orth kommen seyn, da das weich Geld und Cronen wohlfeyl waren, aber ich hab es Kayserl. Majest. unserm allergnädigsten Herrn zu Ehren und Gefallen unterlassen, und mich sonst alß ein armer Krieg- und Reuters-Mann beholffen." Wenn Goethes Götz vom Reich nichts wissen will, so versteht er hier unter dem „Reich" die Reichsstände, die Fürsten, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme haben. Drenckmann S. 21 hat irrig behauptet, die Gefühle unseres Helden für den Kaiser seien nur persönlich. Daß er das deutsche Reich als Gesammtheit liebt und für dessen Erhaltung gegen die Erbfeinde alles zu thun bereit sei, zeigt vor allem das Gespräch zwischen Georg und Götz beim Mahl (oben S. 115).

*) Wenn Götz hier behauptet, er sei ausgezogen, um seinen Jungen (Buben) zu befreien und sich seiner Haut zu wehren, so ist dies freilich nicht im strengen Sinne wahr (vgl. S. 90 f.), aber der Widerspruch ist der Art, daß er nicht auffällt, und Göethe brauchte hier einer so starken Berufung auf seine Nothwehr.

**) Goethe knüpft an die geschichtliche Ueberlieferung an, daß Sickingen im Mai 1523 in einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen erlag. Der Kurfürst von der Pfalz und der Landgraf von Hessen zogen vor seine Burg Landstuhl, bei deren Belagerung er durch einen herabstürzenden Balken tödtlich verwundet ward, sieben Monate nach Götzens Befreiung, fast vierzig Jahre vor dessen Tod. — Sickingen vertraut, daß wir durch Thatkraft unser Glück selbst machen können, wie es das auch ins Deutsche übergangene lateinische Sprichwort, jeder sei seines Glückes Schmied, ausspricht.

Ahnungen ganz niedergehalten wird. Gerade in diesem Augenblicke, wo er den letzten doppelten Treubruch so bitter fühlt, muß er wieder Weislingens gedenken, seines geliebtesten Jugendfreundes und Genossen, der zum schnödesten Verräther an ihm geworden. Hat er im Kampfe seiner vergessen, jetzt bricht die Erinnerung an ihn mächtig hervor und lähmt all seinen Muth. Wie tief ihn das Unglück seiner treuesten Diener gebeugt, trat besonders am Anfange des Aktes hervor, wo er, mit bitterer Hindeutung auf das Gebot, die Eltern zu lieben, fast an der Gerechtigkeit des Himmels verzweifelt. Die Niederträchtigkeit der Welt erdrückt sein Herz. Der tapfere Sickingen setzt es durch, daß Götz mit seinen Knechten auf seinen Eid, nicht aus der Grenze seiner Besitzung*) herauszugehn, nach seiner Burg entlassen wird.

Jetzt erst führt uns der Dichter zu Adelheiden und Weislingen zurück, die sich unterdessen vermählt haben, was man freilich anders angedeutet wünschte als durch die spät folgende Anrede Weislingens. Wenn er die Szene nach Adelheidens Schloß verlegt, so ist diese Ortsbestimmung irrig aus dem ersten Entwurf beibehalten, wo die jetzt völlig umgestaltete Szene wirklich fern vom Hof spielte, während sie hier offenbar zu Augsburg gedacht wird, von wo Weislingen die Rückkehr der Gattin nach seinem Schlosse wünscht.**) Zunächst hören

) Goethe bedient sich hier des gangbarsten Ausdrucks Terminei (vgl. S. 103). Götz selbst braucht in der Lebensbeschreibung Mark, Markung, auch „Gezirk, Hofmark und Zehende".

**) Wustmann schlägt deshalb vor die Szenenangabe zu berichtigen: „Augsburg. Adelheidens Zimmer", Schröer begnügt sich mit der letztern Bestimmung. Nach der Goethe beliebten Unbestimmtheit, der häufig Bamberg, Jaxthausen, wie gleich in der nächsten Szene, ohne nähere Bestimmung anführt, würde Augsburg genügen. Freilich steht V, 8, wo die nähere Bestimmung nöthig, Adel-

wir Weislingens und Adelheidens bittern Ingrimm über Götzens unerwartete Befreiung.*) Weislingen fürchtet den edlen Ritter; er hatte gehofft, dieser, den er um so bitterer haßt, als er sich schmählichster Schuld gegen seinen an Edelmuth und Ritterlichkeit hoch über ihm stehenden Jugendfreund bewußt ist, werde im Thurme sein Leben verkümmern, jetzt freut Götz sich wieder des freien Daseins auf seiner Burg. Gesteigert wird seine Furcht durch die immer zunehmende Macht des mit ihm verbundenen ungestümen Sickingen, der Götzens Freilassung ertrotzt hat. Adelheid, ihrer Natur nach Todfeindin des treuherzigen, auf Recht und Wort haltenden Götz, geräth über die Befreiung in solche Wuth, daß sie von keiner Nöthigung etwas wissen will: die Heilbronner hätten ihn festhalten müssen, ihrem Kaiser zu Liebe, der sie schützen konnte. Doch zu ihrem höchsten Aerger vernimmt sie, wie der altersschwache und über die ganze Lage des Reiches mißmuthige**) Kaiser Sickingens That gebilligt. Weislingens einzige Hoffnung beruht auf Götzens Thatendrang, der ihn unmöglich auf seiner Burg ruhen lasse, wobei die Leidenschaftlichkeit seines Wunsches ihn die ihm selbst so fern liegende Rittertreue des Jugendgenossen übersehn läßt. Adelheid geht darauf um so eifriger ein, als sie hofft, bei einem Bruche des Bannes werde der in Aussicht stehende neue Kaiser strenger seine Würde be-

---

heidens Schlafzimmer. — In der Theaterbearbeitung stehen die ganz anders ausgeführten Szenen zwischen Adelheiden, Weislingen und Franz vor der Befreiung des Götz aus dem Gefängnisse; freilich ist dort der Ort der Szene nicht angegeben, aber sie spielen offenbar in Augsburg.

*) Verhaßt, wofür wir jetzt etwa schändlich brauchen würden.

**) Mißmuthig ist in seinem eigentlichen Sinne zu nehmen, wie des Kaisers gleich darauf angeführte Klage über seine Räthe zeigt, nicht muthlos wie Lichtenberger meint.

haupten und der Richterarm das schuldige Haupt nicht verschonen. Aber die Lebhaftigkeit ihrer Aeußerungen verräth Weislingen ihre ehrsüchtige Neigung, und bringt seine lang gehegte Eifersucht auf diesen Karl zum Ausbruch. Da er denselben fürchtet, wünscht er, Adelheid möge sich durch Entfernung vom Hofe seiner lüsternen Gier entziehen: sie aber weigert sich entschieden, auf dem einsamen Schlosse*) zu weilen, und beruft sich auf ihre ihm bekannte Liebe, was ihn nur augenblicklich beruhigt.**)

Wie es aber mit dieser stehe, verräth uns ihr kurzes Selbstgespräch.***) Wir hörten bereits oben, wie sehr die Unthätigkeit Weislingens ihr zuwider war; später hat er sich ermannt, und sie ist, nachdem er ihre Güter ihr wieder verschafft, seine Gattin geworden. Aber ihr Ehrgeiz konnte sich bei Weislingen nicht begnügen, dessen Seele sich zu keinen hohen Planen emporzuschwingen vermag: das hochmüthige Weib, das alle Männer sich unterthänig machen möchte, erhebt ihre Blicke zum hoffnungsvollen Nachfolger Maximilians, der von ihren Reizen angezogen worden; auch ihn muß sie sich dienstbar machen, um ihrer Herrschsucht den höchsten Triumph zu verschaffen, und sollte Weislingen ihr hierbei in den Weg treten, sie schreckt vor keinem Mittel zurück, ihren Zweck durchzusetzen. Daß Karl V. erst nach Maximilians Tod nach Deutschland kam, seine Nachfolge

*) Mein Schloß kann sie auch das Weislingens nennen, da sie seit ihrer Verheirathung dort Herrin ist. Deutlicher wäre freilich dein.

**) Der Sturm bezeichnet die Leidenschaft der Eifersucht, worin die Liebe der heilige Anker ist, der ihn vor gewaltsamen Entschlüssen, der Vernichtung der Geliebten, abhält, aber er hilft nur so lange, als der Glaube hält, wie der Strick, an welchen das Schiff befestigt ist.

***) In der leidenschaftlichen Frage „Fängst du's so an!" steht anfangen, wie häufig, in der Bedeutung machen.

damals nichts weniger als bestimmt war, konnte den Dichter nicht hindern, diesen schon hier in Augsburg am Hofe verweilen zu lassen, wo ihn Adelheid sah; das forderte der glücklich ersonnene dichterische Plan. Im Entwurf fand sich hiervon noch keine Andeutung, vielmehr zog dort Adelheid den edlen Sickingen in ihre Netze. Freilich war Karl wirklich damals schon längst Kaiser.

Wie weit ihr Verhältniß zu Karl bereits gediehen, zeigt die Szene mit Franz, welche uns zugleich die unwiderstehliche, fein berechnete, schlau die äußerste Gunst in Aussicht stellende Anmuth vorführt, womit Adelheid den von heißester Liebesgier durchzuckten Diener zum Unterhändler bei ihrem hochstehenden Liebhaber zu machen und an sich fest zu halten weiß. Franzens rasende Liebe schmeichelt ihr*), und sie fühlt sich zu ihm hingezogen; er steht ihrem Herzen wirklich nah, aber ihre Ehrsucht treibt sie dem künftigen Kaiser in die Arme.

Im schärfsten Gegensatz zu dieser Darstellung der arglistigen Pläne aufgestachelten Ehrgeizes tritt uns das stille häusliche Leben des auf sein Schloß beschränkten nnd in dieser Beschränkung sich unbehaglich fühlenden Götz entgegen. Welch innige eheliche Liebe weht uns aus jedem Worte der treuen Hausfrau entgegen, die ihn auffordert, doch ja seine Lebensbeschreibung zu vollenden**); deshalb liest sie ihm die Worte vor, die er zuletzt geschrieben. Die hier angeführte Stelle findet sich nicht in der Lebensbeschreibung, wie auch die Annahme einer doppelten Ge-

*) Das in den Worten „Wenn ihr das fähig wärt" bezieht sich auf „unerkenntlich sein". — Der Artikel vor Karl steht, wie sonst, ohne besondere Beziehung vor Eigennamen, wie gleich am Anfange der Weislingen (vgl. S. 72**).

**) Einer edlen Nachkommenschaft, den Nachkommen, nicht seiner eigenen, die er nicht hoffen kann, da sein einziger Sohn sich dem Kloster geweiht.

fangenschaft in Heilbronn (als erste denkt sich Goethe die nach dem Verrath bei Möckmühl, obgleich er von dieser die Züge zur zweiten hernahm) ganz willkürlich ist. Von Götzens zweiter Haft (in Augsburg nach dem Bauernkrieg) enthält die Lebensbeschreibung folgende sehr ähnliche Stelle: „So sagten mir auch etliche der Fürnehmsten von [vom] Bund selbs, ich hette thörlich gethan, daß ich mich also zu denen Leuthen gestellt hett, denen ich viel Leids gethan, und die mir also gram und feind gewesen.“ Die hier von Götz gegebene Antwort, so wie das, was Elisabeth weiter erzählt, ist des Dichters Erfindung, selbst die Edlen von Miltenberg*) und Singlingen. Das einzige, was Götz in seinem Unglück erfreut, ist außer seiner treuen Gattin und den lieben Genossen, die bald darauf sich selbst darstellen, das Bewußtsein, sich überall als tapferer und treuer Ritter bewährt zu haben. In der Lebensbeschreibung rühmt er sich, daß er schier für alle vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freiem Willen sein Leib und Leben, Blut und Gut, in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben und darob auch große Noth erlitten.

Lerse und Georg erscheinen in ihrer neuen Beschäftigung als Jäger, wobei Georg an die Worte erinnert, die Götz beim letzten Mahle in seinem Schlosse geäußert: wenn Recht und Ruhe im Reich hergestellt wären, würden sie noch immer als Jäger genug zu thun finden. Bei ihrer neuen Beschäftigung bedauert er besonders, daß sie so viel mit den Reichstruppen zu thun haben, welche, statt Ruhe zu schaffen, selbst Händel anfangen. Auch leitet Georg die Bedenklichkeit der Zeit ein, indem er des wohl auf den Tod des alten Kaisers deutenden Kometen gedenkt.

*) Die Stadt Miltenberg ward im Bauernkriege angezündet.

In den ersten dreißig Jahren des sechzehnten Jahrhunderts erschienen neun Kometen, keiner aber im Todesjahre Maximilians (1519) und beim Ausbruche des Bauernkrieges (1525); für seinen Zweck nahm Goethe den Kometen von 1527. Zu diesem nach dem allgemeinen Glauben der Zeit drohenden Anzeichen fügt Lerse die Erwähnung des im Herzen von Schwaben ausgebrochenen Bauernaufstandes. Georg weiß näheres über dessen Verbreitung, und auch andere schreckliche Zeichen scheinen dem jungen Reiterknechte dessen Fürchterlichkeit vorzudeuten. Götz aber, der mit geängstigtem Herzen in die Zukunft des Reiches schaut, fürchtet das Unheil, welches manche seiner Freunde treffen werde; daß sie selbst des von den Aufständischen verletzten Rechtes sich gern annehmen würden, deutet Georg am Schlusse an.

So entläßt uns der vierte Akt mit den traurigsten Aussichten. Der Tod des Kaisers steht bevor; dieser will dem Götz im Herzen wohl, wogegen Adelheid auf dessen Nachfolger Karl wirken wird; dazu droht der Bauernaufstand sich in Götzens Nähe zu ziehen und ihn mit zu ergreifen. Wie dies letztere geschehn werde, können wir freilich noch nicht voraussehn, aber des edlen Ritters trübe Ahnungen, daß auch seine Bahn zu Ende neige, lassen uns das Schlimmste fürchten. So bedeutende Naturen haben ja ein eigenes Vorgefühl ihres Unterganges, wenn auch der traurige Zustand eines halbgebrochenen Lebens schon an sich trübe Gefühle hervorruft.

Fünfter Akt.

Wie gerade der Bauernkrieg den Götz in seine Strudel hineinzieht, und Weislingen, worauf dieser sehnlichst gehofft,

Gelegenheit gibt, sich seiner zu bemächtigen und ihm den Prozeß zu machen, wie aber, noch ehe dieser selbst seinen Wunden und allem Jammer erliegt, Weislingen und Adelheid von der Rache ereilt werden, stellt der letzte Akt lebhaft bewegt dar.

Bei der Schilderung des Bauernkrieges benutzte Goethe nur Götzens eigene Darstellung nebst den vom Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen. Ein tieferes Verständniß war auch nach den damaligen Quellen unmöglich. Jetzt wissen wir, daß die Bauern in Franken und Schwaben wirklich an die Umgestaltung des Reiches dachten.*) Der Herausgeber nennt als bedeutendste Theilnehmer die ihre Missethat mit dem Leben gebüßt, Hans Bermetter zu Würzburg, Link genannt, Georg Metzler, Wirth zu Ballenberg, Jakob Köhl zu Eibelstadt Florian Geyer, Jakob Schmid und Wendel Salb. Zu Weinsberg sei zuerst Dietrich von Weiler, als er vom Kirchthurm herab mit den Bauern habe gütlich verhandeln wollen, erschossen und später vom Thurm heruntergeworfen worden. Darauf hätten die Bauern den Grafen Ludwig von Helfenstein nebst dreizehn Adligen, unter welchen zwei Sturmfeder, Rudolf Nagel von Eltershofen, Pleikard von Rüxingen und ein Spät gewesen, dann viele andere, an die achtzig Personen zusammen, „auf einen Acker gegen Heylbronn“ herausgeführt, einen Kreis geschlossen und sie alle erbärmlich durch die Spieße gejagt. Vergebens sei des Grafen Gemahlin, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, ihr kleines Kind auf dem Arm, den Bauern zu Füßen gefallen und habe mit Weinen und Klagen um sein Leben gefleht, das sie ihrem Kinde schenken möchten. Goethe hatte die letztere Szene, die er in Gottfrieds

*) Vgl. F. L. Baumanns Quellen und Akten des Bauernkrieges in Oberschwaben (1876 und 1879).

Chronik schon in seiner frühesten Jugend auch bildlich dargestellt gesehen hatte, im Entwurf höchst wirksam benutzt.

Die erste bei Sonnenuntergang spielende Szene, welche im Entwurf mehr auf die Darstellung des blutigen Ingrimms von Metzler gegen Otto (so heißt er hier) von Helfenstein beschränkt war, hat jetzt, obgleich sie der frühern an grausenhafter Wildheit nachsteht, an dramatischem Leben und umfassender Schilderung der Verhältnisse bedeutend gewonnen; auch leitet sie die Absicht auf Götz passend ein. Ein Haufe unter Link ist eben beim Sonnenuntergang mit dem Niederbrennen eines Dorfes beschäftigt, aus dem alles flieht, was mit wenigen treffenden Zügen beschrieben wird. Metzler, der gerade von dem großen Haufen kommt, schildert mit kannibalischer Freude die zu Weinsberg besonders am Adel mit grimmiger Rache ausgeübten Greuelthaten*); zwischen der grausigen mit Herzens-

*) Nicht umkommt, biblisch (Joh. 6, 12) und volksthümlich. — Kehraus heißt bei einem Feste der letzte wilde Tanz — Herum, um Weiler herum. — Haudern, säumen, ein volksthümlicher Ausdruck, wie trändeln, trenteln. Eigentlich scheint Hauder, wie Hader, Huder, die Bedeutung Plunder, Lumpen gehabt zu haben und darnach haudern vom Beschäftigen mit nichtigen Dingen gesagt worden zu sein; dann bekam es die Bedeutung unseres bummeln, und ward vom saumseligen, trägen Treiben, besonders vom langsamen Fahren gebraucht. Im Gedicht „An Schwager Kronos" stand früher: „Zögert mir vor die Stirne dein Haudern (statt Zaudern)." An Kestner schrieb Goethe: „Ich haudere mich weiter." In dem von Goethe benutzten Nachdruck stand hier als Druckfehler oder als vermeintliche Verbesserung zaudern, das Goethe ohne Ahnung, daß er selbst haudern geschrieben, aufnahm, aber vielleicht hätte er, auch wenn er dieses gefunden, es selbst in das gangbare zaudern verändert. — Zwischen arme Sünder tritt das den Gegensatz zu dem wirklichen Sinne des hier anders gefaßten arm bezeichnende reich. — Mit weiten Nasenlöchern, wie Götz einmal von einem sagt, „er habe viel Winds in der Nasen". — Das

jubel gewürzten Beschreibung unterläßt er nicht, die Bauern mit Schimpf- und Drohworten zum Anzünden aufzurufen. Zugleich berichtet er, daß der große Haufe von Heilbronn heranziehe, und er fordert dann Link auf, mit der Beute zu diesem zu stoßen, der eben um einen Hauptmann verlegen sei, aber noch zwischen Max Stumpf und Götz schwanke. Link ruft den Haufen zum Weiterziehen gen Heilbronn auf, wobei des zur Nachtzeit den Weg erhellenden brennenden Dorfes, aber auch der grausigen Himmelszeichen Erwähnung geschieht, wodurch uns dieser Nachtzug der „Bluthunde" in schrecklicher Beleuchtung entgegentritt. Jene Himmelszeichen, deren schon Georg zum Theil gedacht hatte, werden von den abergläubischen Bauern mit treffender Anschaulichkeit im wetteiferndem Wechselgespräch beschrieben. Goethe benutzte hier die von mir zuerst nachgewiesene Stelle in Sebastian Franks Chronica: „Ein erschrecklicher forchtsamer Komet, dergleichen vor nie gesehen ist worden". „Anno 1527 ist ein grausamer Comet in Westerreich vnd vmbligenden grentzen gesehens worden, auff den 11. tag Octob. morgens vmb vier vhr, hat sein vbung ein stund vnd ein viertheil gewäret, darnach verschwunden. Der auffgang deß Cometen von Orient ist gestiegen auf Mittag vnd der Sonnen Nidergang, doch zwischen Mitternacht am meisten theyl gesehen worden, eines vnmässigen langen Cörpers einer unvermischten Blutfarb oder gleich gelbrot. Sein häupt oder anfang ist gewesen ein gebogner Arm,

lateinische Gaudium war der Volkssprache nicht fremd. — Fahrt zu, macht fort. — Sein Fratzengesicht fiel mir recht auf, weil ich ein so häßliches lange nicht gesehen. — Hasch deutet auf die Hast, womit er den Spieß ihm in die Seite stieß.

der hett in seiner Hand ein vberauß groß Schwert, in maß, als wolt sie jetzund dreyn schlagen, gezuckt. An dieses Schwerts spitzen vnn seiten drey fast [sehr] grosse Sternen, die an den spitzen am grösten erschienen. Von diesen Sternen thet sich ein breiter Wolckenfarben striemeter Schwantz, welcher in der lenge das ander alles vbertraff. Zu den seiten sind gesehen worden vil streimen, als lange Spieß gestalt. Darzwischen vil kleiner Schwert vermischt, alles sich einer bleichroten farb vergleichende. Zwischen dem allem sahe man vil grosser flammen*), welche gantz hel vnd feuwrig erschienen. Darzwischen waren hin vnd wider eyngemengt viel angesichter grausams anblicks, gantz harig an Haupt vnd Bart einer grauwen Wolcken farb. Dieß alles gieng feindtlich (als legs in blutstreimigem fließendem gewässer) durch einander zwitzern vnd sich arbeiten, onmassen grausam anzusehen, daß auch etlich, die es gesehen haben, schreckens vnd forcht halb gestorben sind." Dunger hatte vermuthet, die Beschreibung dieses Kometen in der Schweytzer Chronick von Johann Sumpff habe dem Dichter vorgeschwebt, aber Goethes Darstellung trifft viel genauer in vielen Einzelheiten mit Franck.

Bei der gleich darauf geschilderten Uebernahme der Hauptmannschaft folgt Goethe der Lebensbeschreibung, deren Darstellung er nur vereinfacht. Die Bauern ließen Götz durch seinen Schultheiß nach Gundelsheim bescheiden, weil sie etwas mit ihm zu handeln hätten. Er durfte sich, da diese seine

*) Hiernach faßt Wustmann Goethes Flamme nach süddeutschem Gebrauch als Mehrheit, aber dann würde wohl die Ausgabe letzter Hand Flammen geschrieben haben. In viel feurige helle Flamme steht das Hauptwort, wie *häufig nach* viel, kollektiv.

Weigerung auf das schrecklichste gerochen haben würden und er auf seine eigenen aufgeregten Mägde und Knechte sich nicht mehr verlassen konnte, einer solchen Forderung nicht entziehen. Zu Gundelsheim kommt ihm vor dem Wirthshaus, von den Bauern gesendet, Marx [Marcus] Stumpf*) von der Treppe herab entgegen, der ihm sogleich auf sein Befragen bemerkt, er müsse Hauptmann der Bauern werden. Götz erwiedert: „Das thue der Teufel! Warum thust du es nicht? Thue du es an meiner Statt!“ Stumpf bemerkt dagegen, die Bauern hätten ihm das erlassen, weil er in Diensten des Pfalzgrafen sei, und auf Götzens weitere Weigerung bittet er ihn, seinem gnädigen Herrn, andern Fürsten und dem gemeinen Adel zu Liebe die Stelle zu übernehmen. Der Hauptmann der Bauern nimmt Götzens Entschuldigung unter der Bedingung an, daß er selbst dies den andern Haufen mittheile. Hierbei nehmen ihn die Hohenlohischen gefangen, die ihn nach seinem eidlichen Versprechen entlassen, am andern Tage sich im Lager zu Buchen zu stellen. „Ich thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nit gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Leger, und wünscht mir vielmahl dafür, daß ich in den [dem] bösten Thurn leg, der in der Türckey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt.“ Die Bauern zwangen ihn, vom Pferd abzusitzen und in ihren Kreis zu treten. Die Forderung, ihr Hauptmann zu werden, schlug er ab: er könne es seinen Ehren und Pflichten nach nicht

*) Goethe nennt ihn Max Stumpf nach Datt, der ihn als Amtmann von Krautheim bezeichnet.

thun; dazu verstehe er sich nicht ihres Handels, da ihre und seine Handlung, ihr und sein Wesen himmelweit verschieden seien; auch könnte er dieses gegen Gott, Kaiser, Kurfürsten, Grafen und Herrn, gemeine Ritterschaft, den Bund und alle Stände des Reichs nicht verantworten. Als sie aber auf ihrer Forderung bestanden, „da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handlen, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer." Fünf oder sechs Räthe von Mainz und Marx Stumpf drangen in ihn, sich der Hauptmannschaft zum Besten des Reiches nicht zu entziehen, da er dadurch viel Uebel hindern werde. „Da sagt ich drauf, wann die Bauern von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihnen Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hindersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8. Tag mit ihnen versuchen."*) Diese verlangten eine längere Zeit; endlich einigte man sich auf einen Monat. Der frühere Kanzler Wendel Hippler setzte den Vertrag auf, worin sich die Bauern verpflichteten, ihm gehorsam zu sein, keines Fürsten und Edelmanns Haus zu verbrennen oder sonst zu beschädigen, auch diese Uebereinkunft an alle andern

*) Was hatte denn aber überhaupt der weitere Zug der Bauern zu bedeuten? So weit kann Götz unmöglich gegangen sein, der dabei offenbar seine Stellung zu den Bauern etwas verkennt, aber nicht absichtlich sich reiner darstellen will. Goethe hat ihn hier wesentlich berichtigt. Sein Götz kann die Banden nicht sogleich auflösen, nur von weitern Gewaltthaten, vom Morden und Brennen will er sie abhalten, und er hofft sie allmählich zu beruhigen.

Haufen zur Nachachtung zu schicken. Aber während Götz gen Miltenberg zog, wohin Graf Georg von Wertheim kommen sollte, beschwerten sich die übrigen Haufen über den Vertrag und sagten, „sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten", und sie schwuren, Götz und diejenigen, die einen solchen Vertrag aufgerichtet und ihnen zugeschickt, todt zu schlagen. Als dieser, vergebens durch einen von den Bauern gewarnt, zurückkehrte, sah er das Mainzische Schloß Willenberg brennen, was eine Verletzung des Vertrages war. „Da sagte ich frey zum gantzen Haufen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbaldt müdt werden, als ich ihr." Daß Götz zur Uebernahme der Hauptmannschaft gezwungen worden, tritt in Goethes Darstellung so unzweideutig hervor, daß nur die ganz falsche Stellung, welche Drenckmann gegen unser Stück einnimmt, ihn zu der Behauptung verleiten konnte (S. 23 f.), die Lust am Kampfe treibe Götz zur Annahme der Führerschaft, woneben er ihm eine Art Sympathie mit dem Bestreben der Bauern zuschreibt. Zum Beweise hierfür ruft er Weislingens Wort an, es würde Götz schon schwer fallen, sich ruhig zu halten, und dessen Unmuth über seinen Müßiggang, obgleich dieser selbst in eben dieser Szene so scharf als möglich betont, daß ihm nichts über sein Wort gehe. Aber Drenckmann will eben um jeden Preis eine Schuld haben, und so stellt er den getreuherzigen Götz geradezu auf den Kopf, glaubt den niederträchtigen Gegnern, nicht seinen eigenen Herzensergüssen noch der Darstellung der Handlung selbst, und geberdet sich wunderlich, um alles zur Beglaubigung seiner Grille mißzuverstehn. Auch Lichtenberger ist gegen unsere Szene sehr ungerecht. Götzens Widerspruch sei so schwach, sein Bedenken so kurz,

seine Entscheidung so barsch und so wenig begründet, daß der Leser befremdet und getäuscht sei und er über die Absicht des Dichters sich Rechenschaft zu geben suchen müsse. Als ob nicht die ganze Art, wie Götz, der Mann von raschem Handeln und wenig Worten, hier auftritt, durchaus seinem Charakter entspräche und er irgend anders hätte handeln können, als ob die Nothwendigkeit dieses seines Handelns nicht durch das, was wir von den empörten Bauern sehen und hören, vollständig begründet wäre, wenn er auch den wilden Banden gegenüber sich in keine lange Erklärung einläßt. Die Nothwendigkeit, sein Wort zu brechen, ergibt sich aus seiner Lage, da seine Weigerung nur die Zerstörung seines Schlosses und seinen eigenen Untergang zur Folge haben würde und er kein anderes Mittel sieht, sich selbst zu retten und die Wuth der Bauern zu mäßigen. Die von Lichtenberger getadelte Kürze ist so wenig ein Mangel, daß Götz seinem Charakter gemäß nicht anders handeln konnte.

Goethe führt als Führer des großen Haufens Kohl und Wild vor, von denen Kohl, der sich bereits im Entwurf fand, oder vielmehr Köhl, geschichtlich begründet ist (vgl. oben S. 129), Wild ein frei erfundener, bezeichnender Name, den der Dichter den sonst noch überlieferten vorzog. Max Stumpf und Götz sind von ihnen auf das Feld beschieden worden; des erstern Entschuldigung nimmt Kohl an, da er auf ihn weniger Gewicht legt als auf den kräftigen, eben mit Lerse und Georg auftretenden Götz. Aus den Worten, mit denen Götz auftritt, ergibt sich, daß man ihn hat rufen lassen. Dem Rufe nicht zu folgen, wäre Wahnsinn gewesen, da er die Wüthenden dadurch nur gegen sich gereizt hätte, ja sie hatten ihren Ruf mit Drohungen begleitet. Die Verhandlung, wobei Stumpf dem Götz zuspricht, ist mit

wenigen kräftigen Strichen echt dramatisch durchgeführt.*) Daß Götz, auch nachdem er die Hauptmannschaft angenommen, von den argwöhnischen Bauern bewacht wird, ist der Lebensbeschreibung gemäß. Kohl, der herrischer und gewaltsamer als Wild erscheint, hat aus Götzens strengen Worten Verdacht geschöpft, wie denn ein freier Ritter und Herr nie einer solchen von grimmigstem Haß erfüllten Natur rechtes Zutrauen einflößen kann. Kaum hat Götz sich entfernt, um sich unter den Haufen umzuthun und das Lager aufzusuchen**), so finden sich Metzler und Link ein, die eben von dem Vertrag gehört haben, was freilich etwas rasch ist. Auch sonst wäre es passender, wenn dieser Theil der Szene erst auf die nächste folgte. Metzler will von Schonen nichts wissen, sondern die Haufen aufregen, den Vertrag thatsächlich durch den Brand von Miltenberg zu brechen, das Goethe hier an die Stelle des Mainzischen Schlosses Willenberg gesetzt hat. So sind also die Bauern selbst unter sich uneins; die schlimmsten und zugleich thatkräftigsten wollen nur sich rächen und sich „emporhelfen", nicht die wirkliche Unterdrückung abstellen.

Nachdem wir gesehen, wie Götz in seine so schlimme Stellung gezwungen worden, treffen wir Weislingen wieder, der gegen die Bauern beordert ist und eben einen seines Erfolges sichern Hauptstreich thun will. Die Eifersucht wühlt in ihm. Adelheiden läßt er den entschiedenen Befehl zugehn, sich sofort auf sein

---

*) Wir haben nicht Sattelhenkens (zum Warten, eigentlich zum Ausruhen) Zeit, wie in der Lebensbeschreibung steht: „Nun es war nit lang Sattelhenkens da." Einige Auftritte später steht: „Es ist nicht Säumens Zeit."

**) Die Abordnung Lerses an seine Frau, bei der wir diesen gleich finden, könnten wir hier, besonders in der Gegenwart der Bauern, füglich entbehren, wogegen wir angedeutet wünschten, weshalb Götz sich entfernt.

Schloß*) zu begeben, was er früher nur als Wunsch geäußert, dem sie aber die Absicht entgegengesetzt hatte, bei Hofe zu bleiben. Doch der ihr den Befehl zubringen und sich von dessen Erfüllung überzeugen soll, ist der rasend in sie verliebte, für sie allein fühlende Franz, wodurch unsere Erwartung aufs äußerste gespannt wird. Die hier folgende Andeutung der entsetzlichen Regengüsse, von denen früher nichts verlautet hat, möchte man wegwünschen; sie scheint eingefügt, um den Schlag gegen die Bauern noch etwas aufzuhalten.

Die schreckliche, das Schlimmste drohende Lage von Götz tritt uns zunächst in der ängstlichen Sorge seiner einsam zurückgelassenen Gattin entgegen. Wir finden Lerse bei ihr; eben hat er ihr die traurige Mittheilung gemacht. Elisabeth sieht es deutlich voraus, wie seine Feinde dies zu seinem Verderben benutzen, ihm vorwerfen werden, er habe seinen Bann gebrochen und sei an der Spitze von Rebellen ausgezogen, obgleich er nicht anders konnte, wollte er nicht ihrer Wuth zum Opfer fallen.**) Vergebens deutet Lerse darauf, wie er ihrer Raserei Einhalt gethan***), ja selbst auf das schmählichste von ihnen gefangen

*) V, 8 ist ihre (Güter), was ich längst bemerkt habe, Druckfehler statt meine, wie richtig dort gleich darauf seine Güter steht.

**) Das Sag nein! und Sage (es sollte auch hier Sag heißen) nein! deutet, wie vorher: „und er wird nicht sagen können: Nein!" auf die Unmöglichkeit, die Thatsache zu leugnen, nicht, wie es Wustmann versteht, darauf, daß Elisabeth wünsche, er möchte es in Abrede stellen können.

***) Thathandlungen, hier von Gewaltthätigkeiten, nicht nach Steigerwald, der auf dem Titel von Götzens „im Krieg ausgeübten Thathandlungen" spricht. Lichtenberger ist anderer Ansicht: aber daß das Wort auch diese Bedeutung hat, ist unzweifelhaft, und sie scheint hier entsprechender. Götz selbst braucht „so tyrannisch handeln". Bei Goethe (V, 2) ist vom „schändlichen, rasenden Wesen" der Bauern die Rede.

gehalten werde. Wäre Gott vom Himmel zu ihm gekommen, sagt Götz in der Lebensbeschreibung, die Bauern hätten ihn nicht mit sich reden lassen, ohne daß ihrer zehn oder zwölf dabei gestanden. Zum höchsten Unglück ist auch Sickingen jetzt weit entfernt; sonst würde dieser in der schrecklichen Noth für Götz eintreten.*)

Was Metzler oben gedroht, soll Götz zu seinem höchsten Unwillen erfüllt sehn, Miltenberg brennt. Seit der letzten Szene der Bauern müssen wenigstens einige Tage vergangen sein, da Götz äußert, er fahre den Bauern alle Tage durch den Sinn, sage ihnen die bittersten Wahrheiten.**) Dem widerspricht es aber, daß schon früher Metzler im Begriff stand, die Bauern zum Niederbrennen von Miltenberg aufzuhetzen; die Worte „Miltenberg dort drüben anzünden" müßten deshalb dort in Wegfall kommen. Der Entwurf hatte den Widerspruch nicht, auch die Bühnenbearbeitung hat ihn vermieden. Götz sendet Georg ab, den Mordbrennern sein höchstes Mißfallen über diesen Vertragsbruch und zugleich seine Absicht auszusprechen, sich von ihnen loszusagen. Seine unglückliche Lage unter diesen wilden, kein Recht kennenden Bauern zerreißt ihm das Herz. Der Wunsch, lieber in der Türkei gefangen zu liegen, ist aus der Lebensbeschreibung (vgl. oben S. 133), auch die unmittelbar darauf folgende Warnung des Unbekannten, welche zu der Zeit

---

*) Die Szene würde besser mit dem Gebete Lerses schließen. Daß Elisabeth nicht nach Georg, Sickingen und Marien fragt, würde sich einfach daraus erklären, daß sie vom Schmerz überwältigt ist, worauf eben Lerses Gebet deutet.

**) Wustmann nimmt das Präsens fahr in der Bedeutung des Futurums, weil Götz an diesem Tage erst das Kommando übernommen habe. Aber auch dadurch schwindet der wirkliche Widerspruch nicht, den Goethe bei der Bearbeitung übersah.

erfolgte, als sie zu Würzburg lagen; der Warnende ist dort ein Siebener, ein Mitglied des Rathes. Götz sei ein guter, freier Edelmann, sagt jener „gute, fromme, treuherzige“ Mann, er rede frei, nicht, wie es einem jeden wohl gefalle, und sei kein Heuchler; doch rathe er ihm, solcher Rede müßig zu gehn, sonst hätten die Bauern beschlossen, ihm den Kopf herabzuschlagen. Nach der Rede des Unbekannten ist wohl mit Unrecht der Nachruf Götzens weggefallen: „Hört! Noch ein Wort!“ der sich im Entwurf fand. Wie fürchterlich dem edlen Ritter auch ein solcher Tod unter den Bauern scheinen muß, doch faßt er sich in dem Gedanken, dieser werde gerade der Welt den besten Beweis liefern, daß er ihren Frevelthaten nicht zugestimmt, sondern sie verabscheut habe. Wie er dies mit äußerster Lebensgefahr auch den Mordbrennern gegenüber ausspricht und ihrer Wuth seinen ritterlichen Muth entgegensetzt, zeigt sich in lebendigster Darstellung sofort, als er, trotz der dringendsten Noth, da der Theil der Bauern, der Miltenberg verbrannt hat, geschlagen und gefangen worden, sie über den Vertragsbruch zur Rede stellt und die feige Schmähung nicht ungestraft läßt. Brand und Niederlage hat Goethe hier ganz nahe gerückt. Nach der Lebensbeschreibung zogen die Bauern, als sie Willenberg verbrannt, in Würzburg ein, wo sie einige Tage verweilten, bis die Nachricht von der großen Niederlage, welche ein sehr starkes Heer der Aufständischen bei Böblingen erlitten hatte, sie zum Aufbruche veranlaßte; Götz aber verließ bei Adolfsfurt, da eben sein Monat zu Ende war, seinen Haufen, ehe dieser geschlagen ward. Doch Goethe bedurfte der Gefangennahme von Götz nach der Niederlage und er mußte alles näher zusammenrücken. Sein Todfeind Weislingen ist es, der die Fliehenden verfolgt,

und dies um so leidenschaftlicher, als er erfahren hat, daß Götz sich unter ihnen befindet und verwundet ist. Seine von ärgster Eifersucht gequälte Seele ist vom grimmigsten Haß gegen den alten Freund entbrannt, dessen Vernichtung ihm lindernder Balsam sein würde, da seine Größe ihm das Herz beklemmt.

Die kurze Szene, in welcher Weislingen die Ritter zur Verfolgung antreibt und seinen der Erfüllung nahen gierigen Haß gegen Götz enthüllt, folgt nach einer Schlacht, welche die Aufständischen zurückgedrängt hat, doch sollte sie von der vorigen entschiedener getrennt sein und an einem andern Orte des Schlachtfeldes spielen.*)

Eine sehr glückliche Erfindung ist es, daß der schwer verwundete Götz in den Wald, zu den von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Zigeunern fliehen muß**), und unter diesen, zum letztenmal für seine Freiheit kämpfend, gefangen genommen wird. Der Zustand der Zigeuner, die im Entwurf eine große Breite einnahmen***), ist mit wenigen scharfen Zügen entworfen.†) Wie Kinder und Weiber zum Unterhalt das Ihrige beitragen müssen, tritt uns zunächst entgegen, nachdem

*) Er schilt sein Herz thöricht, weil es, so lange Götz lebt, sich nicht beruhigen will.

**) Götz hatte durch Georg den mordbrennerischen Bauern sagen lassen, sie sollten einen Zigeuner, nicht ihn zum Hauptmann wählen.

***) Seit 1497 wurde den Zigeunern auf den Reichstagen wiederholt geboten, bis nächste Ostern oder binnen drei Monaten Deutschland zu verlassen. Maria Theresia schützte sie und wollte sie an feste Wohnsitze binden, aber auch sie sah sich gerade in dem Jahre, in welchem Götz erschien, zu strengen Maßregeln gegen sie gezwungen.

†) Die dialektische Eigenheit der Zigeunersprache wird willkürlich durch die Formen und Redeweisen der gemeinen Volkssprache angedeutet, wozu auch das eigentlich pleonastische „hint (heute Nacht) Nacht“ gehört.

das unwirthliche Lager treffend bezeichnet ist. Zugleich aber wird der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung in der Umgegend gedacht, wobei auch wieder die feurigen Himmelserscheinungen hervortreten. Die männlichen Zigeuner*), welche das Festhalten am alten Aberglauben durch den Ruf des wilden Jägers bekunden, den sie im schaurigen Walde eben über sich hinziehen zu hören glauben, haben die Verwirrung zu ihren kleinen gewohnheitsmäßigen Diebstählen bestens benutzt, so daß die Alte mit ihrer Ernte sehr zufrieden ist. Nachdem das Bild der armen, zum Stehlen gezwungenen Zigeuner uns lebhaft vergegenwärtigt ist, naht Götz, dem die Feinde auf der Spur sind. Dieser, dessen Erscheinung bei dem Hauptmann noch in seiner großen Noth Bewunderung erregt**), wogegen der erste Zigeuner in ihm gleich den berühmten Götz erkennt, findet freundlichste Aufnahme. Aber die Feinde nahen und ihre Uebermacht bewältigt die für Götz sich erhebenden Zigeuner. Der Held, der sich selbst mit Noth aufs Pferd schwingt, wird gefangen, wie wir aus dem Munde des ersten, die unglückliche Entwicklung meldenden Zigeuners erfahren. Die knappe Ausführung athmet überall frisches Leben; der Verlockung, Götzens Gefangennehmung wirksam darzustellen, wie es die Bühnenbearbeitung thut, hat der junge Dichter widerstanden.

Jetzt, wo Götz seinem Ende nahe gekommen (denn das Herz

---

*) Die drei Gesellen, die mit dem Hauptmann erscheinen, sind Wolf, Sticks (von stecken, heimlich mittheilen) und Schricks (von schrecken); sie werden anfangs als erster, zweiter, dritter Zigeuner bezeichnet.

**) Des Hauptmanns Anrede: „Ists Friede, daß du kommst", wie 1 Samuel 16, 4, soll keine biblische Anspielung sein; es ist eine volksthümlich *gewordene* Redeweise.

seines Lebens ist durch seine Gefangennahme als Hauptmann der Bauern unter den als Räuber geltenden Zigeunern gebrochen), jetzt muß die Rache auch das gegen ihn verbündete, längst unter sich entzweite Paar ereilen. Franz hat seiner Herrin Weislingens Brief mit dem strengsten mündlichen Befehl überbracht, wodurch diese zum Aeußersten getrieben wird; es gilt dem Eifersüchtigen zuvorzukommen. Der Dichter hat hier ihre Beziehung zu Karl unbeachtet gelassen, weil sie zur folgenden Entwicklung weniger geeignet schien; doch wäre eine Erwähnung von Karls zeitweiliger Entfernung wohl angebracht gewesen. Adelheid ist nicht mehr in Augsburg, sondern hat sich auf ihr Schloß begeben, wo sie sich am sichersten glaubt. Gleich nach Empfang des Briefes hat sie sich auf ihr Schlafzimmer zurückgezogen, wo sie nicht zur Ruhe kommen kann, doch fest steht ihr Entschluß, das Schlimmste abzuwehren, ihre Freiheit durch Weislingens Verderben zu erkaufen.*) Schon hat sie einen Brief an ihn begonnen, in welchem sie seinen Wunsch erfüllen zu wollen erklärt, aber sie sinnt darauf, den rasend in sie verliebten Franz zur Vergiftung ihres nichts Arges ahnenden Gatten zu verleiten. Dieser kommt ihr eben ganz gelegen. Die Sorge für die Herrin und die glühende Liebe zu ihr haben ihn nicht schlafen lassen; die Unruhe treibt ihn auf, zu ihr hin; auf den Zehen schleicht er zur Thüre ihres Schlafzimmers und klopft. Wie könnte Adelheid in dem Augenblicke, wo sie seine Liebe höher schätzen

*) Wir haben uns die Worte: „Er — zuvorkommen", wohl als Schluß eines längern Selbstgespräches zu denken, nicht anzunehmen, daß sie, nachdem sie mit dem Briefe in der Hand auf dem Sessel eingeschlafen, eben aus einem unruhigen Schlummer aufgewacht ist, da der Dichter dies irgendwie angedeutet haben würde.

muß, wo eine dunkle Ahnung sie treibt, er müsse ihren Plan ausführen, ihm den Eingang verweigern! Mit schlauer Berechnung*), in welche sich ihre Liebe zu dem schmachtend hinschmelzenden armen Jungen glücklich verwebt, weiß sie seine Wuth gegen Weislingen, der sie nur deshalb auf sein Schloß haben wolle, um sie unter seiner Gewalt zu haben, sie wohl in ein Kloster verstoßen**), so zu stacheln, daß dieser in leidenschaftlicher Hast das ihm angesonnene Verbrechen auf sich nimmt.***) Mit der schmeichelnden Aussicht, ihm bald ganz anzugehören, so daß er nicht mehr, wie heute, verstohlen zu ihr zu kommen und sich in frühester Morgenstunde wegzuschleichen brauche†), mit dieser berauschenden Hoffnung treibt sie ihn zum schrecklichen Werke. Die Szene bricht vor ihrer Trennung ab.

Des unglücklichen Götz schrecklicher Zustand und das ihm drohende Schicksal treten uns in der zu Heilbronn vor dem

*) Sie knüpft an den von Franz ihr überbrachten brieflichen und mündlichen Befehl an, auf sein Schloß zu gehen. Daß *ihre* (statt *seine*) *Güter* verbruckt sei, beweist das bald darauf folgende „Er will mich auf seine Güter". Vgl. S. 138*). Strehlke hat meine Verbesserung aufgenommen, auch Lichtenberger empfiehlt sie. Schröer sagt kein Wort über den Widerspruch.

**) „Hier weiß er mich in Sicherheit." Auf ihrem Schlosse wagt er keine Gewalt gegen sie, da sie dort Herrin ist.

***) „Eh' alles! alles!" bezieht sich nicht auf Adelheidens letzte Frage, sondern auf den Schluß ihrer frühern Rede, „wird mich in ein Kloster stecken". Aehnlich geht kurz vorher das wiederholte „Er soll nicht!" auf das nicht unmittelbar vorhergehende „mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingibt". „Franz, ach uns zu retten!" ist als unabhängiger Ausruf des Wunsches zu fassen.

†) So sind Adelheidens hoffnungsvolle Worte zu verstehn, nicht auf einen frühern verbrecherischen Umgang zu beziehen. Weist sie ja seine Umarmung als unverschämt zurück. Der Morgen ist eben nahe, da Franz in tiefer Nacht zu ihr gekommen. Sie drängt ihn, sich zu entfernen, damit er um so rascher ihren Befehl vollziehe.

Gefängnißthurm spielenden Szene, in Elisabeths kummervoller Bedrängniß und Lerses Schilderung der grausamen Behandlung der Aufständischen entgegen. Götz ist zum zweitenmal nach Heilbronn gebracht worden (den Ort wünschte man nicht bloß in der Ueberschrift bezeichnet), wo man ihn in den Thurm geworfen hat, da man ihm, wie Elisabeth nur zu richtig geahnt, den Prozeß als Meuterer macht. Die Gattin ist zu seinem Trost dorthin geeilt, aber leider kann sie das schleichende Fieber, das ihn befallen, eben so wenig verscheuchen als die Düsternheit seiner Seele. Lerses Kunde, daß Weislingen Bundeskommissar sei, gestattet ihrer gräßlichen Furcht noch einige Hoffnung. Eben ist Maria, nach der Lerse von ihr geschickt worden, angekommen; sie soll sogleich zu Weislingen hin, um von dem treulosen Geliebten das Leben ihres Bruders zu erflehn.*) Mit Absicht ließ Goethe Marien nicht sogleich mit Lerse auftreten, sondern noch im Wirthshause verweilen, um die Darstellung zu vereinfachen. Im Entwurf folgt Maria diesem freiwillig, als er ihr die Nachricht von der Noth ihres Bruders gebracht.

Der zu rascher Entwicklung drängende Dichter versetzt uns sofort auf Weislingens Schloß; zwischen der dort und der zu Heilbronn spielenden Szene ist einige Zeit verflossen. Adelheid hat sich nach ihrem Schlosse begeben, wohin ihr Franz Nachricht bringen soll. Aber dieser kann Weislingen nicht verlassen; das Gift hat gewirkt, es verzehrt Weislingens Lebenskraft. Vor Mattigkeit weiß er sich kaum zu halten; dabei führt sein Schuldbewußtsein ihm in fieberhaften Träumen den Götz vor, der ihn

*) Daß Maria so elend durch Weislingen sei, deutet darauf, daß sie ihn noch immer liebt, aber sein schändliches Betragen verabscheuen muß.

mit bitterſter Verachtung ſtraft.*) Schon hat er ſein Todesurtheil unterſchrieben und noch immer bangt ihm vor Götz. Die Stimme ſeines Gewiſſens regt ſich nach ſeinem Erwachen, und die Erinnerung an ihre einſtige Freundſchaft ergreift ihn, aber der Gedanke, daß dieſer ſo ſchmählich verrathene, vor ihm rieſengroß ſich erhebende Jugendfreund noch lebe und ihn vielleicht noch einmal vernichten könne, ängſtigt ihn ſchrecklich. Unfähig, ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, ſchiebt er die Schuld auf böſe Geiſter, die mit den Entſchlüſſen der Menſchen ihren hölliſchen Muthwillen übten. Wegen der ihn immer mehr überwältigenden Schwäche**) muß er ſich auf einen Stuhl niederlaſſen; könnte er nur einmal in einem Schlafe ſich ſtärken, aber dieſer Wohlthäter der Schwachen und Ermüdeten flieht ihn.

Die Erſcheinung der unangemeldet eintretenden Maria iſt auf das treffendſte verwandt, Weislingens Angſt und Gewiſſensqual zu ſteigern; je mehr dieſe mit ihren Bitten in ihn dringt, um ſo fürchterlicher fühlt er ſich erſchüttert.***) Franzens Bekenntniß ſeiner Schuld, nachdem Weislingen Götzens Todesurtheil zerriſſen hat, iſt auf das glücklichſte eingeleitet.†) Die Gewißheit von Adelheidens Schandthat gibt dieſem den letzten Stoß; die Anweſenheit ſeiner treulos verlaſſenen Geliebten wird für den Schuldbewußten zur grauſeſten Qual, während für den Zuſchauer gerade durch Mariens edles Mitleid das Schreckliche

*) „Verſagte mir", es zu faſſen. — Statt er's muß es heißen „er das ſeine".

**) Dreht, wie häufig, ohne das jetzt hier nöthige ſich.

***) Erſt bei den Worten: „Das iſt Adelbert!" tritt ihr die in ſeiner ganzen Geſtalt ſich zeigende Zerſtörung lebhaft vor die Seele.

†) „Hoffnung iſt bei den Lebenden", ſprichwörtlich. Fauſt II, 5680 „Der Lebende ſoll hoffen."

der Szene gemildert wird. Ehe Weislingen, der jetzt das, was er an Götz verschuldet, noch möglichst gut zu machen sucht*), wirklich verscheidet, bricht der Dichter treffend ab mit Mariens inbrünstiger Bitte um einen Strahl himmlischer Gnade, daß er doch nicht in Verzweiflung sterben möge.**)

Bei der sich unmittelbar anschließenden Szene des Vehmgerichts hat sich Goethe großer dichterischer Freiheit bedient; er benutzte neben Datt die sogenannte arnsberger Reformation (codex legum et consuetudinum judicii Westphalici summae sedis Tremoniensis), die er im Corpus juris Germanici publici ac privati hactenus inediti e bibliotheca Senckenbergiana fand. Daraus nahm er das auf dem Tisch liegende Schwert mit einem Strick oder einer Weide, die er eigenthümlich zum doppelten Tode benutzte, sowie die im Entwurf genannte Siebenzahl der Richter.***) Nach Datt stellte der Freischöffe, welcher die Klage übernommen hatte, des Klägers „gewonnener Fürsprech", an den Freigrafen die „Frage eines rechten Urtheils" mit Beantragung einer bestimmten Strafe. Der Freigraf übertrug das Urtheil einem Freischöffen, der sich mit den übrigen Freischöffen entfernte, um die Ansicht derselben zu vernehmen. Das vom vorsitzenden Freischöffen gegebene Urtheil wurde vom Freigrafen gesprochen und einer oder zwei Freischöffen zum

*) Unter den andern Kommissarien nennt Weislingen noch Seckendorf, in dem Entwurf den „Regimentsrath von Seckendorf". Die Lebensbeschreibung gedenkt einmal des vornehmen fränkischen Geschlechtes von Seckendorff.

**) Der Blick der ewigen Liebe dringt in sein Herz und eröffnet es zu neuem Leben. Blick, Strahl, wie in Hermann und Dorothea (VIII, 3) von der Sonne.

***) Der Entwurf unterscheidet sieben sitzende Oberrichter und sieben stehende Unterrichter, wobei der von Datt berichtete sogenannte „Umstand" vorschwebte, wie man die Schöffen nannte, welche das Recht hatten, um das Gericht zu stehn.

Vollzug desſelben beſtimmt. Daß Frauen vor dem heimlichen Gericht nicht verfolgt werden konnten, durfte unſer Dichter bei den vielen Freiheiten, die er ſich nahm, ganz unberückſichtigt laſſen, wie er auch die Beſtimmungen über die verſchiedenen Friſten nicht brauchen konnte. Die zwiſchen unſerer und der vorigen Szene liegende Zeit iſt eben ſo wenig als der Ort des geheimen Gerichts näher angedeutet. Dem Dichter war es nur darum zu thun, dem Ganzen den Charakter des Grauſenhaften, Unheimlichen aufzudrücken, wozu er den einfach bedeutſamen, ſchauerlich wirkenden Ton in ganz freier Darſtellung glücklich traf.*) Auch hierin iſt ſeine Darſtellung der Typus für die ſpätern Ritterdramen geworden. So wird denn die Strafe des doppelten Todes durch Strang und Schwert wegen Ehebruch und Mord gegen Adelheiden ausgeſprochen**); ihren grauſenhaften Vollzug, auf deſſen kecke Darſtellung im Entwurf der junge Dichter ohne Zweifel große Stücke gehalten hatte, ließ er ſpäter mit Recht weg, überzeugt, daß das moraliſche Gefühl durch die in Ausſicht geſtellte Ermordung befriedigt ſei, durch die wirkliche Darſtellung der Ermordung des ränkevollen Weibes

*) Unſträflich, ohne ſchwere Schuld. — „Deß Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind.“ Nach Pſalm 24, 4: „Der unſchuldige Hände hat und reines Herzens iſt.“

**) Es muß hier angenommen werden, daß Adelheid ſich mit Franz des Ehebruches ſchuldig gemacht; im Entwurf thut ſie es ſowohl mit Franz als mit Sickingen, wogegen jetzt keiner von beiden ſich mit ihr wirklich vergangen hat. In den Worten des Aelteſten iſt wohl vor (ſtatt von) dem Angeſichte des Himmels zu leſen, wie es in Egmonts erſtem Monolog im Gefängniſſe früher hieß vorm Angeſicht der Sonne. Lichtenberger will freilich wieder von im Sinne weg von faſſen, aber vor dem Angeſicht iſt ſtehende Redeweiſe und auf dem Angeſicht des Himmels ſind ſie nicht, ſondern vor ihm.

die Anziehung der Todesszene des Götz, der seinen Gegensatz in Weislingens qualvollem Ende findet und in großartigster Bedeutsamkeit hervortreten muß, wesentlich beeinträchtigt würde.

Die folgende kurze Szene während der Rückreise Mariens nach Heilbronn*) ist sehr unnöthig, da bei der ganzen springenden, nicht alle Punkte der Handlung gleichmäßig vergegenwärtigenden Darstellung Mariens Eile, dem Bruder seine Befreiung zu bringen, keiner Ausführung bedarf. Auch könnte ja Lerse ihr vorauseilen, und leicht wäre es gewesen, die Raschheit, womit Maria ihre Reise ausgeführt, am Anfang der zweitfolgenden Szene anzudeuten. Im Entwurf finden wir hierfür eine ganz andere Szene, worin die eben zurückgekehrte Maria mit Lerse zusammentrifft; Lerse ist, was an sich wahrscheinlicher, bei Götz und dessen trostloser Gattin zurückgeblieben.

Nur Götzens Ende bedarf noch der Darstellung. Wir finden ihn mit seiner treuen Gattin im Gefängniß (Thurm). Vergebens sucht Elisabeth den schwer Niedergebeugten durch die Hoffnung einer glücklichen Wendung der Dinge aufzurichten.**) Haben sie ihm ja alles genommen, worauf er Werth gelegt (der Schmerz macht ungerecht, und so gedenkt er nicht des höchsten ihm gebliebenen Schatzes, seiner Gattin); mögen sie ihm denn auch den Kopf nehmen, an dem jetzt wenig gelegen ist. Nur von seinem treuen, tapfern Georg möchte er noch sichere Kunde vernehmen,

*) An Morgen, eigentlich an'n Morgen, nach älterer Freiheit, wie in Garten. — Aushellen, mundartlich für aufhellen, wie es Goethe auch in einem Briefe an Frau von Stein braucht. Noch Jean Paul hat den Ausdruck.

**) „Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf." Mit Beziehung auf Psalm 145, 14: Der Herr erhält alle, die da fallen, und richtet alle auf, die niedergeschlagen sind." 146, 8: „Der Herr richtet auf die Niedergeschlagenen."

am liebsten ihn selbst sehn, weshalb Lerse nach ihm ausgesendet werden soll. Daß dieses geschehen, versichert ihm Elisabeth, da sie durch die Kunde von Georgs Tode ihm nicht den letzten Stoß versetzen möchte. Götz fühlt, daß das Schicksal sein Verderben beschlossen, daß er unter der Last des zusammenströmenden Unglücks erliegen soll, worüber er sich in frommer Ergebung beruhigt.*) Aber noch einmal möchte seine nach Freiheit sich sehnende Seele Gottes freie Frühlungsluft und den offenen, reinen Himmel genießen.

Sein Wunsch wird ihm gewährt, wie dem König Johann bei Shakespeare (V, 7); man bringt ihn in das Gärtchen des Gefängnisses. Lerse und Maria sind eben von der Reise zurückgekehrt; ersterer soll hineingehn und sehn, wie es um den Bruder stehe. Maria trifft mit Elisabeth zusammen, die eben den Wächter beredet hat, den Wunsch ihres Gatten zu erfüllen.**) Maria berichtet, daß Weislingen gestorben und ihr Gatte, von dessen hochfliegenden Plänen wir früher vernommen, in größter Gefahr schwebt. Elisabeth gibt uns Gewißheit von Georgs Tod.***) Die arme Maria preßt das Gefühl der Nichtigkeit aller menschlichen Hoffnungen, welche das Zusammentreffen so

*) Als das Unglück, das ihn betroffen, nennt er Weislingens Verrath, der ihm zuerst das Herz gebrochen, dann die schreckliche ihm aufgezwungene Hauptmannschaft, den eben erfolgten Tod des ihm von Herzen gewogenen Kaisers, und erst zuletzt sein eigenes Körperleiden. — Er hatte gehofft, sein Ende (Stunde) sollte sein „wie sein Leben", so lebhaft bewegt, in Bewährung seiner Kraft.

**) Elisabeth bemerkt Marien erst, als der Wächter sich entfernt hat. Der Dichter hat es unterlassen, das Zusammentreffen beider auszumalen. Beide sind vom Schmerz abgestumpft.

***) „Die Hand des Herrn ruht schwer auf ihm." Nach Psalm 32, 4: „Deine (des Herrn) Hand war Tag und Nacht schwer auf mir."

vieler bittern Schläge, unter denen auch Weislingens verzweiflungsvoller Tod, ihr nahe legt, in die Worte zusammen: „O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!“

Jetzt erscheint Götz, von Lerse und dem Wächter geführt, unter dem mit innigster Dankbarkeit begrüßten heitern Frühlingshimmel, um von der Welt und seinen Lieben Abschied zu nehmen. Die eben so hoffnungsvoll sich neubelebende Welt erinnert ihn in gefaßtem Schmerze, daß alle seine Lebenshoffnungen dahin sind, selbst die wunderbar erhebende Aussicht auf eine edle, tapfere Nachkommenschaft, wie sie ihm sein Vater einst erfleht, ist ihm genommen; sein einziger Sohn hat in einem Kloster seine Bestimmung gefunden, er wird sich ganz einem heiligen Leben widmen. Aber hat das Schicksal ihm auch einen starken, ritterlichen Sohn versagt, so muß er es doch als eine glückliche Fügung betrachten, daß es ihm tapfere Kampfesgenossen verliehen hat. Der Anblick des einen, Lerses, der zu seinem höchsten Troste noch im letzten Augenblick ihm zur Seite steht, hält seine Seele aufrecht, während Georg, der jugendliche Held, fern ist, an dessen Feuer und Leben strahlenden Blicken er sich gern noch einmal erwärmte. Die tiefe Sehnsucht des sterbenden Götz nach diesem seinem ihm vorangegangenen geistigen Sohne erfüllt die anwesenden Lieben mit schmerzlicher Rührung; stumm blicken sie zur Erde und sie können sich der Thränen nicht enthalten. So ist denn Georgs Tod ihm gewiß. Diese Gewißheit vollendet seine Ueberzeugung, daß es auch mit ihm zu Ende; ist ja des geliebten herzlichen Reiterjungen Tod ihm ein Anzeichen, daß kein Edler mehr auf Erden gedeihen kann. Gibt ihm auch die Nachricht, daß er im tapfern Kampf gefallen, einigen Trost, so fühlt er doch das letzte Band zerrissen,

das ihn, den freien, auf sich selbst ruhenden Rittersmann, an der Erde fest hält. Gott möge darum seine Seele vom Körper befreien. Die Auslassung der Anrede („Herr") ist störend; auch sonst fehlt bei Goethe zuweilen die Anrufung Gottes oder der Götter.*) Jetzt erst wendet er sich mit innigstem Antheil an die Zurückbleibenden, zunächst an die liebevolle Gattin, die er seinem treuen Lerse empfiehlt; in einer verderbten Welt des Trugs und der List läßt er sie zurück, in welcher sie stets auf ihrer Hut sein sollen, da man den Edlen Netze stellt, um sie zu Falle zu bringen. Dieser Gedanke bringt ihn auf Marien, für deren edlen Sickingen er mit Recht fürchtet. Sind ja schon die Edlen alle dahingegangen, wie er schmerzlich klagt: Selbitz, sein wackerer Kampfgenosse, der Kaiser, und, was ihn am tiefsten erschüttert, sein Georg. Aber der Schmerz und die lange Rede haben ihn angegriffen, seine letzte Kraft ist geschwunden; er fühlt Durst, der Athem ist ihm benommen, und so sehnt er sich denn nach Befreiung von seiner Beklommenheit, nach der reinen himmlischen Luft, nach der vollen Freiheit der durch nichts gehemmten Seele. So gilt der letzte doppelsinnige Ruf der heiligen Braut seiner Seele, der Freiheit, deren sinnliche Vertreterin die frische Himmelsluft ist. Bei der Tischszene sollte sein letzter Ruf der Freiheit gelten, was er auch jetzt, nachdem ihm alles geraubt ist, aus innerster Seele wahr hält.**) Daß Götz die wahre

*) Vgl. die Erläuterungen zur Iphigenie III, 1, 290 (S. 105**), zur Stella IV, z. E. (S. 129*).

**) Auch in der Bühnenbearbeitung wird nicht angegeben, daß er sterbend einem seiner Begleiter in die Arme fallen soll, wahrscheinlich Lerse, der das letzte Wort spricht. Dort wird Götz ins Gärtchen des Kastellans geführt, das sich auf der Mauer befindet, und wir finden ihn darauf in diesem, ohne daß bemerkt wäre, wer ihn geführt.

Freiheit droben finden werde, spricht Elisabeth aus, während Maria das Jahrhundert verdammt, in welchem ein solcher Mann so untergehn mußte. Man würde beide ihre Reden gern miteinander vertauschen lassen, gebührte nicht der Gattin nach Götzens Tod das erste Wort. Lerse aber verdammt die Nachwelt, wenn auch sie Götz verkennen könnte, und stellt ihn so als Muster eines echtfreien, ritterlichen, geraden und treuen Charakters für alle Zeiten hin. Der heilige Augenblick von Götzens Hinscheiden durfte nicht durch die Nachricht seiner von Marien erwirkten Befreiung entweiht werden. Götz tritt hier vor seinem Ende noch einmal in erhöhter Gestalt vor uns; die Züge seines Charakters verklären sich gleichsam in dem Abschiede, den er von der Welt nimmt, an welche seine freie Seele sich durch kein Band mehr gefesselt fühlt, da seine Kraft und alle die, auf welche seine Hoffnung gerichtet war, dahin sind. Freilich scheint uns der Schluß trostlos zu entlassen, da wir nur in eine arge Zeit des Truges und der List schauen, aber Lerse deutet doch leise auf den Gedanken an eine bessere Nachkommenschaft, die Götzens einfache Größe erkennen werde. Wunderlich sieht Drenckmann (S. 25) im Schlusse des Stückes den vollständigen Sieg der neuen Ordnung der Dinge über Götz; er will uns ernstlich glauben machen, Goethe habe diesen Sieg als einen berechtigten, den Untergang als Sühne der Schuld dargestellt, während der Dichter, wenn wir anders auf seine Worte achten, uns mit dem ergreifenden Gefühl entläßt, daß hier ein edler Mann dem Trug und der Arglist zum Opfer gefallen.

Goethes Götz tritt uns als die mit ureigener Dichterkraft vollzogene Vollendung von Lessings Kampf gegen den französischen Klassizismus und seiner verehrenden Hinweisung auf

den genialen Britten entgegen, in dessen Stücken der Geist selbstbewußter Freiheit sich volle Bahn gebrochen hatte. Und glücklicher Weise hatte der Dichter in Götz einen volksthümlichen Stoff gefunden, wie er kaum in unserer ganzen Geschichte wieder anzutreffen sein möchte, wenn es auch für die Jesuiten einen echtdeutschen Stoff eben nur vor der Reformation, im gesegneten Mittelalter gibt, und sie bedauern, daß Goethe über die „Scharteke" der Lebensbeschreibung des Berlichingen gerathen, er freilich den Volkston gut getroffen, aber den wahren deutschen Geist verfehlt und ein regelloses Drama geliefert habe. Das Volksthümliche liegt hier nicht in der Handlung, die, so beschämend für Deutschland als irgend eine, absichtlich mit schonungsloser Uebertreibung von Goethe dargestellt wurde; es ruht im Charakter des Helden, in welchem die deutsche Nation ihr eigenes Ebenbild, den Inbegriff deutscher ritterlicher Treue, Biederkeit und Tapferkeit erkannte. Auch aus Elisabeth, Marie, Georg und Lerse weht uns das echtdeutsche Gemüth entgegen. Darum jubelte das Volk dieser durchweg von deutschem Leben durchdrungenen, mit der Gewalt einfacher, aber kräftig bezeichnender, lebendig verkörpernder Sprache ergreifenden Dichtung begeistert zu, und es wird ihr immer zujubeln, da es in ihr ein Sinnbild seiner eigenen, so oft getäuschten, sich aber nie verleugnenden Biederkeit und Treue, das Drama des so oft zu kurz gekommenen deutschen Gemüthes erkennen muß.

IV. Die Charaktere.

Die lebendige Charakterdarstellung ist im Drama mit der Handlung auf das innigste verflochten; beide stehen in der genauesten Wechselbeziehung. Aber nicht allein in der dargestellten Handlung prägt sich der Charakter der Personen aus: manche von ihnen erzählte Züge, auch Aeußerungen anderer wirken dazu mit, und nicht am wenigsten ihre ganze Haltung, das Wesen ihres Auftretens bis zum sprachlichen Ausdruck. Die Kunst des Dichters besteht gerade darin, diese einzelnen zusammenwirkenden Darstellungsmittel so geschickt zu verwenden, daß sich ein lebensvolles Bild entfaltet, was er freilich nur dann vermag, wenn er dieses hell in seiner Seele erschaut hat, und nicht weniger mit angeborenem und lebendig ausgebildetem Blick in das Wesen der menschlichen Natur als mit anschaulicher Gewalt der Vergegenwärtigung begabt ist. Wie glücklich dies alles bei Goethe sich vereinigte, bewährte er schon in dem ersten, ganz aus der Tiefe seines begeisterten Herzens geflossenen dramatischen Versuch, dem Götz, in welchem alle Charaktere bis zum unbedeutendsten herab mit einer überraschenden Anschaulichkeit uns entgegentreten, alle, ohne irgend durch das sich aufdrängende Gefühl der Absichtlichkeit zu stören, ihr Wesen rein aussprechen. Die bezeichnenden Züge sind so glücklich herausgegriffen und gestellt, daß sie sich zu einem einheitlichen, fest umschriebenen

Fürsten steht er in freundlichster Verbindung, besonders mit dem Kurfürsten von der Pfalz, auf dessen Hochzeit er gegenwärtig ist, dem er eine Zeit lang dient. Sein Unglück macht ihn nicht schwach, aber es raubt ihm die frische Lust des Lebens und erfüllt ihn mit der traurigen Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe, und diese stimmt ihn milder, da er auch darin Gottes Willen verehrt.

Neben Götz mit der eisernen Hand tritt Selbitz mit dem hölzernen Bein als ein tüchtiger, stets bereiter Haudegen hervor, der, wie Götz, für Recht und Freiheit lebt, jeden Wortbruch als eine Niederträchtigkeit brandmarkt, der ganz von Götzens Tapferkeit hingerissen ist: aber ihm fehlt die edle Treuherzigkeit, die den Götz ins Verderben bringt, er nimmt sich nicht, wie dieser, der Bedrängten an, und nicht ohne Bedeutung dürfte es

---

aufkommen. Freilich behauptet dieses der mit den Prälaten und Städten im Bunde stehende Weislingen, aber die Fürsten und Städte beachten den Landfrieden nur, insofern er ihnen Vortheil bringt und er sie ihr Unrecht ganz ungestört treiben läßt. Nicht allein Sickingen spricht es aus, daß Götz von jeher zu kurz gekommen, weil er mit wenigem zufrieden gewesen, gleich am Anfang hören wir von Sievers, Götz gebe immer, wenn er im Vortheil sei, unerhört nach. Als alles mit dem Bischof von Bamberg vertragen war, wirft dieser ihm einen Buben nieder, wobei die Nürnberger ihre Hand im Spiele haben. Durch diese Rechtsverletzung, gegen welche er keinen Schutz beim Kaiser und Reich findet, durch diesen offenen Bruch des Landfriedens wird Götz zur Fehde nach dem guten alten Recht gezwungen; die Ruhestörer sind der Bischof und die Stadt, gegen die Götz im vollen Rechte ist. Goethe selbst steht nicht auf dem Standpunkte Weislingens, des Bischofs und des römischen Rechtsgelehrten Olearius; er erkennt in dem Landfrieden und den Bünden nur die Schöpfung ehr- und herrschsüchtiger Fürsten, die unter diesem Deckmantel ihre Gelüste frei üben. Götzens Schilderung der Fürsten, welche Weislingen nicht zu widerlegen wagt, entspricht der Ansicht des Dichters, die noch am Schlusse sich unverkennbar, gleichsam als Bestätigung des im Stücke lebendig dargestellten Bildes, ergreifend ausspricht.

sein, daß sich nirgendwo eine Andeutung seiner Familie findet; diese sanftern Gefühle scheinen seiner Brust fremd. So tritt denn dieser wackere Hülfsgenosse des Götz, der sich, wie dieser, wo es Noth thut, seiner Haut wehrt, hinter ihm zurück, da ihm die gemüthlichen Eigenschaften abgehen, welche das Bild unseres treuherzigen, für Freiheit, Recht und Reich begeisterten Helden vollenden.

In ganz anderer Art erscheint uns Sickingen, der starke, ungestüme, seine Pläne mit Klugheit und Gewalt durchsetzende Ritter, der nicht damit zufrieden ist, dem Rechte Geltung und der Freiheit offene Bahn zu schaffen; seine Seele wird von dem ehrsüchtigen Streben getrieben, durch die in ihm wirkende Kraft sich aus dem Stande eines freien Ritters emporzuschwingen, sich unter den Fürsten Deutschlands eine selbständige Stellung zu erkämpfen. Zeigt er sich auch als ein edler Mann, dem jede Niederträchtigkeit in den Tod verhaßt ist, so steht er doch an wahrer Gemüthlichkeit weit hinter Götz zurück, dessen Schwester er weniger aus zarter Neigung seine Hand bietet, als weil er sich mit diesem tapfern Götz verbinden will und er eine „Königin seiner Schlösser" sucht, woher auch seine Aeußerungen in Betreff Mariens, besonders kurz vor und nach dem Antrage, weniger zart gehalten sind.

Dieselbe Treue und Mannhaftigkeit, welche aus den drei Rittern uns entgegenleuchtet, spiegelt sich auch in Lerse, den die Bewunderung von Götzens Tapferkeit ganz diesem gewonnen hat; ja die Liebe zu Götz, die mit dessen Unglück zu steigen scheint, hebt ihn fast über sich selbst hinaus, indem sie ihn, wie sein Vorbild, Goethes Jugendfreund, zu Rath und That geschickt macht, so daß er bei der Belagerung des Schlosses

alles bestens besorgt und die Unterhandlung betreibt, später den Frauen hülfreiche Hand leistet.

Wenn Lerse als tüchtiger Knappe sich durchweg bewährt, so erscheint uns in Georg ein jugendlicher Götz, in welchem alle Tugenden des Helden im Glanze frischester Jugend strahlen: gläubig hängt er an Gott, in liebevoller Bewunderung an Götz, in innigster Neigung am Reiterstande; Recht, Mannheit und Treue sind die Leitsterne seines mit selbstbewußter Kühnheit ahnungsvoll vordringenden, seinem Meister froh nacheifernden Lebens, dessen Blüte in echt tragischer Weise so früh gebrochen werden soll.

Wenn sich bei Götz tiefes, reines Gefühl mit Charakterfestigkeit, Tapferkeit und Edelsinn paart, so sehen wir in seinem Gegner Weislingen eine freilich edlen Gefühlen zugängliche, aber weiche, schwache Natur, die sich von der Leidenschaft, den Frauen zu gefallen, und von maßloser Ehrsucht blind zu allem hinreißen läßt, was mit den eigenen Empfindungen im grellsten Gegensatz steht. Er gehört zur zahlreichen Klasse jener sogenannten guten Menschen, denen jeder sittliche Halt mangelt, deren Handeln von zufälligen Anreizungen abhängt, die, bei aller Gutmüthigkeit, in leichtsinniger, zu höchster Leidenschaftlichkeit gesteigerter Verblendung zum Schändlichsten hingetrieben werden, deren Stärke sich nur in der Maßlosigkeit zeigt, womit sie ihrer Leidenschaft sich hingeben, alle Gefühle des Rechts und der Ehre niederhalten. Gerade Frauenliebe und Herrschsucht sind diejenigen Leidenschaften, welchen solche Naturen zumeist verfallen. So lange Weislingen an Götzens Seite lebte, übten dessen Beispiel und Liebe den wohlthätigsten Einfluß, aber schon damals zogen ihn der Glanz des Hofes und die An-

muth der Frauen an, was ihm Götz in seiner derben Weise vorwirft: diese zierlichen Formen eines Scheinlebens, diese Gefallsucht, diese Hoffnung auf Ansehen und Einfluß fesselten ihn immer mehr, so daß er sich nicht entschließen konnte, seinen Freund auf dem Zuge nach Brabant zu begleiten. Mit Götz war sein guter Geist von ihm gewichen; freilich fanden sich beide auch später noch freundlich zusammen, freilich stand Adelbert dem Genossen noch zuweilen ritterlich zur Seite, aber das Scheinleben hatte Gewalt über ihn gewonnen, es überwucherte allmählich die edlern Grundkeime seiner Natur, so daß er, seiner selbständigen Freiheit sich völlig entäußernd, in die Dienste des herrschsüchtigen Bischofs von Bamberg trat, der durch seine Schmeicheleien und das Ansehen, welches er ihm vor allen gab, ihn in seine Dienste zog, und ihn so ganz in seine Gewalt brachte, daß er endlich zum erbittertsten Feinde und Verfolger seines geliebtesten Jugendfreundes wurde, den er dann um so ernstlicher haßte, als er die Stimme seines Herzens übertäuben mußte, und die biedere Rittergröße des Götz seinem Ehrgeiz ein höhnender Vorwurf schien. Treffend ist das Wort Liebetrauts im Entwurf: „Er ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an den Hof gekommen wäre, könnt' er unvergleichlich geworden sein." Der Hof war für ihn um so gefährlicher, als er ein schöner Mann, von geschmeidigen Formen war, dessen Eitelkeit in der dortigen Umgebung die reichste Nahrung fand. Die Beschreibung seiner äußern Gestalt im Gespräch zwischen Adelheid und dem Kammeefräulein ist demnach, wie an dieser Stelle durchaus angebracht, auch für das Verständniß seiner Entwicklung bedeutsam. Auf einen Augenblick gelingt es dem Götz, dem gefangenen Weislingen die Augen über sich selbst zu

öffnen; er sieht sich in seiner Niedrigkeit, diesen in seiner edlen Größe: mit ihm, dem treuherzigen Jugendfreunde, will er sich zu echtritterlichem Wirken verbinden, mit dem Hofe entschieden brechen, und statt in eitler, wechselnder Frauengunst sich zu bespiegeln, in der Liebe einer stillen, reinen Seele sich ein ewiges Herzensglück gründen. Diese Liebe ist freilich echt, aber es fehlt ihm an Kraft, den Gefühlen seines Herzens, dem Triebe der Ehrsucht gegenüber, zu folgen, wie er selbst fühlt. Nach Bamberg mag er nicht zurück, da er ahnt, daß sein so schöner Vorsatz dort, wo Fürsten- und Frauengunst ihm winken, einen schweren Stand haben werde: doch der pfiffige Liebetraut weiß ihn durch Auffrischung seiner Erinnerungen und Aufregung seiner Eitelkeit zu einem Besuche zu bestimmen, wo denn des Bischofs freundliches Zureden nicht ohne Einfluß bleibt, vor allem Adelheidens angenommene Kälte und Ungunst den Sieg über ihn gewinnen. Vergebens sträubt er sich gegen den Gedanken, in Bamberg zu bleiben und sein Wort zu brechen, Adelheidens Reize beherrschen und berücken ihn, so daß er bald Götz entsagt und, von dem ehrsüchtigen Weibe gestachelt, erbitterter als je gegen diesen auftritt. Allein Adelheid fühlt, daß er kein Mann großartiger That sei, und belohnt sie auch die gegen Götz durchgesetzte Achtserklärung und die Befreiung ihrer Güter mit ihrer Hand, so versteigen sich doch ihre Pläne viel höher. Weislingens Eifersucht erwacht; die unglückliche Gewißheit, daß Adelheidens Liebe sich von ihm abgewandt, treibt ihn in verzweiflungsvollem Ingrimm, sich an die Spitze des gegen die Bauern beorderten Heeres zu stellen, wo ihn wilder Ingrimm ergreift, als er vernimmt, Götz befinde sich unter den geschlagenen Bauern. Je *schärfer* der Schmerz über die seinen Wünschen trotzende Adelheid

an seiner Seele nagt, um so glühender entbrennt sein Vernichtungshaß gegen Götz. Noch als das Gift seine Kraft allmählich abmattet, peinigt ihn der Gedanke an Götzens hohe Größe; dieser muß aus der Welt, erst dann hofft er vor ihm Ruhe zu finden. Die schreckliche Enthüllung von Adelheidens Schandthat und die vor ihm stehende, für des Bruders Leben flehende Maria führen ihm die grause Tiefe des Abgrundes vor die Seele, in welchen er gesunken — und so stirbt er verzweiflungsvoll, nachdem er Götz, soweit er vermocht, dem Leben wiedergegeben. Aber Mariens inniger Antheil an dem durch seine leichtsinnige Verblendung so unglücklichen Manne, seine Liebe zu Franz und seine folternden Qualen versöhnen uns mit ihm; stehen ja das Glück, das er in leichtsinniger Verblendung verscherzt hat, und Adelheidens Verrath, die gerechte Strafe seiner eigenen Treulosigkeit, wie Furien vor seinen erlöschenden Augen. Goethe hat es selbst durch eine Aeußerung in Wahrheit und Dichtung verschuldet, daß man einen Theil seines Wesens in Weislingen gefunden hat, und so sagt noch Lichtenberger, um die Lust und das Leid dieser unbeständigen Zärtlichkeit darzustellen, habe er nur in sein eigenes Herz zu sehen brauchen. Aber Goethe blieb in tiefer Seele seiner Friederike treu und war unglücklich über ihren Verlust, er wollte von Liebe nichts mehr wissen, während Weislingen von Adelheiden so umstrickt wird, daß er Marien ganz vergißt. Der Dichter war nichts weniger als der Don Juan, wozu ihn Scherer entstellt hat.

Eine gleiche, noch kindlichere Gutmüthigkeit, wie aus Weislingen, spricht uns aus Franz entgegen, der seinem Herrn in hingebendster Treue anhängt, wie der Reiterbube Georg, sein entschiedenster Gegensatz, dem Götz; aber die glühendste Empfin-

dung, die stachelndste Gier ziehen ihn zu dem verführerischen Weibe, das mit schlauer Berechnung seine Liebe benutzt, um ihn zu der entsetzlichen That zu reizen. Erst nachdem diese vollbracht ist, kommt er wieder zu sich, und als er seinen Herrn so schrecklich dem Tod entgegenwanken sieht, als Weislingens Liebe so rührend zu ihm spricht, da kann er sich nicht halten, er muß dem geliebten Herrn sein begangenes Verbrechen gestehn und verzweiflungsvoll sich selbst den Tod geben.

Von den Fürsten tritt nur der Bischof von Bamberg handelnd auf, eine durchaus eitle, ehr- und herrschsüchtige Natur. Schon im ersten Augenblick erscheint er als ein leerer Mensch, der es liebt, berühmte Leute an sich zu ziehen. Den von Bologna zurückgekehrten Olearius fragt er, ob viele Deutsche von Adel dort studirten, und er billigt dessen Aeußerung, der Kaiser werde gern mit diesen seine ersten Stellen besetzen; sonst weiß er nichts Vernünftiges zu sagen, bringt dagegen dem Kaiser Justinianus, den er so wenig kennt, daß er ihn noch am Leben glaubt, wie später allen Doctores juris, ein Lebehoch. Freilich spricht er so, als ob ihm das Wohl des Reiches am Herzen läge, und er nur wünsche, alles möge nach strengem Rechte gehn, aber bei allem denkt er bloß an seinen Vortheil, jedes Mittel des Trugs ist ihm recht. Mit Götz hat er wieder Fehde angefangen, und er möchte mit aller Gewalt seine Anschläge gegen ihn und die übrigen freien Ritter beim Kaiser durchsetzen. Wenn Weislingen Götz sein Wort gegeben hätte in der Absicht, es zu brechen, das wäre diesem treulosen Menschen ganz recht gewesen. Nur seine Macht und seine Herrschaft liegen ihm am Herzen. Drenckmann stellt ihn freilich als einen für das Wohl *seines* Landes ernstlich besorgten Fürsten dar (S. 7), aber dieses

Lob wird weder durch die Aeußerung des Bischofs begründet, die Felder vor seinen Mauern verdankten Weislingen ihren blühenden Zustand, noch kann Weislingens Bemerkung als beweisend gelten, er dürfe nicht die vielen übernommenen Geschäfte des Bischofs unvollendet liegen lassen. Diesem geistlichen Fürsten ist das Volk nichts, die „weltlichen Stände", die mit Recht „einen Zahn auf ihn haben", sind ihm zuwider, das Reich und der Kaiser liegen ihm nur sofern am Herzen, als sie ihn gewähren lassen und die Kleinen zwingen, unter dem Scheine des Landfriedens sich alles gefallen zu lassen. Deshalb sind ihm die „übermüthigen und kühnen Ritter" ein Greuel; er haßt sie auch persönlich, weil der feige, tückische Pfaffe im Grunde des Herzens durch ihren Edelmuth und ihre ritterliche Kraft sich beschämt fühlt.

Von den weiblichen Charakteren ist dem Dichter Elisabeth, ein Spiegelbild seiner Mutter, am trefflichsten gelungen. Sie ist ganz die liebende, besorgte, zu Rath und That immer bereite, des edlen, mannhaften Ritters würdige Gattin und Hausfrau, die in allen Nöthen ihm zur Seite wacht, alle seine entsetzlichen Qualen tief mitempfindet, und doch ungebrochen alles Elend übersteht, die ihren lieben Götz, in dem sie das Musterbild eines Mannes verehrt, immer tröstet, hebt, alles Widrige von ihm abwendet, zu seiner Rettung mit wacher Geistesgegenwart alle Mittel versucht. Elisabeth ist die echtdeutsche, so gemüthvolle wie starke Hausfrau.

Weniger vollendet erscheint das Bild der vom Ungetreuen verlassenen Maria, die von des Dichters eigener Geliebten, der sesenheimer Friederike, kaum irgend einen Zug an sich hat, ja mit dieser lebhaften, sinnlich heitern, frei der Natur

ihrem unmittelbarsten Genusse zugekehrten Seele im entschiedensten Gegensatze steht. Zarten und frommen Sinnes, liebt sie ein stilles, mehr innerliches Leben, wozu sie auch den kleinen Karl erziehen möchte. Dieser Sinn ist durch die Aebtissin des Klosters, in welchem sie ihre Erziehung erhielt, genährt worden, und wir möchten sie uns lieber, wie Goethe selbst seine Schwester, als Aebtissin wie als Gattin und Hausfrau denken. Dem wilden Ritterleben ist sie abgeneigt, und so hat sie mit Wohlgefallen die sanftern Züge vernommen, die Götz von Weislingen und seinem Zusammenleben mit diesem zu erzählen pflegte, ja sie hat denselben aus den bloßen Erzählungen ihres Bruders lieb gewonnen und ihn bei sich gegen Götzens Beschuldigungen vertheidigt, die sie für leidenschaftlich übertrieben hält. Wie sehr muß sie sich daher aufgeregt fühlen, als sie von seiner Gefangennehmung hört, welches Mitleid mit ihm empfinden, aber auch ahnungsvoll bewegt werden beim Gedanken, sie werde ihn bald selbst sehn! Daß die beiden Herzen sich gleich finden müssen, daß der weiche, wehmüthig gestimmte, so schön und edel auftretende Weislingen ihr Herz und ihre Hand gewinnt, ist ganz natürlich, dagegen können wir es mit einer so zarten Natur kaum vereinigen, daß sie so bald dem Antrag eines andern Mannes Folge leistet, statt sich in ein Kloster zurückzuziehen. Aber der Dichter bedurfte ihrer und Sickingens, und so mußte er dieses Band schließen. In der äußersten Noth macht ihre innige Liebe zu Bruder und Schwägerin sie stark und gefaßt, was sich nur schwer mit ihrer frühern Schilderung vereinigt, wenigstens müßten wir in dem äußern Hervortreten ihre sanfte, zarte Seele mehr durchschimmern sehn.

Im entschiedensten Gegensatz zu Marien tritt die ränkevolle,

nur auf Schein und Herrschsucht gerichtete Adelheid, das mit seltenem Liebreiz begabte, aber jeder reinen, zarten Empfindung unfähige Weib, uns entgegen. Ihre ganze Seele ist darauf gestellt, die Männer in ihre Netze zu ziehen, sie zu beherrschen und durch sie zu herrschen. Ihre hochfliegenden Plane kennen keine Grenzen: über Weislingen triumphirt sie, aber sein Streben genügt ihr nicht, er scheint ihr nur ein halber Mann; ihr Blick richtet sich auf den Nachfolger des Kaisers, und da Weislingens erwachende Eifersucht sie vom Hofe mit Gewalt entfernen und sich ihrer versichern, sie wohl gar ins Kloster stoßen will, so greift sie zum schnödesten Verbrechen. Wahrer, sich frei hingebender Liebe ist sie nicht fähig; auch ihre sinnliche Lust ist schwer zu erwecken, nur der von Liebe rasende Franz könnte diese zu erregen scheinen, aber sie fühlt sich mehr durch diese den armen Jungen aufzehrende Glut geschmeichelt, als daß sie selbst hingerissen wäre. Das von List, Ränken und Herrschsucht ganz erfüllte Weib ist die geborene Todfeindin von Götz, diesem biedern, treuen, Freiheit und Recht heilig hegenden mannhaften Ritter. Lichtenberger sieht in ihrer selbstsüchtigen Härte und ihrer Grausamkeit den Gegensatz zu Mariens Sanftmuth und Güte, wie ihrer leidenschaftlichen Bewegung und leichten Launenhaftigkeit die natürliche Gesundheit von Götzens Hausfrau entgegenstehe. Bei ihrer Charakterzeichnung habe sich Goethe der shakespeareschen Heldinnen, besonders der Kleopatra erinnert, dieser katzenhaften Geschmeidigkeit, die beim Streicheln klaue und schnell von Drohungen zu Versprechen, von Verachtung zur Zärtlichkeit übergehe. Schröer bemerkt, zu Adelheiden fehle noch das Modell, das Goethe bei ihr „vor Augen stehn möchte". Die tolle Schererſche Modellsucherei hat schon zu viel geschadet!

V. Goethes Bühnenbearbeitung.

Mit dem Beginn der neunziger Jahre waren die durch Götz hervorgerufenen Ritterschauspiele so ziemlich von der deutschen Bühne verschwunden. Als Goethe im Mai 1791 die Leitung der weimarischen Hofbühne übernahm, konnte davon zunächst keine Rede sein. Ein vier Jahre später gemachter Versuch mit Jakob Maiers 1777 erschienenem Sturm von Boxberg hatte keinen Erfolg; um so weniger war an eine Aufführung des Götz zu denken. Als 1798 der Schauspieler Cordemann darin aufzutreten wünschte, lehnte Goethe dieses mit der Bemerkung ab, das Stück sei dergestalt ausgeschrieben, daß man sagen könne, es sei stückweise fast ganz auf dem Theater, worauf es selbst ohne bedeutende Umarbeitung nicht erscheinen könne. Erst da, als Schiller und Goethe den Plan einer Bearbeitung der bedeutendsten echtdeutsche Stoffe darstellenden Dramen für die deutsche Bühne auszuführen gedachten, im Jahre 1803, griff der Dichter selbst seinen Götz, wie Schiller Klopstocks Hermanns Schlacht an. Zwar schien sich ihm anfangs das Stück „mit einiger Bequemlichkeit umzubilden", aber gar bald nöthigte ihn manches andere, die Bearbeitung *liegen zu* lassen, die ihm auch unerwartete Schwierigkeiten

dargeboten haben mochte, des Unangenehmen einer solchen „bösen Operation“ nicht zu gedenken, dessen er im folgenden Februar, wo er das Stück von neuem vorgenommen hatte, in einem Briefe an Schiller bemerkt. Erst im Sommer gewann die Arbeit gedeihlichen Fortgang, als er sie nicht mehr wie ein Geschäft betrachtete, das abgethan sein wolle, sondern ihr mehr Aufmerksamkeit und Neigung mit größerer Sammlung zuwandte. Bedenklich machte ihn dabei nur die Länge des „durchaus de- und rekomponirten“ Stückes, das eher länger als kürzer wurde; denn wie er das Zerstreute sammelte, wurde das Vorübergehende beharrlich. Schiller erleichterte ihm durch seine kühnen Entschließungen manche Auslassung, stand ihm auch bei den Proben mit Rath und That treulich zur Seite. Am 22. September betrat diese neue Bearbeitung endlich die Bühne; aber das Stück dauerte an fünf Stunden. Goethe, der mit der Aufführung zufrieden war, entschloß sich, es in zwei Theilen spielen zu lassen: dann werde sich ergeben, welche Szenen die Zuschauer am liebsten missen möchten; diese wollte er dann weglassen. So sah er sich aufs Versuchen hingewiesen. Der erste Theil, die zwei ersten weiter ausgeführten Akte, wurden am 28. September, der zweite am 13. Oktober aufgeführt. Den 8. Dezember kam wieder der ganze Götz auf die Bühne; die erste Bühnenbearbeitung hatte diesmal beträchtliche Kürzungen erfahren, bei denen der Eindruck der stückweisen Darstellung maßgebend gewesen war. Diese verkürzte Gestalt des Theaterstückes findet sich jetzt in den Werken abgedruckt. So wurde Götz denn unter Goethes Leitung in den drei folgenden Jahren mehrmal zu Lauchstedt, Weimar und Leipzig, dann auch in Berlin zur Aufführung gebracht. Besonders Wieland

war über diese Verderbung des alten Götz ergrimmt, und auch außer Weimar, wie in Berlin, fehlte es nicht an harten Aeußerungen über das zerrissene und verdorbene Stück. Goethe selbst sah sich später veranlaßt, auf die ursprüngliche Bühnenbearbeitung zurückzukommen, die er aber auf zwei Abende vertheilen mußte. So gelangte der erste Theil als Adelbert von Weislingen, Ritterschauspiel in vier Aufzügen, am 23. Dezember 1809, der zweite als Götz von Berlichingen, Ritterschauspiel in fünf Aufzügen am folgenden Theaterabend, dem 26., zur Aufführung. Am 2. Mai 1810 ward der zweite Theil wiederholt, auch zu Halle am 25. Aug. 1811 für sich gegeben. Im Dezember 1813 erschienen beide Theile hintereinander auf der weimarischen Bühne, der erste am 8., der zweite am 11. Auch als Goethe die Theaterleitung abgegeben hatte, wurde der in zwei Stücke getheilte Götz noch zweimal, am 27. und 30. Okt. 1819 und am 15. Okt. und 1. Nov. 1828, gegeben, doch wieder verändert, wie z. B. diesmal zuerst die Bauernhochzeit aufgenommen war. Dagegen sah man sich im Jahre 1830, als man das Stück zu Goethes Geburtstag gab, wieder veranlaßt, zu der verkürzten Bühnenbearbeitung, wie sie jetzt gedruckt vorliegt, zu greifen, und so wird das Stück bis heute zu Weimar gespielt, während man auf andern Bühnen sich die grausamste Willkür mit dem zum Schlachtopfer erkorenen Götz erlaubt.*)

*) Ueber die verschiedenen Versuche Goethes, das Stück auf die Bühne zu bringen, vgl. Goethes Aufsatz „über das deutsche Theater" (1815), die Mittheilungen von Oscar Schade im „weimarischen Jahrbuch" V, 443 ff. und Goethe-Jahrbuch II, 190—216. Der Druck in den „nachgelassenen Werken" (1832) beruht auf der Verkürzung von 1819. G. Wendt hat 1879 die „erste vollständige *Bühnen*bearbeitung" nach einer aus dem Nachlasse des Schauspielers Unzelmann

Fragen wir aber, wie die gedruckt vorliegende Bühnenbearbeitung sich zum ursprünglichen Stücke verhält*), so hat Goethe die zu einer Handlung nöthigen Szenen möglichst zu einer ununterbrochenen Reihe miteinander verbunden, manche zur Ausführung einer Nebenhandlung oder zur Darstellung bestimmter Zustände dienende Auftritte weggelassen, wodurch viele Dekorationswechsel umgangen wurden und das Ganze mehr das Ansehen eines gewöhnlichen Theaterstücks erhielt. Dagegen suchte er manche abgebrochene, mit einem Pinselstrich angedeutete Szene zu erweitern, drastische und zur Sinnlichkeit anschaulich sprechende Ausführungen hinzuzufügen, die Akte besonders wirksam abzuschließen, die koupirte, dem gewöhnlichen Volkston glücklich nachgebildete Sprache regelrecht zu gestalten, schroffe, aber höchst bezeichnende, die Lebhaftigkeit der Darstellung fördernde Uebergänge zu ebnen. Hat auch die Bühnenbearbeitung an manchen Stellen in Sprache und Darstellung, durch dramatische Belebung, durch Einfügung treffender Zusätze und Vereinfachung des Szenenwechsels nicht unbedeutend gewonnen, fehlt es ihr auch nicht an einzelnen an sich gelungenen Eindichtungen, wie V, 13. 14, so hat dagegen das so glücklich entworfene Stück, welches durch das Widerspiel der verschiedenen Charaktere und die kräftige Zeichnung der Zeit, wie durch den über dem Ganzen auch in Darstellung und Sprache wehenden einheitlichen Ton wunderbar wirkt, an seiner dichterischen Vortrefflichkeit die entschiedenste Einbuße erlitten. Besonders fällt der Mangel aller

---

stammenden Handschrift herausgegeben, dann Jak. Bächtold sie in seiner Ausgabe des „Götz in dreifacher Gestalt“ (1882), endlich auch Schröer gegeben.

*) Bemerkenswerth ist, daß Goethe dabei nicht die dritte Ausgabe (von 1787), sondern die zweite (von 1774) zu Grunde legte.

dichterischen Kraft in den meisten neugedichteten Szenen auf, wo wir fast nur die gewöhnlichste Theaterroutine finden, die ihre bunten Farben geschickt zu verwenden weiß, um ein aus der Ferne nicht unangenehm in die Augen fallendes, aber jedes wahrhaften Gehaltes ermangelndes Bild rasch hinzuwerfen. Es sollte eben nur ein Theaterstück für die Menge, ein Volksstück, werden. Die Bearbeitung fällt gerade in die Zeit, wo Goethes dichterischer Geist versiegt zu sein schien, aber er ruhte nur, um sich bald wieder zu ungeschwächter Kraft zu sammeln. Die reine Einheit des alten schönen Ganzen ist zerrissen und die traurigen Reste durch leeres, ungehöriges Flickwerk widerlich aufgestutzt, wie eine nach einem ganz andern Stile hergestellte Ruine. Dem Dichter selbst war das Verständniß seines Stückes ganz verloren gegangen, sonst hätte er nicht den herrlichen Organismus in seinen Grundfesten zu erschüttern vermocht, äußerer Wirkung zu Liebe. Um nur einiges zu erwähnen, so ist I, 11 das grollende Entferntstehen von Götz und Weislingen weder dem Charakter des biedern, treuen, mit inniger Liebe an seinem Jugendfreunde hängenden Götz gemäß, noch durch das Gespräch selbst begründet, das auf Weislingen einen tiefen, herzlichen Eindruck gemacht hat. Daß Maria I, 12 im Namen der Hausfrau kommt, Weislingen zu begrüßen und zu Tisch zu laden, ist ganz gegen alle Sitte und die den Aufzug schließende Versöhnung matt und kalt berechnet. Wie könnte sich die scheue, zarte Maria so zudringlich in den Männerstreit einmischen? Götzens Biederkeit und Treue müssen Weislingen umstimmen, sodann Mariens sanfte Anziehung die Versöhnung mit still wirkender Gewalt vollenden. Daß Götz II, 3 mit Weislingen *verabredet*, er solle zuerst nach Bamberg, um sich entschieden

vom Bischof loszusagen, heißt doch der Treuherzigkeit des Helden, der Weislingens Schwäche kennt, zu viel zutrauen. Freilich braucht nun Liebetraut diesen nicht erst nach Bamberg zu ziehen, aber wir verlieren dadurch auch die treffliche Zeichnung von Adelheidens feinen Ränken, die nicht als das ehrsüchtige, zu bestrickender List geschaffene Weib hervortritt, wie auch Weislingens harter Kampf, ehe er von Götz abläßt, nicht zur Darstellung gelangt. Die Schilderung des lustigen, läppischen, dem Würfelspiel ganz verfallenen Selbitz II, 7. 8 steht mit dem sonstigen Ton des Stückes in Widerspruch; wir sehen den würdigen Götz mit einem solchen närrischen Alten ungern in Verbindung: hier hebt der Gegensatz nicht, sondern das Alberne wirft auf Götz selbst einen widrigen Schatten. Daß Götz II, 14 die Schuld Weislingens alle büßen lassen, die gefangenen Nürnberger am Leben strafen will*), steht mit seinem edlen Charakter in Widerspruch, und die großmüthige, an manche Räubergeschichten erinnernde That am Schlusse macht einen etwas eigenthümlichen Eindruck. Gar wunderlich ist die Art, wie der Dichter III, 5 das Verhältniß Adelheidens zu Franz anknüpft, indem sie diesen zum „Staaren" macht, der dem schlechten Gedächtniß Weislingens zu Hülfe kommen soll. Daß Adelheid in diesem entscheidenden Augenblicke, um kleinliche

*) Es ist das der einzige Fall, wo er einen Zug der Lebensbeschreibung neu benutzt hat. Götz hatte fünf bis sechs nürnberger Kaufleute im Spessart niedergeworfen, worunter einer sich befand, den er schon dreimal gefangen genommen; die übrigen waren „eitel Ballenbinder". „Und stellet ich mich, alß wolt ich ihnen allen die Köpff und Händ abhauen, aber es war mein Ernst nit, und mußten niederknien und die Händ auf die Stöck legen, da trat ich etwa ein mit dem Fuß auf den Hindern, und gab dem andern eines an ein Ohr, das war mein Straff gegen ihnen, und ließ sie also von mir wieder hinziehen."

Familienverhältnisse zu ordnen, den Hof verlassen will, wo sie ihre hohen Absichten am sichersten durchzusetzen hoffen darf, wo ihre Genuß- und Ehrsucht, beide auf gleiche Weise, reichste Befriedigung sich versprechen dürfen, ist ebenso seltsam, wie die ganze Darstellung, die nur darin ihre Erklärung findet, daß der Dichter weiter unten (III, 11) die Führer der Reichsexekution als ganz unfähige Leute darstellen wollte, was er durch Adelheidens einflußreiche Empfehlung in den hier eingeschobenen, ihr Bild eher verrückenden als mit kräftig lebhaften Zügen schildernden Szenen sehr unnöthiger Weise zu begründen gedachte. IV, 1 ist der neu gedichtete Auftritt zwischen Sickingen und Marien wenig geeignet, uns den Zustand zweier Liebenden zu schildern, die sich zu einer Verbindung aufs Leben fest entschlossen und diesen Entschluß deutlich ausgesprochen haben; auch leidet sie an manchen Unwahrscheinlichkeiten. Am schlimmsten dürfte es der Tischszene (IV, 14) ergangen sein; die unglücklichen hier beliebten Abschwächungen und Erweiterungen haben das Stück, dessen vollen Pulsschlag wir gerade an dieser Stelle am lebendigsten fühlen, seines innersten Herzens beraubt. Hier, wie sonst, hat der Dichter aus ängstlicher Scheu alle scharfen Stellen gegen die Fürsten geändert, obgleich wir den Götz gerade im Kampfe gegen die ihre Macht mißbrauchenden Fürsten seiner Zeit unterliegen sehen, ja sogar das Lebehoch auf die Freiheit hat wegfallen müssen. Höchst wunderlich sind die zur Vollziehung der Vehme erfundenen Szenen V, 9 und 15.

Dies genüge, um die unendliche Einbuße anzudeuten, welche das Stück in der Bühnenbearbeitung erlitten hat. Leider geht es ihm auf unsern heutigen Bühnen noch viel schlimmer, wo man *sich nicht scheut*, Szenen aus dem ursprünglichen Stück willkürlich

an die Stelle derjenigen zu setzen, welche die Bühnenbearbeitung bietet, um sich die allerwunderlichsten, geradezu unsinnigen Veränderungen zu erlauben. So schließt man den ersten Aufzug mit der Meldung Karls, läßt am Ende des dritten den Ueberfall von Selbitz durch Blinzkopf und Lerses Vertheidigung weg, auch die fünf ersten Szenen des vierten Aktes, ändert die zwischen Adelheiden und Franz, und am Schlusse muß Sickingens Dazwischenkunft ganz wegfallen; Götz stürzt den Schreibtisch um und erklärt mit offenbarer Verhöhnung des kaiserlichen Ansehens, das Götz in keiner Weise beeinträchtigen darf, in geradezu toller Weise die Sitzung für aufgehoben. V, 2 soll gar Götzens Knecht Faud (volksthümliche Form des Namens Servatius) den Max Stumpf vertreten! Eine solche willkürliche Zersetzung des herrlichen Dramas wäre unmöglich, wenn die Zuschauer irgend eine Ahnung von dramatischer Durchführung hätten, wenn ihnen nicht durch die neuesten Mißgeburten der Sinn so ganz verschoben wäre, daß sie das Tollste, falls es nur recht grell aufgetragen ist, gar seltsam klingt und jeden gesunden Begriff verhöhnt, mit stürmischem Beifall aufnähmen. Liegt ihnen ja nichts ferner als eine reine Wirkung, eine künstlerisch zusammenstimmende Einheit.

Ohne gar große Veränderungen würde auch jetzt noch der echte Götz, wie er seit einem Jahrhundert vorliegt, in würdiger Gestalt auf unserer Bühne auftreten können. Die beiden ersten Akte könnten fast ganz erhalten bleiben, nur würde im zweiten die erste Szene im Spessart und einzelnes, wie im ersten Akt der Anfang der ersten Szene auf Jaxthausen bis zu den Worten „ein großes Kloster baute“ zu streichen sein. Die stärkste Umgestaltung fordert der dritte Akt, da die so treffend bezeichnenden

kurzen Szenen, welche uns die Reichsexekution und ihre Schlappen schildern, mit ihrem raschen Dekorationswechsel unmöglich heute zur Darstellung gelangen können. Gern würde man hier eine Umänderung von des Dichters eigener Hand haben, aber die in der Bühnenbearbeitung gegebene bietet etwas gar zu Fremdartiges und läßt zu viel des Bedeutenden fallen. Die beiden Szenen auf Jaxthausen III, 4 und 6 wären unmittelbar miteinander zu verbinden, wobei der Anfang der zweiten und das Ende der ersten eine Umänderung erleiden müßten. Georg käme mit der Nachricht, daß ein fremder Mann Götz zu sprechen wünsche, vor Götzens Aufforderung „Komm noch zu den Frauen!"; dieser schickte Sickingen darauf zu ihnen und der Auftritt mit Lerse schlösse bei den Worten „der mir bei Remlin zu schaffen machte". Daran reihte sich die Szene zu Bamberg zwischen Franz und Adelheiden (III, 5). III, 7. 8 fielen ganz weg, wogegen sich III, 10—14 und 16 treffend zusammenschließen; nur müßte 14. mit den Worten „zu lachen Lust hat" aufhören. III, 15 und bei der Belagerung die Szene in der Küche (III, 18) fielen weg. Der vierte Aufzug würde nur die letzte Szene einbüßen, der fünfte die Szenen Berg und Thal und Jaxthausen (3 und 4) und die beiden vorletzten. So würde sich Goethes Götz ohne gar zu häufigen Szenenwechsel und das ewige Hin- und Herspringen sehr wohl auf der Bühne darstellen lassen, wenn wir nur Schauspieler genug besäßen, welche sich die Mühe nicht verdrießen ließen, in den Sinn des Dichters einzudringen und nicht ihre eigensinnigen Grillen an die Stelle des vom Dichter geschaffenen Bildes setzten, wenn noch ein auf eindringendes Verständniß des ganzen Stückes gegründetes Zu*sammen*spiel unsern Bühnen am Herzen läge. Auch den Schau-

spielern und ihren Lenkern thut es vor allem noth, daß sie in den Geist unserer klassischen Dichter eingeweiht, daß sie zum wirklichen Verständniß derselben angeleitet werden. Dann wird das ganz von deutschem Leben getränkte Bild des biedern, an seiner Treuherzigkeit und der schleichenden Hinterlist feiger Herrschsucht zu Grunde gehenden Helden auch von der Bühne herab dem Volk Herz und Geist erheben, während man bei der herrschenden Willkür dem Götz keinen schlechtern Dienst erzeigen kann, als wenn man seine zerrissenen und zerfetzten Glieder leichtfertiger Theaterroutine preisgibt.

Inhalt.

Seite

Einleitung in Goethes Dramen 1

Götz.

I. Entstehung und Aufnahme 28
II. Stoff und dichterische Gestaltung 56
III. Entwicklung der Handlung.
Erster Akt 73
Zweiter Akt 88
Dritter Akt 101
Vierter Akt 118
Fünfter Akt 128
IV. Die Charaktere 155
V. Goethes Bühnenbearbeitung 168

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Reallexikon
der deutschen Alterthümer.

Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Bearbeitet von

Dr. Ernst Götzinger.

2. umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

Mit 157 Illustrationen.

1885. gr. 8. 15 M. Geb. in Leinen 16 M., in Leder 16 M. 75 Pf.

Auch in 24 Lieferungen à 60 Pfg. zu beziehen.

Das Buch ist von den Schulbehörden und der gesammten pädagogischen und Tagespresse aufs wärmste empfohlen. Ausführlichen Prospekt beliebe man gratis in jeder Buchhandlung oder vom Verleger direkt zu verlangen.

Erasmus von Rotterdam, Das Lob der Thorheit. Aus dem Lateinischen. Verdeutscht von Sebastian Franck. Bevorwortet und mit Anmerkungen von **Dr. Ernst Götzinger.** 1884. gr. 8. 4 M. Ausgabe auf holl. Büttenpapier 6 M.

Für Germanisten von hervorragendem Interesse.

Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken v. **Heinr. Düntzer.** 2 Bände. 1885. gr. 8. 18 M.

I. Band. Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg. — Gretchen. — Charlotte Buff und ihre Familie. — Goethes Beziehung zu Johanna Schopenhauer und ihren Kindern. — Minna Herzlieb und Goethe's „Wahlverwandtschaften". 8 M.

II. Band. Goethes Beziehungen zu Köln. — Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Satyros oder der vergötterte Waldteufel. — Stella. — Goethes politische Dichtungen. 10 M.

Goethes Beziehungen zu Köln von **Heinrich Düntzer.** (Separat-Abdruck.) 1885. gr. 8. 3 M.

Goethes lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 13 M. Geb. 15 M.

Goethes Faust erläutert von **Heinrich Düntzer.** I. II. Theil. Vierte Auflage. 1882. 1887. 3 M. Gebunden 4 M.

Schillers lyrische Gedichte erläutert von **Heinrich Düntzer.** 2. Auflage. 3 Theile in 2 Bänden. 1877. 10 M. Geb. 12 M.

Lessings Leben von **Heinrich Düntzer.** Mit authentischen Illustrationen. 1882. 9 M. Gebunden 11 M. 50 Pfg.

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe) in Leipzig.

Erläuterungen zu den Ausländischen Klassikern.

Herausgegeben von **Robert Prölß.**

1. Shakespeare, Romeo und Julia.
2. „ Viel Lärmen um Nichts.
3. 4. „ Julius Cäsar.
5. Shakespeare, Kaufmann von Venedig.
6. „ Richard II.
7. 8. „ Hamlet.

Preis eines jeden Bändchens 1 M.

Schiller's Gedichte. Für das deutsche Volk erläutert und mit Wörterbuch versehen von **Dr. Carl Eduard Putsche.** Mit Portrait. 1883. 8. 2 M. 40 Pf. Gebunden 3 M.

Der zerbrochene Krug von **Heinrich von Kleist.** Für den Schulunterricht v. **Dr. Christian Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Shakespeare's Hamlet. Die Weltanschauung und der Styl des Dichters. Von **Dr. Christian Semler.** 1879. gr. 8. 80 Pf.

Das Thema der Goethischen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von **Dr. Christian Semler.** 1876. gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wallenstein's Lager von **Friedrich von Schiller.** Eine Festrede von **Dr. Christian Semler.** 1879. gr. 8. 60 Pf.

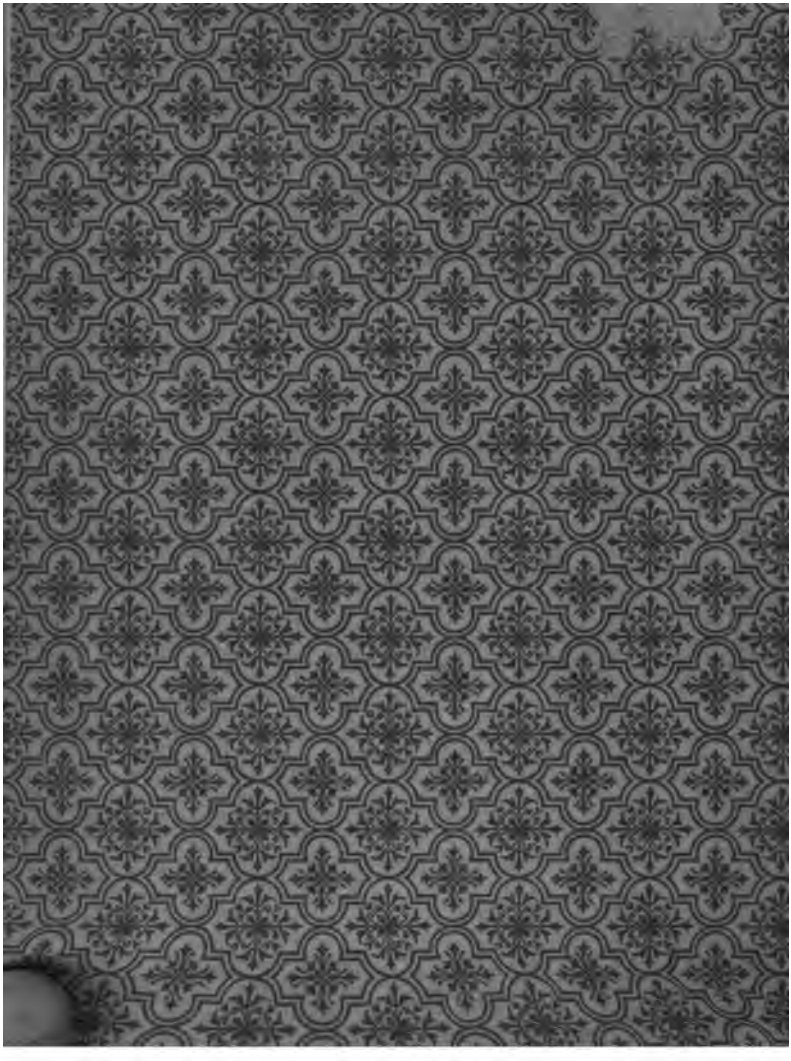
Anleitung dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen, von **Dr. L. Eckardt.** 3. verbesserte Auflage. 1883. 8. 1 M. 60 Pf.

Ueber öffentliche Schulprüfungen, Censuren und Versetzung von **Otto Leisner.** 1885. gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Literarische Reliefs von **Dr. Ernst Ziel.** I. u. II. Reihe. 1885. 1887. 8. à 3 M. 60 Pf. Gebunden à 5 M.

Eclogae latinae e Mureti Ernestii Ruhnkenii aliorumque recentiorum operibus a C. T. Zumptio descriptae quartum retractatae ac suppletae cura **H. H. Wolffii.** 1885. 8. 3 M.

***Geschichte* Irlands** v. d. Reformation bis zu seiner Union *mit England* von **Dr. R. Hassencamp.** 1886. gr. 8. 8 M.



OCT 6 '94

SEP 3 [illegible]

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.